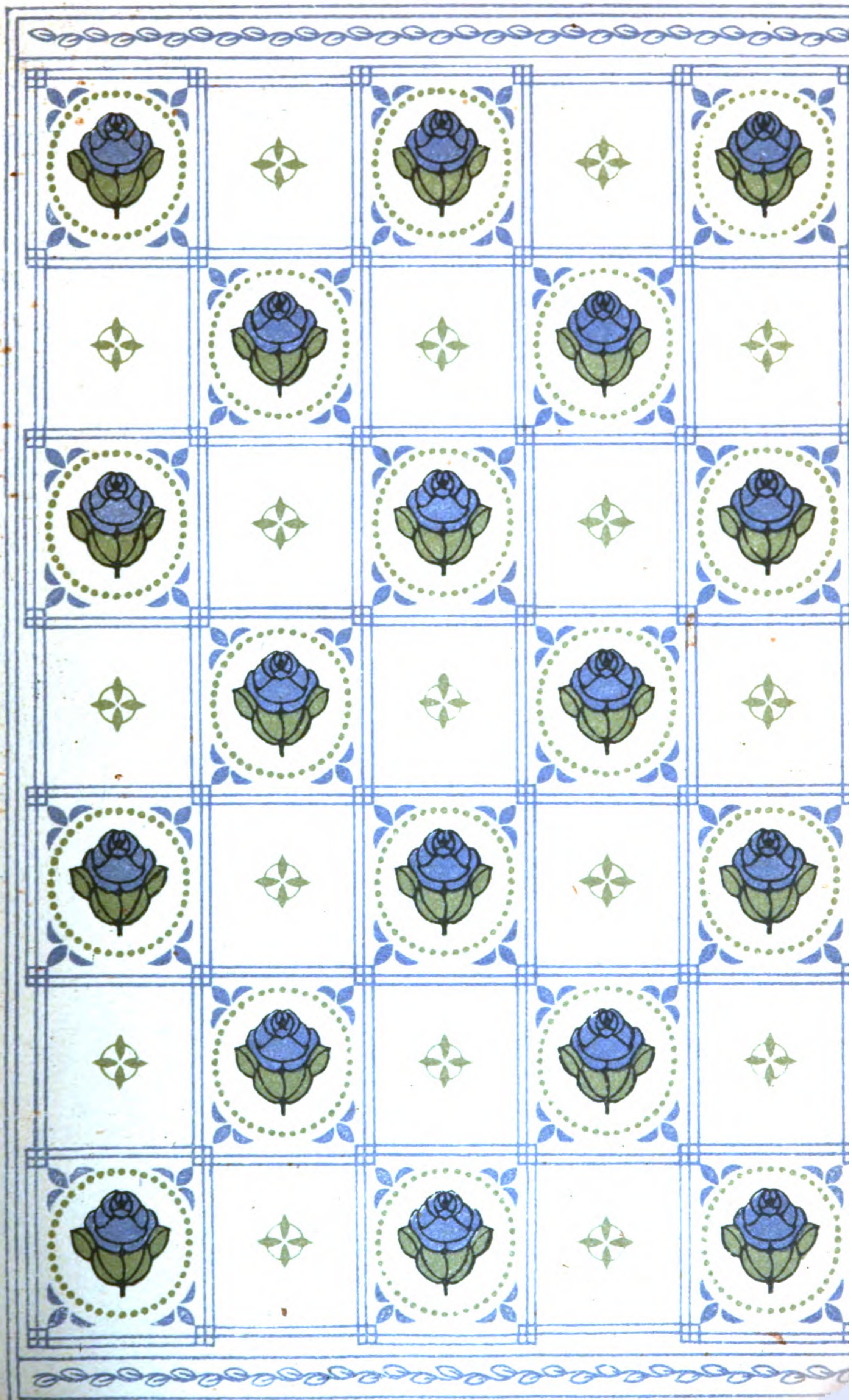
Velhagen u. Klasings Almanach 1910



Almanach / von Velhagen & Klasings Monatsheften /



Empfindsamkeit.

Gemälde von August Neven du Mont.

Almanach

Herausgegeben von der Redaktion von Velhagen und Klasings Monatsheften

1910

Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin Bielefeld Leipzig Wien



Empfindsamkeit.

Gemälde von [illegible] Meyer de Haan

Almanach

Herausgegeben von der Redaktion von Velhagen und Klasings Monatsheften

1910

Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin . Bielefeld . Leipzig . Wien

Entwurf für Einband, Vorsatzpapiere und Buchschmuck von Heinrich Wieynk in Berlin.

Einband von W. Collin in Berlin. Intagliodrucke von J. Löwy in Wien. Buchdruck von Fischer & Wittig in Leipzig. 1909.

Inhalt

Erzählendes.

Balladen.

Literatur.

Kunst.

Vermischte Aufsätze.

Gedichte.

Farbige Kunstblätter.

Intaglio-Drucke.

Kunstblätter.

Die Pfingstküsse.

Novelle von Rudolf Hans Bartsch.

Diese Geschichte sollte man eigentlich gar nicht erzählen, denn sie hat nicht die geringste Moral. Aber da der liebe Gott Herrn Willibald Himmelmayer in die Welt gestellt zu haben schien, um sich ein lebendiges Exempel dafür zu schaffen, wie er sich ungefähr das österreichische Musikantenblut vorstellte, so dürfen auch wir ihn nicht verdammen und mögen ihn ruhig betrachten; natürlich nur objektiv und als Exemplar.

Herr Willibald hatte schon seit ein paar Wintern Weib und Kind und war darüber vierzig Jahre alt geworden; die hatten sich wie eine Rinde langsam um ihn gelegt, ohne daß er auf den steifen Harnisch viel geachtet hatte, denn inwendig war er immer noch sechzehn. Am Morgen war ihm gratuliert worden; er hatte es gleich danach vergessen. Er hatte, nach dem Weihnachtsschlafrock, einen leichteren Sommerschlafrock zum Geschenk erhalten, denn es war der Sonntag zu Pfingsten. Die durchdringende Ironie des Ereignisses hatte er gar nicht bemerkt. Draußen war es so lind und leuchtend blau, die helle Welt stand zur Verfügung wie eine schöne Frau in ihrer allerschwächsten Stunde, und es war beruhigend für den Weltlauf, aber ein Wunder, daß nicht sämtliche Ehemänner ihren Frauen an diesem berauschenden Tage, an dem sich einst sogar die Jünger Christi aufs Schwadronieren verlegt hatten — durchbrannten.

Herrn Willibald war es höchlich danach zumute, und er beschaute sich auf seine vierzig Jahre hin im Spiegel. Er war sonst von so gleichgültiger Freudigkeit, daß er niemals in einen Spiegel schaute. Heute aber hatte er Angst um

sich und tat's: Unter seinen Augen schmunzelte wahrhaftig schon kreuz und quer die schmerzlich humorvolle Zeit mit den wagerechten Fältchen, die vom vielen Lachen, und den schrägen, die von der Nachtarbeit und anderen schlimmen Stunden entstanden waren, die sich auch über Herrn Willibald hergemacht hatten. Das sah also zwar charakteristisch aus, aber gar nicht so glatt wie Porzellanmalerei. Der Bart, den er sich aus Abscheu vor der seifigen Hand des Barbiers hatte wachsen lassen und den er aus Eitelkeit so klein und knapp wie möglich hielt, war noch kohlschwarz von blühender Jugend, das Auge frisch. Er wollte schon weg vom Spiegel, denn er verachtete ihn und hatte ihm noch niemals irgendeine nachdenkliche Minute geschenkt, im Gefühl, daß schließlich alles eitel sei und es für ihn einstweilen auch so noch gut abgegangen wäre. Aber da fuhr ihm etwas durch Mark und Bein.

War das möglich? Er sah genauer hin: Ein blondes Haar war das nicht! Er riß es aus und legte es auf seinen schwarzen Rockärmel: Das erste, schneeweiße Rabenaas unter tausenden schwarzen. Und Willibald hatte gar nicht daran gedacht, älter zu sein als sechzehn oder sechsundzwanzig.

„Na ja" ... sagte der Herr Kapellmeister, und über sein fluderwuschiges Herz lief eine Ahnung des Kreisganges dieser Welt; ja, es drehte ihm dieses Herz um und um. Er stand und sagte noch einmal sein resigniert ironisches: „Na ja," aber im geheimsten wußte er, daß Sonnenwende sei, und das tat schauderhaft weh; so wehe wie Schnee im September, so wehe wie Allerseelen, ja gerade heraus: so wehe wie der Tod. Eine Seele, die jung und dumm, ahnungslos, verliebt, lebenstoll und noch gänzlich unbereitet wie die eines Kindes war, weil die Noten, samt Palestrina, Händel, Bach, Haydn und Mozart so ewig jung waren, eine Seele, die vor lauter Ewigkeit gar nicht daran gedacht hatte, daß sie bloß als Uhr in einem vermorschenden Kasten bestellt worden war, die wand sich jetzt vor Weh und Angst, als ob der Herr der Zeiten schon allväterlich und furchtbar gesagt hätte: „Zu Bette endlich, Lausbub."

Nun stand ein Geburtstagskind am Pfingstsonntag mit hängendem Kopfe da und hätte gern in der Eile irgendeine Philosophie erfunden, um den schaurigen Anhauch dieses unzeitgemäßen ersten Herbstwindes in Musik zu übersetzen. Aber der Himmelmayer hatte nie den gramvollen Ringkampf des Gedankens mit dem Weh der Vergänglichkeit geübt, niemals die bittere Süßigkeit des Umlernens gekannt, die allein alle Zeit zeitlos zu machen vermag. Er hatte keinerlei Philosophie. — —

Also ging er spazieren und war nun wenigstens mit den Beinen Peripathetiker.

Die große Provinzstadt hatte dreimal soviel Menschen in ihren Gassen, Alleen und Gärten, als sonst, und fünf Sechstel davon schienen ihm jünger als er. Da schraubte er sich aus dem farbefrohen, verliebten, duftenden, nickenden Korso fort und ging in kleine Gassen hinaus, wo die Läden offen standen, weil es noch nicht zehn Uhr am Vormittage war. Hier war es stiller; hier, wo das Gras immer wieder zwischen den Pflastersteinen emporguckte, obwohl ihm dies zweimal des Jahres von rupfenden Händen als unstädtisch verwiesen wurde. Ja; es war still; hier kannte ihn niemand. Bloß Dienstmädchen gab es, und die beeilten sich, ihren Sonntagseinkauf zu machen.

Aber, o Menschenherz! Gerade diese Dienstmädchen trugen schon die Sommerkleider mit den köstlichen, kurzen Ärmeln. Bis an den Ellbogen oder noch höher hinauf reckten sich die bisher winterbehüteten lichten und zarten, vollen Arme aus den hellen Blusen; die leuchtende Jugend blühte wieder herzbestrickend in freier Luft, und es war eine Auferstehung des Fleisches, am Tage des Heiligen Geistes, von solcher Überzeugungskraft und aufrechter Liebesgegenwart, daß Herrn Willibalds Herz dreimal in der Minute gegen Himmel fuhr. Dieses immer erneute lustvolle Emporbrausen seines Herzens ließ sich nur mit einem Sommerfest vergleichen, wo eine Rakete nach der anderen unter „ah“ und „seht“ in die Höhe steigt.

Ach, es gab da mehr hübsche Weibsgelegenheiten in zweien kleinen, frühlingshellen Gassen, als Herr Willibald bisher in sieben Jahren geliebt und ersehnet hatte!

Da ging in seiner Seele folgendes Sprüchlein los: O ihr alle, alle, rosig wie Neujahrsschweinchen, blütenweiß wie zartester Zucker, klar wie firner Wein und viel, viel berauschender als er, all euch möchte ich drücken und abküssen! Herr der Herzen! Lust hätte ich zu einem ganzen Tanzsaal voll wehender Schürzen! Ja, wäre ich Kaiser, heut möchte ich nichts, als im Automobil durch eine telegraphisch vorbereitete Welt rasen und mich an siebzig Stadttoren durch bloßärmlige Empfangsjungfrauen hindurchknutschen!

An Schlimmeres dachte Willibald nicht, denn vor lauter Glücksgefühl blieb er immer schon am bekränzten Eingange seiner Phantasien stehen und war überwältigt. Inzwischen kamen und gingen in den Gassen die Mädchen in weiß, hellrosa und blaßblau, und der arme Willibald hatte ein ewiges Gruseln, weil er fühlte, daß solche Arme von Rechts wegen um seinen Hals geschlungen gehörten. Er verlief sich in immer einsamere Viertel, um solch herzbedrückendem Zauber zu entgehen, und mündete endlich in der Au, in der lichtgoldgrünen Au, durch die der Fluß mit vielen Brüdern von kleinen Wasserläufen, Mühlgängen und stillen Tümpeln hinspielte. Dort hörten endlich, endlich die herzbewegenden Schürzen auf.

Da und dort stand noch ein Haus, eine Mühle, oder eine Fischerhütte mit ausgehängten Netzen, die weithin an die trocknende Luft ihren Flußtiefengeruch weitergaben; später ward das einzige Anzeichen der Menschenwesenschaft ein stark angeschnittener Heuschober. Endlich dann ward es einsam, und nun war Wiese, Gehölz, stilles Wasser und alle sonstige Natur unter sich. Und leise, leise ging Willibald durch die betäubend schöne, allseitig verliebte Welt seiner grünen Geschwister hindurch, die ringsum mit der Sonne eine Leuchtkraft an Blüte und Hellgrün loshatten, daß es den Sinnen schwindlig wurde.

Die Finken jauchzten wie verliebte Sennbuben ihr ji, ji, ji, ji, juhuhuhui alle durcheinander, die Amseln bliesen des Herrgotts Urflöte, die Grasmücken und Mönche übten allerfeinste, minderbemerkte Vokalkultur, und in diesem Losgelassensein aller Liebe einer lange gedrillten, armen Welt,

stand der Musikant und hatte keine einzige Note zur Verfügung, außer einem dicken, schweren Seufzer und zwei Tränen, von denen eine dem schwächeren linken Auge zuerst entprallte, worauf auch die rechte süßschmerzlich und scheinbar so groß wie eine Kanonenkugel zur Welt kam.

Denn ringsum war die alte, neubetrogene Natur gerade so unerfahren, des Gottestages froh und unbelehrt wie dieses große Kind, das schon ein weißes Haar erlebt und dennoch immer noch nichts anderes getan, als daß es Klingklang Gloria zu Ehren des allersüßesten Lebens geübt, gesungen und gemusiziert hatte, als ob es mitten in der ewigen Seligkeit stünde. Hellgrün waren alle Blattspitzlein zugleich an den Tag geschossen, und die Sträucher, die jungen und die alten Bäume waren gleich eilig in ihrer lustvollen Torheit, zu leben und Vergänglichkeiten zu verüben.

„Na, denn los!“ sagte Herr Willibald, gestattete seiner Rührung einen freien Sonntag und schritt in die volle Ungewöhnlichkeit dieses liebeschweren Tages mit einer Lust hinein, als wäre die Geschichte mit den sechzehn Jahren dennoch wahr.

Dann blieb er plötzlich stehen, versuchte noch ein letztesmal zu philosophieren und faßte also all seine Eigenschaften zusammen. Da wog ein weißes Haar, (und wenn's tausend waren), gegen das Gewicht eines ganz lieben Kerls, der einen brillanten Dirigenten, Geiger, Sänger und Frauenbeschwätzer abgab, dessen einzige, düstere Seite die unabwendbare Neigung war, bei Nacht zu komponieren, und der sonst eine Leichtigkeit des Lebens hatte, als bestände der Kampf ums Dasein für ihn darin, mit den Händen in den Hosentaschen durch diese Welt zu gehen und dabei sehr hübsch zu pfeifen.

Er hatte also, am Ende, dennoch Eigenschaften.

Schwermütige Welt: — wie bringt man nur dieses graue Haar zum Schweigen? Man beweist ihm, daß es unrecht hat; nicht wahr? Nun aber hervor mit dem Beweis.

Kapellmeister Willibald war also hell und voll gesammelt, sich im vierzigsten Jahre seines Lebens zu be-

weisen, daß er ein Junge war. Er trat aus der Au in die Feldweite hinaus. Voller Gold lag die Welt der Keime endlos vor ihm. Ferne war ein Dorf, dessen Dächer bis in die Feldschollen zu versinken schienen; es räkelte sich verliebt an die Erde wie ein wohliges Hündlein in der Sonne. In den leuchtblauen Himmel schnitten nur zwei Dinge hinein: ein Kirchturm und ein Maibaum. Der Kirchturm war spitz und hatte ein rotes Dach und einen Wetterhahn, der sich je nach himmelspolitischen Umständen drehte, wie die Stimmungen unserer lieben Klerisei, die ja, Gott sei Dank, aus Menschen besteht. Geläute war keines mehr zu hören, denn es ging an Mittag; also war für den freundlichen Willibald der Kirchturm wesenlos. Der Maibaum aber wurde desto lieblicher, je näher man ihm kam. Schon fern glänzte sein heller, entrindeter Stamm in der verzückten Feldweitensonne, und bunte Bänder wehten von seinem Fichtenwipfel plaudernd in die Welt hinaus. Es war ein Maibaum, an dem Gott selber seine Freude haben mußte.

Da dachte der Musikus Willibald Himmelmayer mitten auf dem Feldwege an das Wesen des Volksbrauches, der den Maibaum erfunden hatte. Wem wird der Maibaum gesetzt? Dem schönsten Mädchen weit in der Runde. Wohlan, Willibald, beweise deinem weißen Haare dessen Niedertracht und Unzulänglichkeit, indem du dir das auf so holde Weise und hochauf angedeutete Mädchen eroberst, als seiest du ein junger Student!

Und er marschierte, sprühend vor Hoffnung und Ahnung kommenden Glückes, auf dem Feldwege gegen jenen Maibaum los, der sich kopfwiegend im leisen Winde bog und seine Bänder in bräutlicher Verheißung flattern ließ.

Und dann kam das Wirtshaus, das Wirtshaus an der Au! Links war die goldgrüne, windhauchwallende Feldweite, rechts erst ein paar, dann mehrere kühner beisammen stehende Traubenkirschen, die über und über blühten und berauschend für Biene und Mensch nach Honig rochen, — ihr Duft ging in ganzen Wolken über Land, — und dann kam die Au: ein ganzer Wald von Pappeln und Espen, Weiden und Traubenkirschen, Hartriegel, Eschen,

Feldahorn, wilden Kirschbäumen und was Gott noch zuließ, je nachdem der Boden schwer, feucht oder steinig war.

Geradeswegs aber ging Herr Himmelmayer in das feldstille Dorf ein und auf den Maibaum zu, und mit dem Augenblick seines Eingangs begannen alle drei Mittagsglocken hoch und tief aufzuläuten und machten einen wundervoll nachdenklichen Dreiklang, denn es waren tiefe Glocken, was eine reiche Gegend verriet. Denn tiefe Glocken müssen groß sein. Schwer schwangen und sangen sie und verkündigten drei Meilen hin für vier oder fünf Herzen Andacht und für eine Armee von fünfzigtausend Magen den glückseligen Pfingstsonntagsfraß. Und die ganze Welt lächelte, Gott mit inbegriffen, und war zufrieden.

Da machte sich Meister Willibald im Gasthausgarten auf einer neugerammten Bank mit frohsinnigem Rucke seßhaft und sang in den Klang der Mittagsglocken bald in g, bald in h und bald in d das Hohelied seines Hungers: „Wirtshaus! Wirtshaus!"

Kam eine ganz junge Kellnerin heraus, schüchtern, hilflos und ungeschickt, so daß man sah, sie diente heute den ersten Tag. Sie zitterte mit der Stimme, wegen des feinen Herrn, der da gleich in ihren Weg gewettert kam: „Was befehlen Euer Gnaden?"

„Komm her, Kind," sagte der Kapellmeister frohgemut. „Setz' dich da neben mich. Gäste sind noch nicht da."

„Die kommen erst um fünfe oder sechse; wir haben noch recht wenig vorbereitet," sagte das Mädchen ängstlich und setzte sich an den Rand der Bank.

Herr Willibald sang noch einige Sekunden hübsche Untertonläufe zu dem Klange der Glocken, und das Mädchen dachte: ‚Ein fideler Herr.'

Dann hörten die Glocken auf, und Willibald fragte: „Für wen ist der Maibaum vor euerm Haus?"

„Den haben neulich in der Nacht die Burschen gesetzt," erzählte das Mädchen, und ihre sommerschwarzen Kirschenaugen wurden lebhaft, „weil er dann ein Fassel Bier freigeben muß. Unser Wirt hat eine solche Freud' gehabt, indem daß man sein Wirtshaus weit in der ganzen Ebenen

erkennt, wo es liegt, daß er zwei Fasserln hergegeben hat. Bei der Kegelbahn hat er sein Geld aber wieder hereingebracht," schloß sie tröstend.

‚O höchst verschlimmerte, moderne Welt,' dachte der Kapellmeister. ‚Nun sind die jungen Burschen vom sittsamsten Mädel bis auf den freigebigsten Bierwirt gekommen. Bande!' Er war sittlich entrüstet. Das Volk hatte wieder eins seiner heiligen Güter verloren und er ein Mädel. Daß die junge Kellnerin auch nicht übel war, bemerkte er in seiner ärgerlichen Enttäuschung nicht gleich und fuhr sehr sachlich fort: „Was gibt's zu essen?"

„Mein Gott: nur eine schwäbische Brotsuppen mit Würsteln, Rindfleisch mit Semmelkren ... Gugelhupf wär für die Jausen da." — Sie schwieg und sah den schwermütig gewordenen Herrn ängstlich an.

„Aber Kind," sagte er, „heute ist doch Pfingstsonntag. Ich möchte ein Backhuhn."

„Ja, das kann recht gut geschehen. Backhendel sind wohl da. Nur leben sie noch."

„Also abstechen," entschied Willibald wehmütig. „Freilich, graue Haare haben sie noch nicht; ihre Zeit wäre noch fern. Aber jung sterben ist auch schön; ja es ist geradezu genial. Fragen Sie nur den Maler Rafael."

„Ach den," sagte das junge Ding verständnislos und bedrückt. Dann verschwand es.

„Backhendel mit Salat," rief ihr der Kapellmeister nach. „Ja, mit Salat," wiederholte sie etwas fröhlicher, verschwand im Wirtshaus, und Willibald schaute sich die wunderschönen abgefallenen Kastanienblüten an, die über den ganzen Tisch gesät lagen, während oben in den Bäumen des Wirtsgartens noch hunderttausend, kerzenaufrecht und den Sommer weit über Feld hinausleuchtend, blühten. Über den Bäumen lag innige Sonne; unter ihnen war es heimlich wie Erinnerung; alle leeren Tische erzählten Liebesgeschichten aus ähnlicher Zeit wie heute.

Willibald träumte; träumte. Nun hätte er das bildschöne Wirtsmädel auskundschaften und her zu sich ziehen sollen, das ihm der Maibaum versprochen hatte. Damit war es aus. Die Wirtin war sicherlich auch nicht der

Mühe wert; sie hatte eine harte Stimme; das hörte man an der Art, wie sie mit der neuen, kleinen Kellnerin schalt: „Das muaß a Madel lernen! Und a Kellnerin zuerst. Mit die Gäst hoppertatschig und mit die Hendeln in christlicher Bruderschaft sein, taugt net für unsern Stand. Das Hendel stichst ab und dem Herrn zeigst, daß du a jungs, fesches Madel bist. — — Wie? Du weißt net, wo ma'r an Hendel eini schneid't? Da: Schau her. Jetzt gehst hinter die Kegelbahn, haltst ihm die Flügel und die Haxen hinteri und stichst es ab. Halloh, mach g'schwind."

Kurz nachher lief das Mädchen mit einem jungen Huhn verzweifelt über den Hof. Da schloß sich Herr Willibald voll Schrecken ihr an.

„Was soll's denn, Fräul'n?"

„Ihner Hendel muß i abstechen, und das hab' i no nie net tan," jammerte sie hoffnungslos.

„Na ja, aber," sagte Willibald schüchtern, „wenn man bloß den Hals durchzuschneiden hat."

„Aber das is es grad," seufzte das junge Ding. „Mir wär's, als ob i' an Christenmenschen abkrageln müsset. Und es zappelt und zappelt."

„Lass'n wir's los," sagte Willibald mitleidsvoll. „Mir ist der Gusto vergangen. Ich möchte gern Schinken, Wurst und Käse."

„Ja, aber das soll jetzt mein Probestückl sein," klagte die neue Kellnerin, „und ich muß doch Hendel abstechen lernen!"

„Guter Gott, ich kann's auch nicht," sagte der arme Kapellmeister hilflos.

„Na, wird's bald?" schrie die Wirtin unsichtbar aber grellstimmig aus dem Küchenfenster herüber.

Da packte das arme Mädchen sein Huhn fester und lief hinter die Kegelbahn; Herr Himmelmayer schlich ihr entzückt nach, um die Tragödie bis zum Ende zu sehen.

Da mußte er erleben, wie das junge Ding in seiner Verzweiflung einen groben Hanffetzen, der zum Schutz gegen das Aufprellen der Kegelkugeln diente, von dem Bahnende wegriß, das Huhn hineinwickelte, damit sie es nicht sähe, einen Kegel in die Rechte nahm, die Augen

zudrückte, den Kopf märtyrerkühn gegen Himmel drehte und dann viermal daneben hieb, bis sie ihr junges Opfer traf und still machte, sowohl zu Ehren des Pfingstsonntagsgastes, als auch um ihre Ehre als künftige Wirtin zu retten.

‚Sie hat ein weiches, gottgefälliges Gemüt,' sagte sich Willibald Himmelmayer gerührt. ‚Es ist geradezu etwas Gottesdienstliches in diesem gütigen Geschöpf. Wie sich das Braun ihrer Augen gegen Himmel zu drehte und das bläuliche Weiß des Augenkörpers feucht und schmerzlich die Übermacht in diesen süßen Augen bekam, wie der silberne Mond über die Nacht, das war einfach delikat. Judith konnte nicht schmerzlicher zu den Sternen geschaut haben, als sie das Haupt des Holofernes endlich 'runter hatte. Sie, sie verdiente den Maibaum!'

Inzwischen trug das junge, mitleidige Herz das verreckte Huhn von dannen; dieses weiland Huhn streckte die Beine hinter sich wie ein fliegender Storch und war weich wie ein Abwischlappen, denn kein Knochen in seinem Leibe hatte dem Kegel zu widerstehen vermocht. Im Gehen machte die junge Weibskreatur noch schüchtern einen Schnitt in den Hals des toten Federgeschöpfes, dann überlieferte sie es der Wirtin.

„Marand Annerl, was hast denn mit dem Hendel g'macht?" schrie die Wirtin.

„I bin drüber herg'fallen und hab's a bisserl 'druckt," log die kleine Nachfahrin Frau Evas.

Die Wirtin sah erwägend durch die Haustür in den Garten. „Na ja," sagte sie dann, „es ist ein Stadtherr und ißt's sicherlich, wann die Gall' nicht mit zerdruckt worden ist. Aber Mariedl! Wann er Umständ' macht, so setzt du dich neben ihn und nötigst ihn und vertreibst ihm die Zeit, damit er Ruh gibt. Ich werd' wegen deiner kein zweites Hendel backen."

Marie brachte also inzwischen gehorsam die Suppe und blieb neben dem Herrn Kapellmeister stehn, um mit ihm bekannt zu werden.

Der Herr aß ein bißchen und fragte dann: „Wie heißt du?"

„Marie," sagte sie knicksend.

An dem Knicks erkannte der Kapellmeister die Unberührtheit des Neulings. Ihm ward mutvoll und zugleich bange um das Herz, und er überlegte löffelnd, wie er aus dem Hause mit dem Maibaum ein herziges, kleines Abenteuer mit sich tragen könnte.

„Backhendel," schrie die Wirtin aus der Küche. Ihre fette, scharfe Stimme prallte durch den winkligen Hausflur bis in den Garten, obwohl das Küchenfenster auf die Gasse ging.

Mariedl rannte fort und brachte das hellbraune Kunstwerk im spielenden Schatten der Kastanien angstvoll herangetragen.

„Marie," sagte der Kapellmeister zu ihr, als sie das Küchenstück vor ihn setzte. „Marie! Warum hast du das arme Lebegeschöpf nicht laufen lassen, wie ich dir anriet?"

„Ich muß doch tun, was mir die Frau anschafft," sagte das Mädchen bedrückt.

„Aber Marie," sagte der Herr Kapellmeister weich und liebevoll aus dem Grunde seines reichen Herzens: „Hat dir denn die Wirtin angeschafft, daß du es mit einem Kegel totschlagen sollst?"

Das arme Mädchen wurde butterblaß und begann sich mit Tauperlen zu bedecken, die ihr teils aus den Augen rollten, teils vor Angst aus den Poren quollen.

Der kluge Willibald nahm seinen Vorteil wahr. „Mitzi," sagte er: „Marie! Ich kann und kann das Hendel vor lauter Mitleid nicht essen. Ich bin gewissermaßen schuldig an seinem Ende. Habt ihr keinen Hund im Haus, der's essen möchte?"

„Ach Gott ja," klagte die arme Marie. „Aber der flaniert den ganzen Tag in der Au und bringt dem Wirt Fasanen nach Haus."

„Ein Goldhund," sagte Willibald mit Wärme. „Aber was machen wir mit unserm Hendel?"

„Wenn es der Herr vielleicht doch versuchen wollten," fragte das Mädchen mit herzlicher Bitte an.

„Marie," sagte Willibald nachdenklich; „vielleicht ginge es so: Was ist euer bester Wein?"

„Der Kreuzwein," sagte Marie mit sicherer Stimme.

„Kreuzwein?"

„Ja, weil er um das Kreuz dort mitten in den Weingärten am Berghang herum wachsen tut," sagte Marie; „und das ist der beste. Er kostet aber einen Gulden, der Liter."

„Her damit," sagte Himmelmayer.

Sehr glücklich lief die junge Kellnerin davon und bestellte den Wein. Auch die Wirtin war zufrieden, daß ihre Kellnerin so animiersam auf Gäste wirkte, und warf ihr ein kurzes Wort der Anerkennung hin. Dann kam das junge Mädchen hochrot mit ihrem Wein zum einsamen Herrn Gaste unter den mittagheißen Kastanien.

„Also," sagte Herr Willibald respektvoll. „Da wäre der Kreuzwein. Marie, nun setz' du dich neben mich."

Marie wagte es und tat nach dem Gebote.

„Kind," sagte der Herr Kapellmeister so milde, als sei er der Herr des letzten Abendmahls, „nun mußt du das Hendel essen."

„Das geht nicht," sagte Marie erschrocken und wollte aufstehen, Himmelmayer aber legte seine Hand auf ihren bloßen Arm, der ihm schon längst gefallen hatte: „Liebste, schönste Marie, kein Aufsehen, sonst wird die Wirtin bös. Das Hendel muß weg. Mir erbarmt es gar so sehr, und wenn ich den Salat esse, so ist es schon viel, weil Mitleid manchmal weher tut als Leid." Er sprach das wunderschön; ganz schwer, ganz milde, ganz als wollte er von der Welt Abschied nehmen.

„Ja, aber der Herr hat doch das Abstechen befohlen," sagte das Mädchen.

„Mein Gott," erwiderte Herr Himmelmayer, „das ist eben unsere städtische Unerfahrenheit. Unsereins bestellt ein Backhendel, sieht ein Hendel nie anders als entweder lebendig oder gebacken und glaubt, das wären verschiedene Arten. Er betrachtet ein Backhendel als ein separates Geschöpf, welches, wie es ist, fertig aus des Herrgotts gütiger Hand an ihn adressiert ist. Daß Mord und Totschlag dazwischen liegt, Marie, dafür ist unsereiner zu weichherzig. Wie alt bist du, Marie?"

„Siebzehn Jahr.“

„Siebzehn! Ich bin schon siebenundzwanzig,“ seufzte der Kapellmeister. „Weißt du was, Marie? Wir nehmen uns einen Anlauf und essen miteinander das gebackene arme Tier, bevor es ganz kalt ist. Wenn du mir nur hilfst, dann geht es.“

Er zog die ängstliche, kleine Person an sich, legte ihr vor, schenkte ihr Wein ein, nötigte sie, gründlich auszutrinken, und dann begann das Mahl, als säße ein scheues Liebespaar unter den schattigen Bäumen. Herr Himmelmayer schälte nur die äußerste gebackene Haut von den ermordeten Gebeinen, die brave Marie aß aber gewissenhaft auch alles Fleisch. Wenn eins von den beiden vor einem zertrümmerten Tarsus oder einem Spinafragment erschrak, sprach ihm das andere Mut zu, und Willibald unterstützte den wankenden Fleiß des Mädchens mit freundlichem Weinzuspruch. Da aßen und tranken sie, bis das Unglückshuhn in nichts mehr als abgenagten Resten zum Himmel emporklagte, und je mehr Marie aß und trank, desto lieblicher, tiefrotwangiger und frohäugiger wurde sie. Nun war sie schon ganz handsam. Ja, sie hatte um des Kapellmeisters Taufnamen angefragt. Der Schreibnamen ging sie nichts an, und Ehering war keiner an Herrn Himmelmayer sichtbar.

„Marie,“ sagte der Gast, „trink noch ein Glas; ja? So, gut. Und nun sag' mir: Betrüg mich nicht. Der Maibaum ist deinetwegen gesetzt. So schön wie du, so lieb und jung und herzlich wie du — — Im ganzen Lande, wenn ich irgendwo einen Maibaum hätte setzen sollen, dir hätte ich ihn gesetzt. Dein Liebhaber hat's angezettelt.“

Marie war glücklich. Dieser Herr war mitleidig gegen jedes Huhn, fröhlich, tischteilsam wie ein Kind, und nun glaubte er sogar, daß sie schön sei und einen Liebhaber besäße. Ach ja, einen solchen, wie den. Dann wollte sie wohl mal beginnen, dachte sie. Und sie schwor, daß der Maibaum dem Wirt gehöre, daß sie erst den zweiten Mai ins Dorf gekommen und gänzlich unbeachtet sei.

„Marie,“ bat Willibald innig, „unbeachtet? Und ich, der hier nicht mehr weg kann! Ich, der mit dir jetzt zu-

sammensitzt, wie zwei rechte Liebesleute sitzen. Ich beachte dich auch nicht?"

„Ja freilich," sagte sie leise. „Der gnädige Herr war sehr lieb zu mir, den ganzen Mittag lang."

„Mäderl," drang der Musikant in sie, „Mäderl, nun soll ich fort, und du willst mir fremd bleiben! Trink doch Bruderschaft mit mir, damit ich weiß, daß ich ein liebes Geschöpf irgendwo hab, denn ich muß nun weit hinaus in die glühende, fremde Welt."

„Kommt der Herr wieder ins Dorf?" fragte sie.

„Zu dir, zu dir. Ich komme wieder!" versprach er. „Also trinken wir Bruderschaft?"

„Wie wird's gemacht?"

„So, Arm in Arm eingehängt, du dein Glas in der Hand und ich meins. Und nun trinken wir bis auf den letzten Tropfen leer. Ja?"

„Mhm," sagte Marie trinkend.

„Und nun küssen wir uns," sagte Willibald.

Beide sahen sich um. Dann breitete Marie ihre bloßen Arme aus, zog ihn an die Brust und legte diese nackten, schließfesten Arme voller Innigkeit um den Hals des ihr herzlich nahe gewordenen fremden Gastes. „Du guter, lieber Mensch," sagte sie, und ihre weinfeuchten Lippen legten sich frischgekühlt an die seinen und küßten, als ob pralle Weinbeeren an seinem Munde zersprängen. „Noch," sagte er. Da verschenkte Marie nach ihrem, möglicherweise ersten Liebeskuß auch den zweiten und dritten; köstliche Stücke erglühender Neigung, bis zu elfen. Dann hielten sie inne, schauten sich in die heißen Augen und wollten von neuem beginnen, als die fette, ranzige Stimme der Wirtin von ferne durch den Torgang knarrte: „Marie?"

Noch hatte sie ihre Arme um seinen Hals und bekam sie beinahe nicht los, so teuer war ihr dieser Mensch geworden. Er umfing sie, küßte sie und drehte ihren zierlichen Körper wie im Tanze um sich. „Nun lauf, herziges Mädel," sagte er.

Dann, leider in Gegenwart der Wirtin, zahlte er betrübt und ging. Sie sagten sich nur mehr mit den Augen durstig und in gieriger Sehnsucht: „Auf Wiedersehen!"

Hinter dem Herrn Kapellmeister lag, wie ein Inselchen der köstlichen Jugend, ein blühender Kastanienhain über niederem Strohdach, er selber wanderte im Sonnenschein über eine zirpende, summende und heiße Welt dahin und wußte nicht, warum er gegangen war, denn alles Glück war hinter ihm. Vor ihm war bloß Stimmung; freilich eine köstliche Stimmung inmitten der tiefwallenden Felder, darin die roten Mohnblumen und die Cyanen das Gloria der Schönheit hoch über alle Nützlichkeit des Korns und der Gerste sangen. Und die hunderttausendfach gleichhalmige Jugend der Felder war mit ihnen schön, unter Gottes allergnädigstem Sonnenlächeln.

Ein Tag des Herrn, ein Tag der offenen Herzen und der roten Lippen! In hellem Siegergefühl wanderte Willibald weiter, und seine Nerven musizierten sehr zart und sehr freudig im Nachhall der Küsse.

Durch die Ebene schwang sich ein Bahndamm. Was ohne Absicht auf Schönheit ausgeführt wird, gedeiht oft zu einem Wunder an Schönheit. Dieser arme Bahndamm nun, der, von oben gesehen, einen ungeheuren, herrlich gerundeten Viertelbogen in dem tellerförmigen Lande hinzog, war der groß geordnete, überragende König der Gegend. Von ihm aus gesehen lag das Land gnädig zu Füßen hingewiesen, und sein zirkelgerechter Bogenzug beherrschte kühngebietend alle Unordnung der bauernhaft einzelwesigen Parzellierung. Er fuhr durch das zerschachtelte Land wie ein Meteor über die ganze Sternenkonkurrenz; großherrlich, eigennützig, aber mit Schwung.

Dem Musikantenblut schien es schon längst eine Schwäche von Unterwesen, daß die Behörden das Gehen auf Bahndämmen verboten; gerade das liebte er ja so sehr. Man hatte Luft, man war, der man war; der über das flache Land erhabene Herr, man sah weit umher und genoß die verbotene Frucht des Paradieses. Natürlich erhoppste er sogleich mit röckewehendem Schwung die Böschung des Dammes und ging nun als Herr aller niederen Dinge dieser Welt in verhältnismäßig göttlicher Höhe rhythmisch mit dem beruhigenden Gleise der Schienen dahin. Die Telegraphendrähte sangen im Winde zuerst einen famosen Moll-

akkord. Dann, durch eine Stange und wechselnde Spannung anders abgestimmt, kam die Tonica hinzu und bei der nächsten Stange solch eine famose Dissonanz, als freute sich Richard Strauß seiner neuen, wilden, bunten Welt, die so sehr das herzzerrissene, vieltönige, aber alle Augenblicke erlösungsbereite Zeitalter dieser Tage singt.

Derlei fröhliche Gedanken an seine Lieblinge balancierten mit dem Herrn Musikanten, als er stolz wie ein Seiltänzer über die Erde erhaben war. Denn er ging auf einer einzigen Eisenbahnschiene, hatte die Arme ausgebreitet, rutschte niemals ab und freute sich sehr über sein Artistentum. Die Telegraphendrähte schwirrten bald d, bald des, bald cis, er sagte ihnen fröhlich ihre Tonart auf den Kopf zu und balancierte weiter. Die Grillen und Heupferdchen hatten ein famoses Pizzicato ringsum, und der Herr Kapellmeister hielt die Arme segnend über diese musizierende Welt ausgestreckt, teils weil er sich auf den Eisenbahnschienen erhalten, teils aber auch, weil er etwas von der Lust des Taktschlagens in sich hatte. Und er überlegte, daß von allen Geschöpfen dieser Erde der schaffende Herrgott, ein steinerner, segnender Heiliger und ein Kapellmeister am längsten ihre Arme in der Schwebe zu erhalten vermöchten. Ein Fechter hat nach einer Stunde genug. Aarons Arme mußten während einer Schlacht horizontal gestützt werden, ja sogar Jehovah legt sich, in den Gemälden schwacher Menschen, stützende Englein zu. Der Kapellmeister allein segnet und segnet, von sieben bis zwölfe in der Nacht meinethalben, diese Welt, — länger als sie aushält.

Er ging und jubelte in die Welt hinein, der Herr Luftblut, solange das Land um ihn blaute. Kein Bahnwächter hielt ihn auf. Erst als die weit vorgefelderten Häuschen eines fernen Marktes bis an den Bahndamm heranschoben, gewann er wieder Interesse für die Menschenwelt. Denn ringsum in den Feldern jäteten gebückte blaue und rote Röcke das blühende Unkraut aus, Gärten waren ringsum, dann kamen enger aneinander schließende Häuser und endlich der geschlossene Marktflecken. Herr Willibald stieg sittsam vom Bahndamm herunter, weil, in der Nähe der Vorgesetzten, selbst die sonst naturmilden Bahnwächter



Im Birkenwald.

Gemälde von Adolf Münzer.

Stimmungen verderben können. Er prallte an die Rückseite eines Krämerhauses; aus einem Fenster starrte ein junges Weib und achtete den Herabspringenden kaum als eines Vaganten. Das beleidigte nun Herrn Himmelmayer; übrigens wußte er, daß es in jedes Menschen Macht läge, sich im Sinne des allertrotzigsten andern so hoch emporzubringen, als es nur bei gesundem Verstande möglich war: die sollte ihn nebenbei nur fein schätzen lernen.

„Gnädige Frau," sagte er ernsthaft. „Verzeihen Sie, daß ich Sie anspreche, aber es geschieht von Staatswegen, weil ich Ingenieur bin. Man beklagt sich über diesen Bahndamm, weil er den bürgerlichen Hausgärten Sonne wegnimmt, erfuhr ich —"

Die junge Frau sah ihn erstaunt an. „Davon hab' ich nun wenig gehört," sagte sie.

„Nun sehen Sie an," rief Willibald, „was für unnötiges Zeug an die Regierung geschickt wird! Unser Bahndamm bringt doch so viel Leben nach diesem Markt herzu, und man schilt nun wegen eines Dutzend beschatteter Bohnstangen."

„Na ja," sagte die junge Frau schüchtern; „in unserm Garten wächst auch nur wenig, soweit der Schatten hinfällt, und mein Zimmer da ist das allertraurigste im ganzen Haus."

„Gnädige Frau, Ihr Zimmer geht eben nahezu nach Norden, und der Bahndamm böscht sich nach Süden," berichtigte Himmelmayer mutig. „Gibt Ihnen da nicht der Bahndamm den Reflex der Mittagssonne? Gibt er Ihnen nicht das glänzende Grün seines Rasens, den hellen Widerschein seiner kleinen Welt?"

„Das habe ich nie angesehen," sagte die arme, bedrückte Frau mißmutig.

„Aber Ihre Kinder, gnädige Frau?" erwiderte der falsche Bahningenieur fröhlich.

„Ich bin erstens keine gnädige Frau und zweitens habe ich keine Kinder," trotzte die junge Frau mißmutig, schwenkte um, rannte vom Fenster weg und ging nur wegen der staatlichen Obrigkeit und deren freundlicher Rede wieder zum Fenster zurück.

„Verzeihen Sie, gnädige Frau," sagte Himmelmayer, „es gehört zwar ganz und gar nicht zu meinem Bahndamm, aber wenn ich nicht im Dienste wäre, so würde ich mir gehorsamst zu sagen erlauben, daß einer solchen Frau dennoch sowohl Gnädigkeit, das heißt ein freundliches Lächeln, als auch Kinder beschert sein müßten. Ich bin nur Ingenieur und muß Bahndämme erhalten: aber das Leben einer Frau, die solche Augen hat wie Sie, das möchte ich mir denn doch nebenbei auch sonnig und in leichter Linie dahinziehend zu gestalten getrauen, wie unser guter Bahndamm ist. Jedoch, gnädige Frau, wenn Sie nun verraten, daß ich da, statt Beschwerden einzuholen, Komplimente mache, bringen Sie freilich meine Stelle in Gefahr."

Die hübsche, traurige Frau lächelte. Das Gefühl, einen Menschen zu begnadigen, tut dem ins Weltliche übersetzten Mitleid Gottes — als welches die Frauen angesehen werden müssen — sehr wohl.

Sie lächelte. „Beamter sind Sie, aber Sie sehen aus wie ein Schlankel*). Bleiben Sie lieb und brav. Ja? Dann werde ich Sie nicht verraten."

Eilig stieg nun Willibald gänzlich vom Damm herunter und kam nahe an das Fenster der traurigen Frau, die er nun schon so sehr erheitert und frischblickend gemacht hatte.

„Ach aber, gnädige Frau," sagte er, „sollen wir nun vom Bahndamm reden oder von Ihnen? Mir ist so weh ums Herz, seit ich Ihre traurigen Augen gesehen habe. Und kinderlos?"

„Vom Bahndamm, vom Bahndamm sollen Sie sprechen, Herr Ingenieur," sagte die junge Frau, halb mit der fröhlichen Nüchternheit ihres widerstandskräftigen Geschlechtes, halb phantastisch erregt, was da werden solle. Denn Romane gelesen hatte auch sie.

„O weh," klagte Himmelmayer traurig. „Also denn: Ich soll die Ortsbewohner im Namen der Regierung umstimmen, damit der Damm bleibt, wie er ist; — aber es scheint, daß ich kein Geschick habe. Die erste Frau, die ich anspreche, treibt ihren Spott mit mir."

---

*) österreichisch für Galgenstrick.

„Aber nein," sagte sie lachend.

„Ja doch," lamentierte er fröhlich weiter. „Ich kam Brücken bauen, gnädige Frau, aus Eisenlamellen, T-, U-, H-förmigen Eisenrippen; zart, weitschwingend, gewaltig. Aber sprechen, beschwätzen, das ist mir versagt. Ach, gnädige Frau," fuhr er fort, „einmal bei Erbauung der Tauernbahn hingen wir in einem Brückenbogen; die Arbeiter hämmerten donnernd die glühenden Nieten in die Eisenbindungen hinein, über uns sauste der Sturm und unter uns brüllte der Wildbach. Ich als Ingenieur aber hing wie eine kleine Spinne am höchsten der Eisengewebe zwischen der blauen Luft und den Felsen der Bergwände über dem tödlichen Wildwasser und kroch umher, um jede Niete zu untersuchen ... Die Eisenschienen sahen aus der Ferne und Tiefe wie Drähte aus, ich war ein Punkt; und doch waren sie so dick, daß ich sie mit der Armbeuge kaum fassen konnte: so, gnädige Frau! Ihr Nacken ist viel dünner als solch eine Hauptrippe."

„Das glaube ich," lächelte sie und bog den geschmeidigen Kopf nach vorne, um sich einer leisen Umarmung zu entziehen, wobei er, um sie nicht zu verstimmen, sogleich galant, leicht und gehorsam den Arm weggleiten ließ.

„Ja, nun wegen des Bahndammes," sagte er sachlich und ein wenig streng.

„Ach," bat sie, „erzählen Sie mir von der Brücke. Also, was geschah dort oben, hoch in den Eisendrähten? Wie war Ihr Gefühl dort oben?"

„Winzig, gnädige Frau. Es ging mir wie dem kleinen Kinde, das den Eltern im Walde durchgebrannt ist, und dem nun die Erde zehntausendfach zu leer und groß ist! Am Zeichenblock schien die Brücke zierlich; nun kroch vor mir die lebensgroße eigene Idee mit Riesenspinnengriffen ins Endlose. Oben der Bergwind, unten der Wildbachtod, in mir der Schwindel: so hing ich im eigenen Werke wichthaft, elend, verlacht und erschüttert von demselben Gotte, der mich in der Stube Berge überspannen hieß!"

„Und? Dann?" atmete die junge Frau. Sie hoffte was von Hinunterfallen zu hören und war dabei froh, daß der hübsche Mensch vor ihr stand, das zu erzählen.

Der arme Kapellmeister drehte den Kopf links und rechts in die Lüfte; die technischen Erfindungen gingen ihm aus. Über ihm sangen die Telegraphendrähte. Da griff er nach rückwärts zu seiner Musik.

„Also," sagte er. „Da nun um mich der Sturmwind, in diese Enge gepreßt, mit neunzigtausend Metern Geschwindigkeit pro Stunde durch das Tal brauste und unter mir der Wildbach brüllte und ich armer Mensch die einzelnen Nieten für einen Gehalt von vierhundert Kronen monatlich abrevidierte, da begannen die Eisentraversen zu vibrieren, daß mir die Arme anfangs spannweit hin- und hergerissen wurden; je weiter ich kroch, desto größer wurden die Schwingungen. Zuletzt schwang ich selber mit; es rüttelte mich, daß ich von unten dreimal so dick aussah, so sehr fieberten die Brückenspangen; und ich hing oben und betete Gott an, denn von der entsetzlichen Harmonie der Sphären bekam ich mein Teil ab! Alle diese Eisensaiten waren eine brausende Harfe geworden; der Wildbach gröhlte ein tiefstes D, die Brücke wimmerte schauderhaft in fis moll, es war scheußlich, gnädige Frau!"

„Das glaube ich," sagte die junge Frau ehrlich überzeugt; denn im Orte war ein einziges Klavier, das ward alle Nacht im Wirtshaus gequält, und redete also eine Sprache von dem Elend der Welt, daß die arme, stille Frau von den bloßen Begriffen zweier Tonarten viel schauriger erschüttert und erschreckt wurde als von hundert Metern Spannweite einer Eisenbrücke.

„Dazu brausten die Fichten der Bergwälder in, in —" Der Kapellmeister suchte interessiert nach einer Auflösung. Aber die junge Frau sagte schaudernd: „Schweigen Sie, es muß unerträglich gewesen sein."

Das waren ihre Begriffe von Musik. Sie hatte fortab das angstvollste, tiefste Mitgefühl für Ingenieure.

„Sind Sie denn noch bei dem Geschäft?" fragte sie dann vorsichtig.

„Ach, das ist es ja eben. Ich hielt es so zwischen Himmel und Erde nicht mehr aus, und nun verwendet mich die Regierung bloß mehr auf Bahndämmen. Und wenn ich diesen Ort nicht dazu kriege, daß er dem Bahndamm,

wie er jetzt ist, zustimmt, so verliere ich weitere hundert Kronen von meinem Gehalt."

„Das ist aber sehr traurig," sagte die hübsche Frau.

„Freilich," seufzte er. „Und nun unterschreiben Sie den Petitionsbogen zur Beibehaltung des Dammes?"

„Wer ist denn schon unterschrieben?" fragte sie.

„Sie sollten anfangen," sagte er kleinlaut.

„Mein Mann ist nicht zu Hause, drei Tage lang," sagte sie entschieden. „Die Politik macht er. Gott bewahre mich, daß ich ihm da dreinrede; ich hab' es so schon schwer genug." Sie atmete gepreßt; das ganze Herz tat ihr weh vor Mitleid. Denn Willibald setzte sich bei ihrer Antwort wie ein kleiner Bub hucklings und total mutlos auf dem Bahndamm nieder. „Alles ist aus," sagte er.

„Gehen Sie doch, versuchen Sie es nur bei der Bürgermeisterin und der Apothekerin und der Majorin," drängte sie ängstlich. „Wenn die unterschrieben haben, tu ich's auch."

„Ich bin fertig; ich getraue mich nicht mehr," sagte der Gauner beklommen. „Wenn ich von der hübschesten Frau des Ortes eine solche Absage bekomme, was soll ich bei den häßlichen erwarten?"

„Ja, Sie Ärmster," lächelte das junge Weibsgebilde; „hübsch sind die alle dreie nicht."

„Gnädige Frau," bat Wilibald.

„Was denn?" fragte sie weich.

„Machen Sie mir Mut."

„Wie denn?" fragte sie milde.

„Einen leisen, leichten Kuß, und ich lasse Sie mit der Unterschrift ganz aus. Die Unterschrift könnte politische Unannehmlichkeiten haben, die Verweigerung auch; denn ich weiß nicht, wie Ihr Herr Gemahl darüber denkt. Ich bin sehr traurig, ich habe sehr stark meine Pflicht vergessen, und dennoch, daß ich meine Stelle verlieren soll, scheint mir jetzt klein. Nur Sie, Sie darf ich nicht mehr verlieren!"

„Ach," sagte sie. „Ihre Stelle ist lang, und ein Kuß ist kurz."

„Er ist eine Ewigkeit an Erinnerung," widersprach er demütig. „Und dann liegt es ja an Ihnen, ihn zu verlängern?"

Sie drehte sich fort und verschwand in der dunklen, niederen Wohnung. Sie war ein Restchen böse.

„Gnädige Frau," bat er ins Fenster hinein.

Da kam sie wieder. Er ward still. Sie stand mitten im Zimmer und ließ die Arme hängen. Sie war schön, nur durch vieles Einerlei des Lebens allzu regelmäßig und schlafensmüde im Antlitz. Nun versuchte sie nachzudenken, über eine Sache, für die es zu spät war.

„Kommen Sie," sagte sie dann. „Dort im Zaun die kleine Tür ist offen."

Er aber sah links und rechts. Der Nachmittag war totenstill, heiß und summend. Da stieg er gleich geradeaus durchs Fenster und schlug seine Arme um die regungslos Stehende. „Zittern Sie? Nicht, nicht!" bat er.

„Ich bin die Brücke, an die Sie sich klammern," sagte sie lächelnd und hielt ihm die Lippen entgegen. Der erste Kuß war leicht, fast spielend; als spränge beim Schließen eines Rockes ein Knopf, der bloß an einem Faden gehangen.

Der zweite hielt länger und fester.

Beim dritten zuckten ihre Lippen in Weh und Leid, und dieser Kuß war der seltsamste und süßeste von den dreien, denn die armen wehereichen Lippen vibrierten lange auf den seinen und blieben dennoch enge und heiß an ihm, so daß er das leise Auslösen des vierten Kusses erst an den Tränen merkte, die aus ihren Augen über beider Lippen tropften.

Er sagte: „Weine nicht!" und küßte sie wieder. Da rang sie sich von ihm los und sah ihm in die Augen.

„Einen Mann möchte ich geküßt haben, einen endlich, der besser ist als der meine," sagte sie mit tiefer Stimme.

Da erschrak Herr Himmelmayer und vergaß ihr zu sagen, was sie ja doch gerne hören wollte: um wieviel er besser sei als der Ortskrämer.

„Zweifelst du an mir?" fragte er mit dem Reste seiner Frechheit.

„Geh, geh," sagte sie. „Geh zu der Bürgermeisterin und sonst, wohin du mußt, sammle deine Unterschriften und komm nur dann wieder zu mir, wenn du mir schwören kannst, daß auf dich Glaube und Liebe zu bauen sei. Kannst

du das, so darfst du so spät am Abend kommen, als du willst. Ich bleibe wach und warte. Geh nun, geh!"

Willibald ging; erst rücklings, dann vorwärts, im Schafottschritt hinaus, aber er ging beinahe gern. Es war alles gar so geschwind gekommen; — er hatte gelogen wie ein bettelnder Vagabund, und sie hatte ihm ein schwerbeladenes Herz dafür entgegengehalten. Es waren Küsse mit Salz gewesen. Da blieb es ihm gar nicht wohl. Er fuhr winkend von dannen und sagte, als er in Sicherheit war: „Sapperlot, mein Mund zuckt, als wär' es der ihre. Ich bin nicht gesonnen, mit ihr zu weinen. Ärmstes, unglückliches Geschöpf. — Ich bin zwar ein Lump, aber ändern kann ich das in der Geschwindigkeit nicht. Auf und davon also!"

Durch die Feldweite pfiff ein Bahnzug daher, der erste nach Stunden. Er benutzte ihn sofort, drei Stationen weit, und stieg erst in einem kleinen Bergtal wieder aus, wo die Gegend gänzlich anders war. Nun tat's ihm leid, die hübsche traurige Gelegenheit verlassen zu haben. Aber diese Frau verlangte nach einem guten Menschen! War er das? Nun also.

In der Nähe summte ein Wirtsgarten übervoll von Ausflüglern aus der Stadt. Dorthin ging er, denn er war sowohl traurig wegen seiner Nichtswürdigkeit, als auch durstig wegen des vielen Redens und der Küsse.

Er setzte sich, bestellte Bier, trank rasch, als wollte er einen entstehenden Feuerschaden in sich ausgießen, und schaute dann umher, damit ihm beim Anblick frischer Frauengesichter wieder wohl würde. Es gab da so mancherlei, was lustvoll zu betrachten war, aber Herrn Himmelmayers Herz schien heute dazu bestimmt, in Wehe aufzuschrecken. In einer Ecke des Gartens saß ein alter Straßenmusikant, der machte eben Pause und hätte essen sollen, tat's aber nicht. Er hielt den zerzupften Stengel eines Kastanienblattes im Mund und hatte einen kleinen, dünnen Schädel und zerschlissenes graues Haar, das bei seiner Kürze an vielen Stellen die Haut des armseligen schwachen Köpfleins durchschimmern ließ. Er ließ dieses kleine Haupt hängen, das magere Stechmückengesicht spitzte sich gegen den Boden: wenn dem jetzt sein ganzes Hundeelend zum erstenmal im

Leben kennbar wurde, konnte er sich nicht gebeugter halten und nicht zertretener aussehen. Wohl streckte er die langen dünnen Beine gegrätscht von sich aus, das war aber nur längst vergessene Flottheit; er hätte eher kniespitzig dasitzen können. Von den Händen hing eine herab, eine hielt die Gabel und lag neben dem Teller. Seine Geige lag auf dem Tisch und war viel hübscher als er.

Da ließ es dem Kapellmeister keine Ruhe. Er dachte daran, daß er vor kurzem engagementslos gewesen war und auch sein Kopf so über unberührtem Essen gehangen hatte. Er dachte daran, daß er einen gut unterschriebenen Ruf an ein Hoftheater in der Tasche hatte, und sein Mitleid wuchs hoch. Er ging zu dem armen Teufel hin: „Na, Musikant, warum issest du dein Gulasch nicht?"

Der Straßensänger schaute auf, nahm den Blattstengel heraus und sagte: „Weil sie mir kein Schweinsgulasch, sondern ein Saugulasch hergestellt haben. Das ist der echte Misthaufen. Ich bin bessere Zeiten gewohnt."

„Bruder, Bruder, mach' mir keine großen Gebärden vor," mahnte Himmelmayer herzlich; „ich bin ja selber Musikant und weiß, daß wir ein bißchen maulen müssen, weil uns die Leute sonst gleich von vornherein für abgebrochene Topfhenkel ansehen. Na! wo fehlt's denn, Bruder?"

Der Musikant hob den dünnen Kopf so hoch, daß am Halse der heraustretende Adamsapfel mit ihm an Größe zu konkurrieren begann und sah den Himmelmayer sehr müde an, dann schlug er mit der Hand auf die Tasche. „Klimpert's?" fragte er. „Nein. — Unsere alte Berufskrankheit, Herr Kollege."

„O weh, die kenn' ich und möchte nur heute die Säck' voll haben; für Sie, lieber Freund!"

Der Alte schaute in das Gewirr der Weiberhüte, Bäume, Ankommenden und Kellner, die über den sitzenden Gästen die Aussicht versperrten, hob dann den dünnknochigen Arm und winkte mit dem gebogenen Zeigefinger. Da drängte sich ein volles, schönes Mädchen heran; stark, bräunlich aber blaß. „Wir müssen wieder anfangen, Risa. Was hast du zusammengebracht? — Das ist meine Tochter."

Das Mädchen drehte seine Kitteltasche um, indem es

nach dem hübschen, fremden Menschen zur Seite des Vaters hinübersah. Sie leerte alles aus, was sie hatte, und der Alte schob das dürre Kupfer mit hungrigen Händen gruppenweise und zählte; sehr bald war er zu Ende.

„Sechsundvierzig," sagte er mit trauriger Bestätigung. „Na, Herr Kollege? Verdienen Sie auch so schlecht?"

Dem gutmütigen Kapellmeister rann innerlich schon lange eine Träne nach der andern übers Herz wegen dieses gequälten, kleinen, dummen, dünnen, armen Greisenschädels, der wie vom Hagel des Lebens ausgewuchert dahing. Daß nun diese Tochter ihre Tasche so resolut umdrehte und dennoch so wenig darin war, schien ihm noch ein Augenblickchen unsicher, bis er, nach jenem Blick, der ihm gegolten, den hilflos zuschauenden Ausdruck ihres Gesichtes beobachtet hatte, mit dem sie der Hand des Alten beim Zählen folgte. Die hatte nicht einen Kreuzer behalten, mochte sie sonst ein feiles Ding sein: hier dem Vater war sie treu!

Spielend griff Willibald nach der Geige, klimperte und stimmte ein wenig und setzte sie dann unter das Kinn. Dann griff er nach dem Fiedelbogen und tat einen Strich, der sang, trog und log wie die Seele eines Zigeunerprimas. Und bei diesem einen Striche fuhren die Gäste mit ihren Köpfen empor, denn das klang nach dem bisherigen Gekratze des Alten und dem festen aber nur gutgemeinten Gitarrespiel der Tochter, als flöge ein Singschwan mit sehnsuchtsvollem Fanfarenstoße über das schäumende Meer. Glücklich und energisch bog der Kapellmeister den Kopf. Es war alles beisammen: Hand, Herz, Geige und Entschluß waren freudig. „Kind," sagte er zu dem hochauf wartenden Mädchen. „Wenn du mich begleiten kannst, dann tue sehr leise und sehr bescheiden mit." Und er riß den Fiedelbogen über die Saiten, als schüttle sich ein wildes Roß.

„Es ist eine Galgenbande, sonst spielte ich ihnen ein altes Minnesängerlied," sagte Himmelmayer; „etwa das von Wizlaf: ‚Die Erde ist erslozzen.' Sie verdienen's nicht, aber einen Heidenspektakel, den sie halb und halb kennen, gaukle ich ihnen auf den vier Saiten vor, als wär's ein Orchester."

Es war Publikum aus der Provinzstadt, das sah er; die hörten im Konzerte leidlich gute Sachen, die aus Gründen irgendeiner Gemeinverständlichkeit zum Spektakelstück erniedrigt worden waren. Nun hatte er oft auf der bloßen Geige alle Unarten eines Orchesters karikiert, womöglich mit Nachahmung der Klangfarbe des Englisch-Horns, des Fagotts, ja sogar der Hoboe und anderer ihm liebgewordener Wunderlichkeiten; wo ihm dabei die Geige nicht weiterhalf, besonders wenn Hörner einsetzen sollten, da half er so diskret mit dem Mund und durch die Nase nach, daß man glaubte, sie seien wenigstens in der Nähe, hinter irgendeinem Busch versteckt: denn er war sein Lebetag ein vollendeter, allerliebster Lausbub gewesen.

So begann er denn die zweite ungarische Rhapsodie des Liszt mit einem Ernst, mit schmerzlich gezogenen Geigenstrichen und schrummenden Bässen, so gedehnt, so schwermutvoll und großlinig, als läge die tödlich braune Ebene im angrauenden Morgen einsam da, bis die Schellchen an den Pferden der ersten hunnischen Späher am Flusse erschienen. Dichter und dichter mehrten sich die antanzenden kleinen Rößlein, aus einzelnen Reitern wurden Schwärme, aus Schwärmen Scharen, aus Scharen ein Heer, das sich mit reißender Wucht in den Strom stürzte, ihn brausend zu durchringen, mit seinen Wirbeln zu kämpfen, bis der wild gellende Jubelruf der ersten aufjauchzte, die das andere Ufer erkämpft hatten. Neues Gejohle zitterte dem ersten nach, dann erstampfte unaufhaltsam die ganze wimmelnde Horde das neu gewonnene Land — Schellen, Pferdehufe, Waffengeklirr, Schreien, Stimmengewirr und Gewieher, alles rollt überwältigend durcheinander und reitet davon. Dann noch ein paar jener Nachzügler, ein paar müde Pferde, ein paar verhallende, verlorene Glöckchen ... Breit, wuchtig, schwermütig und einsam liegt wieder die brandbraune Ebene, und nichts bleibt, als ein rotes Drohen der emporrückenden Sonne über tödlicher Verlassenheit.

So empfand's der Kapellmeister, und während er das Wirren der Instrumente, das Aufbrausen des Hunnenjubels, das tiefe Grunzen von Kontrabaß und Fagott

karikierte, schwoll ihm das übervolle Künstlerherz vor verliebter Lust an dem Meisterwerke, das er so spitzbubentoll nachahmte. Alles war in ihm, und er war glücklich, das alles für sich nachäffen zu können. Durch solches Temperament und solch wilde Lust an dem Kunstwerk wirkte er überwältigend und zwang seine Zuhörer stets vom „Hallo" wieder zu hingerissenem „Ah!" hinüber.

Der ganze Garten lauschte dem begeisterten Lausejungenstreich, und der wildgewordene Himmelmayer riß Töne aus der Geige, wie der Stahl dem Steine das heilige Feuer in langen, goldglühenden Funkensträhnen entsprengt. Kaum klimperten da und dort ein paar unverbesserliche Freßgabeln, aber selbst die Kellner schlichen auf den Zehen und gaben nur da und dort flüsternde Kunde hin und her: „Der Kapellmeister Himmelmayer ist's, aus der Stadt; er kommt weg; — ans Hoftheater."

Die herzbetörendste Kantilene hätten sie der Geige des lustigen Musikanten nicht halb so innig geglaubt, wie diese beglückte, kreuzfidele Barbarei! Und als die Ebene ausgeklungen hatte und Himmelmayer mit einem Ruck Geige und Bogen senkte und die Absätze bei seiner Verbeugung wie ein Militärkapellmeister zusammenklappte, da brauste und stürmte dieses sonntagsschwere Biergartenvolk empor, als sei die Gnade Gottes aus den Wolken niedergebrochen und zucke in Feuerflammen aus ihren Häuptern. Es ging los wie der Strom durch die offene Schleuse in Bergtiefen donnert, mit Hurra, Hoch, Bravo und Prosit, und Himmelmayer hatte einen Triumph, der all seine früheren einfach zerstampfte.

Die Geigerstochter aber brannte ihm aus dem ganzen Antlitz entgegen, und ihre wilden, heißen Augen überstürzten von schimmernder Feuchte. Sie warf sich dem glücklich lachenden Menschen an die Brust und umrang und band ihn mit den wildbegehrlichen Armen, als sei er das Glück und die Gnade dieser Erde. Auf Mund und Stirn und Augen flammten ihm ihre glühenden Küsse, jeder ein rundes, rotes Brandmal, jeder toll, verliebt, seufzend, dankbar, rein und verworfen zugleich, — das schöne wilde Weibstier wußte selber nicht, was alles.

Himmelmayer aber küßte fröhlich und aus allen Kräften zurück; da war der gesamte Biergarten erlöst und schrie Bravo! und Wohl bekomm's!, und eine ganze Menschenwelt freute sich über das temperamentvolle Künstlergeschmatz.

Dann aber nahm Himmelmayer den Filz des Alten und wollte absammeln gehn, aber er kam gar nicht dazu. Die Menschen erstürmten seinen Tisch, Silberzwanziger und Gulden rollten und kollerten regenreich hinein, die Männer schüttelten ihm die Hände, und die Frauen küßten sie ihm, und als die Raserei ihr Ende erreicht hatte, da war der Hut des Alten voll grauem und blinkendem Metallplattengeringel und schwer wie ein in zwei Hände zusammengefaßtes Panzerhemd.

Der alte Musikant heulte wie ein Hund vor der Drehorgel, so bis in den Hals hinein ergriffen und nervös war er; aber glücklich, überglücklich.

„Noch was! Noch was!" schrien die Gäste. Da nahm Willibald Geige und Bogen und spielte eine bezaubernd liebe, zarte altniederländische Liebesklage des Orlandus Lassus. Die Kastanien warfen im Abendhauch ihr leisestes Blütengeriesel hernieder, nachdenklich blickten die Biergäste in ihre Krüge, und selten fischte einer die Blüten heraus; es war, als sänge der übervolle Mai aus einem Herzen voll Weh und süßem Verlangen.

Immer leiser wurde das Lied, als ging der Musikus fern und ferner durch die Bäume davon und in die blühenden Roggenfelder hinaus; endlich schluchzte die Geige eine zarte Skale hinan, dann kam noch eine süßtraurige, herzige Reflexion, einer jener hinreißenden kleinen Schnörkel alter Tage, die der Gesangsweise gleichsam noch einen Abschiedskuß geben, — und dann blieb es still. Verlegenes Wundern über diese gänzlich andere Welt gegen die frühere, ergriffenes Murmeln ging allein umher.

Leise legte Himmelmayer Geige und Fiedelbogen hin, klappte einen Gulden daneben, sprach zum Alten: „Zahl' meine Zeche," sagte: „Servus, herziges Mädel," und schritt durch den Garten in den blassen Frühabend hinaus. Als dann hinter ihm langsam, dann anprasselnd und rückrufend ein überraschter Beifall dreinknatterte, war er schon

in der silbertönigen, schleierstill wehenden Feldweite. Hinter ihm zündeten sich die Lichter des Biergartens ferne an, mehrten sich, von weither erklang das Brausen der erlustigten Gäste, dann geleitete ihn nur mehr das lange Ziehen der wehmütigen Abendgrillen ringsum, als Rest einer reichverwirrten Welt von Lauten.

Es war gottgnädiger Friede, und nur sein Herz schwankte noch hochauf und ab, wie das Blut des Seemannes, der nach langer wellenbergreicher Meerfahrt das Land betreten hat, und in ihm geht es noch im tiefschwingenden Rhythmus der weißschaumigen Wellenrosse auf und nieder.

Er war glücklich und gerührt, als sei er ein guter Mensch nach seiner schönsten Tat.

Kaum konnte er von dieser grünwallenden Welt des Friedens los, und langsam, langsam wandelte er nach der fernen Stadt, wo er spät am Abende ankam. Da und dort grüßten ihn mit lautem Zuruf Bekannte, die vom Bahnhof kamen; in den drei letzten Abendzügen war von nichts die Rede gewesen, als von seinem warmherzigen Künstlerstreich im großen Biergarten; nun war die ganze Stadt in ihn verliebt.

An einer Ecke ward er festgehalten; eine große Gesellschaft ging dort auseinander, und es brauste aus ihr mit Heilrufen nach dem Künstler hinüber, der lächelnd stehen blieb. So gewahrte er, wie ein junges Mädchen sich von dem tumultreichen Schwarm löste und seitab nach einer Haltestelle der elektrischen Bahn ging, wo es wartend stehen blieb. Da machte Willibald kehrt, legte ein Stück der Gasse zurück, bis sich die Gesellschaft verlaufen hatte, und trat dann zu dem jungen, jungen Ding, das pflichtgetreu wie ein weißes Kerzlein stand und auf ihren sicheren Straßenbahnwagen harrte. Er kannte sie obenhin; es war ein liebes, trotziges Backfischchen, dessen Augen so schwarz waren, daß sie aus dem lebhaften roten Antlitz fast zornig zu funkeln schienen.

Zu der sagte er nun: „Der Wagen bleibt vielleicht zehn Minuten aus, Fräulein Dora. Bis dahin werden Sie zehnmal belästigt. Ich will Sie begleiten; gehen wir?“

„Ach ja," sagte das junge Menschenkind kurz und ging mit ihm fort.

Er sprach wenig, sie gar nicht. In ihm schwang immer noch der liebreiche Tag mit all seinem Trug und seiner Lust, seinen seltsamen und so menschlichen Mischungen von Torheit und Gnade dahin; er hätte gern geschwätzt, denn das aufrechte, vertrotzte Jungferlein neben ihm hatte ihm längst gefallen. Aber es spann sich nirgend was an; sie war scheu und schien halb zornig mit ihm zu gehen, er war weich, reich und hilflos. So kamen sie an ihre Haustür.

„Ja, nun sind Sie mich los," sagte sie mit einer leisen Härte in der Stimme. „Schön Dank auch für Ihre Pflichttreue!"

„Ah," sagte er lächelnd, „es ist nicht so arg mit der Pflichttreue, denn ich begleite Sie allzugern."

„Lassen Sie das," befahl sie. „Ich bin doch groß genug, um Ihnen nicht zu glauben. Sie haben ein junges dummes Hunderl nach Hause begleitet und sind sehr mitleidig."

„Fräulein, ich habe ein junges Weib nach Hause begleitet, und mir ist sehr bang," sagte der schlimme Kerl.

„Ihnen? Der Sie heute von einem schönen Mädchen geküßt worden sind, und um dessen Hände Frauen sich gestoßen haben, sie zu küssen."

„Sie waren ja doch nicht darunter."

„Nein, ich nicht; drängen würde ich mich nicht."

Da sagte er sanft und demütig: „Also darf man bitten?"

„Herr Kapellmeister!" rief sie erschrocken.

„Darf man sehr innig bitten?"

„Liegt Ihnen daran?" fragte sie leise.

Und beide sahen ringsum nach den Fenstern, nahmen sich im dunkelsten Gassenwinkel an den Händen, und sie gab ihm seinen Kuß: Kurz, erschrocken, herb, fast wegprallend vor Erschrecken über das eigene Hinwachsen der Lippen.

„Ich bin verliebt in Sie, verliebt, verliebt!" sagte sie zornig und stampfte mit dem Fuß. „Ich will's schon wieder wegbekommen. Aber heute hätte ich Sie fast gebeten, Sie küssen zu dürfen. Sie edler Mensch! Sie

großer Künstler! Sie, Sie sind ein Gott." — — Eine ganze Weile schwieg sie tief ergriffen. „Und verheiratet, verheiratet sind Sie auch," sagte sie dann mit dem unsäglich wichtigen Hohn des Backfisches. „Adieu! Kennen Sie mich nicht mehr, ich bitte!" Und energisch zog sie die Klingel am Haustor.

„Fräulein," bat er. „Sie haben mich geküßt wie ein zerplatzendes Rührmichnichtan. Das war ja gar nichts. Nur noch einmal! Weiblicher! Ja?"

„Adieu!" sagte sie zitternd.

„Können Sie's denn gar nicht?" fragte er.

Sie begann zu weinen. „O Sie, Sie, lassen Sie mein Herz aus Ihren Händen!"

„Fräulein — —" begann er nochmals. Da klappte aber schon der Schlüssel des Hausbesorgers im Schlüsselloch, und er mußte zusehen, daß er rasche Flucht nahm.

Nun ging er doch nach Hause.

Seine Frau empfing ihn, lieb, schlicht, schüchtern und blond. „War's ein schöner Tag?" fragte sie.

„Wie man ihn nehmen mag," sagte er heiter. „Gib mir nur rasch noch was zu essen, und ich will dir was Dummes erzählen."

So begann er fröhlich seine Biergartengeschichte, die ja doch am übernächsten Tage in den Zeitungen stand, und seine Frau schaute ihn verliebt an.

Dann nahm sie den unbekümmerten Künstler in die leisen, heilsamen Hände und gab ihm einen vorsichtigen Gutenachtkuß. „Ach, werden dich die Weiber jetzt wieder verfolgen," sagte sie besorgt, glücklich und halb vertrauensvoll.

Er lächelte wehmütig. „Ich bin ein altes Grautier," schmollte er. „Heute hat's das erste weiße Haar gegeben."

„Aber geh, wo denn?" fragte sie freudig.

„Da," sagte er und zeigte hin.

Sie küßte die arme Stelle, aus der dieser heillose Tag entsprungen war, und freute sich in ihrem kleinen Herzen, daß ihr Mann doch, endlich einmal, nicht mehr gar zu gefährlich sein sollte.

„Gott segne dich," sagte sie. „Gute Nacht, Liebster."

„Gute Nacht, Haselmaus."

Nun lag er neben ihr, die Arme unter dem lockigen Haupte verschränkt. Sie schlief, er bohrte seine heißen, offnen, glücklichen Augen in die Nachtschwärze.

„Nicht alt, nicht grau, und wenn schon ein Esel, so doch der umjubelte vom Palmsonntag. O Glück, Reichtum! Elf, zwölf, dreizehn, vierzehn, fünfzehn bis einundzwanzig; — dann der unvollkommene zweiundzwanzigste, dazu noch zwei recht beruhigende von meiner lieben, herzigen, allerbesten Frau. Macht volle zwei Dutzend Küsse. Sapperlot, Willibald!"

Und in überglücklichem Gefühl, was für ein Herrgottskerl er sei, wickelte er sich links und rechts in seine Decken, und in sein Hallo, wie eine Seidenspinnerraupe, und schlief ein, als sängen alle Englein Gottes um ihn und in ihm ein Gloria dei Willibaldi mit mozartisch verteilten Pauken und vielen holdesten Geigen.

— — — — — — — — — — — — — —

Es ist ja wahr. Diese Geschichte, die nun vorläufig zu Ende ist, sollte nicht so heiter wiedererzählt werden, denn sie ist ohne Moral, ja verwerflich.

Nicht einmal das Wort Sparkassenbuch kommt darin vor.

Sie ist gar nichts für uns ernste, sittliche Deutsche.

Wir wollen diesen Willibald Himmelmayer hiermit auch nur betrachtet haben, wie den linken Schächer in Oberammergau, selbst auf die Gefahr hin, daß der Musikant hübscher wäre; — aber wir haben ihn immerhin rein objektiv und nur als Exemplar hingenommen. Als Exemplar aus Österreich.

Und Schelm sei genannt, wer sich über diese Geschichte am Ende noch freut.



Octavia.

Gemälde von Franz von Stuck.

Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl, München.

Irrende Liebe.

Von Carl Busse.

I.

Mein Kind fing an.
Dem Kinde hatte sie's angetan.
Wie haschten die beiden sich unverdrossen,
Zwei singende, selige Spielgenossen!
Und meine Blonde, die Scheuste der Scheuen,
Was war ihr bloß?
Sie hing tagtäglich am Hals der Getreuen
Und ließ sie nicht los.
Sie sang und lachte ... In Schlaf und Wachen
Sang ich schon selber und hab's nicht gewußt.
Es war nur immer wie heimliches Lachen
In meiner Brust!

II.

Horch! Wild, in Sprüngen wie ein junges Kalb,
Tollt sie dahin! Tollt mit Gekreisch und Lachen!
Bis in mein Zimmer dringt des Lachens Laut,
Braust Garben Lichts durch die geschloss'nen Fenster,
Umwirbelt mich, hebt mir das Haupt vom Buch
Und macht mich lächeln ...
Selig überströmend
Schwillt mir zum Herzen eine warme Flut.
Die Wände weichen, und die Feder sinkt.
Mein Herz ist durstig —
Still! Mein Herze trinkt!

III.

Ich weiß es wohl und kenn' mein schmerzlich Los:
Mit eigner Hand muß ich mein Fühlen ketten,

Zu keiner Stunde darf ich hüllenlos
Mein tiefstes Herz in deine Hände betten.

Du wärst bedrückt und wehrtest solchem Tun,
Du tätst mir weh, in Furcht mir wehzutun.

So berg' ich tief mich unter grobem Scherz,
Und nur in Nächten redet irr=beklommen
Zu deinem Bild in Glut und Scham mein Herz.

IV.

Nein ... glaub' ... der Abschied wird mir nicht so schwer,
Ich trank den Kelch schluckweis im voraus leer.

In Tiefen zitternd unter fremder Macht
Wird mir der Krug schon, der mich labt, zum Scherben,
Mir malt ein Blick schon eine Liebesnacht,
Und krankt mein Kind, erleb' ich schwer sein Sterben.
O, hundertmal hab' ich in Nächten nun
Erlebt die Stunde, die uns trennt und scheidet!
Und was ein Herz in solcher Stunde leidet,
Ich litt es längst —
Sie kann mir nichts mehr tun!

V.

Und doch — auf einmal würgt und lähmt mich Angst:
Geh nicht! Besinn' dich! Bleib' noch eine Stunde!
Laß mich nicht fühlen, daß auch du jetzt bangst,
Neck' mich wie sonst und lach' mit rotem Munde!

Auch ich will fröhlich tun und lach' zum Schein —

Ich hab' so Angst! Laß mich doch nicht allein!

VI.

Still ward mein Haus, und träg, in Dumpfheit verloren,
Lausch' ich zu Kammern empor, hinab zu den Toren.
Oft noch vom Flur tönt eiliger Schritte Getrapp,
Fragen noch Stimmen, die über den Stufen sich einen,
Viele Gewänder rauschen die Treppen hinab,
— Nie mehr die deinen!

VII.

Sie war nicht schön, sie war nicht fein,
Ein Kraut am Weg zu finden,
Doch immer schien sich Sonnenschein
An ihren Schritt zu binden.

Frühmorgens in ihr fuchsig Haar
Schob sie den Pfeil schon singend,
Kein Weg, der ihr zuwider war:
Klipp klapp, und immer springend!

Ich hab' mich recht gesonnt an ihr,
Herzhaft und ohne Zagen.
So ward auch zwischen ihr und mir
Der Abschied ausgetragen.

Ich weiß den Tag bis heute noch
Und brauch' mich nicht besinnen:
Sie küßte meine Kinder noch
Und trug ihr Bund von hinnen.

Versteckt blieb ich am Fenster stehn.
Und hin- und hergerissen
Hab' ich ihr ewig nachgesehn —
Sie braucht es nicht zu wissen!

VIII.

's ist Ostersonntag, und der Regen rinnt.

Ich dachte doch, du würdest heute kommen,
Und wär's ein Veilchen nur auf Husch und Sprung.

Nun dämmert's bald. Ich weiß, du schmückst dich jetzt,
Schmückst dich zum Tanz, und eine Schleife probend,
Hältst du die Nadel zwischen losen Lippen
Und wiegst vorm Spiegel dich im Walzertakt.

Nicht ein Gedanke sucht mein Haus und mich.

Da berg' ich hastig und mir selbst zum Spott
Ein Osterhäslein, das die Hand der Kinder
Dir schenken sollte, wenn du heute kämst —
Ich war gewiß, du würdest heute kommen ...

IX.

Nachts, als ich auffuhr, ward mir warm und frei.
Ich dachte nur: Der Tanz ist nun vorbei.

Die Arme sanken, die dich heiß umfingen,
Das Licht erlosch, die letzten Schwärmer gingen,
Auch du gingst heim und ruhst im Elternhaus.

Wie wohl das tut: Der Tanz ... der Tanz ist aus!

Und einmal nur, schon halb in Schlummerfrieden,
Klemmt sich die Lippe bitter mir und scheu,
Weil mir nun gut ist und ich tief mich freu'!

X.

O martervoll ist diese Einsamkeit
Und unerträglich!
Wie ein Raubtier ewig
Den engen Käfig mißt in Läng' und Breit',
Hetzt mich Durchwühlten ruhelos die Unrast
Von Wand zu Wand!
Seht, meine Füße gehn
Von selber fast! Gehn ohne Sinn und Ziel!
An hundert Meilen lief ich brennend schon
Auf diesen Dielen! Diese Wände legten
Sich über mich, daß mir der Atem schwand,
Daß ich nach Luft rang und nach Menschen schrie,
Nach Menschen ... Menschen!
Nein, es ist nicht gut!
Ich bin zu lange mit mir selbst allein,
Und Tag und Nacht verzehr' ich mich nach dir!

XI.

Ich hör' vom Park den vollen Glockenton
Der Nachtigall nun seit zwei Nächten schon.
Ihr schluchzend Rollen flötet um mein Haus,
In Uferbüschen hört' ich sie schon gestern —
Flieg zu, mein Herz! Du willst zu ihr hinaus.
Nun singt und klagt. Nun eint euch, liebe Schwestern!

XII.

Heut sprach mein Kind nach langer Zeit von dir.
Es ließ sein Buch, davor es still gesessen.
„Wo bleibt sie denn? Sie spielt so schön mit mir."
Und altklug dann: „Sie hat uns wohl vergessen."

Das Mäulchen lief. Es kam mir flüsternd nah:
„Sei nicht so laut. Die Puppe schläft, Papa!"

Ich nickte nur und hab' mich stumm gewandt,
Hab' stundenlang den kühlen Park durchmessen —

O, grausam stößt der Dolch in Kindeshand!
Mein Kind hat recht.
Sie hat uns wohl vergessen.

XIII.

Schicksal, erbarm' dich! Nimm mir dieses Herz,
Das glüht und leidet! Reiß das blutige Ding
Mir aus dem Leib und setz' ein Scherbenstück,
Kalt, glatt und fühllos, in die wilde Brust
An seiner Statt! —
Ich will's auf Knien dir danken!

XIV.

Grad wie der Schmiedegaul geblendet nur
Im Kreise trabt zu höh'rer Glutenschürung,
Zieht all mein Sinnen stets die eine Spur,
Und willenlos verlor ich jede Führung.
Ich bin nicht Herr im eignen Hause mehr,
Ein Kartenblatt, bläst mich der Sturm daher.
Und wenn Erschöpfung mich der Qual entbunden,
Sitz' ich betäubt, versäum' den langen Tag
Und starr' in Dumpfheit Stunden über Stunden.
Doch steigt's mir manchmal in der Dumpfheit auf,
Daß ich dich lieb' und dich in Ohnmacht hasse,
Dann in der Stille stöhn' ich plötzlich auf,
Und mein Gesicht verzerrt sich zur Grimasse.

XV.

Himmelfahrt.

Verfluchter Tag! Könnt' ich in Eis und Schnee
Dich doch begraben, deine Sonne blenden,
Und alle Fröhlichkeit, die dich durchklingt,
In Gram ersticken!
Weh, dein Himmel lacht!
Der Faulbaum blüht und duftet aus den Gärten,
Und unablässig lockt und rast Musik.

Ich weiß, Ihr liebt euch ...
Selig schreitet ihr
In dieses Frühlings üppige Verlockung.
Ihr werdet lächeln — tanzen — glücklich sein
Ach, einen ganzen ewig langen Tag!

Dann wird es Abend werden, und der Wald
Wird heimlich dunkeln. An den Händen zieht
Der alte Kuppler euch in seine Gründe.
Und alle Glut, die sich hier satt geküßt,
Und alle Wollust, die sich trunken hier
In Seufzern brach, sie drängt mit Allgewalt
Wie Flamm' und Fieber nun um euch ...
um euch!

Die Büsche raunen. Arm preßt sich an Arm.
Mit andrem Klang löst sich das Wort vom
Munde.
Brautlichter schimmern über Wipfeln hoch.
Mund glüht auf Mund. Vielleicht — o Gott,
vielleicht
Sieht diese Nacht schon euer Hochzeitsbette —

Und ich sitz hier und darf nicht einmal schrein!

XVI.

Sie sagen mir, daß meine Augen nun
So lange schon in tiefen Schatten ruhn.
Doch als ein Spiegel mir mein Antlitz bot,
Staunt' ich es an und konnt' es nicht begreifen,
Wie klein die Wandlung und wie groß die Not!

XVII.

O Nacht, wie wardst du bitter,
Die sonst so süße war,
Bringst deinem treusten Ritter
Den Kelch voll Wermut dar!

Vom Becher borg' ich Schlummer,
Er drückt mich dumpf und schwül.
Ein Kissen leiht der Kummer,
Und Nesseln sind mein Pfühl.

Einst mocht' ich gerne schauen
In deiner Sterne Zahl —
Nun schlägst du mich mit Grauen
Und doppelst meine Qual!

XVIII.

Nach Wochen ...

Es ist nur noch ein leises Weh
Und eine bittersüße Lust,
Wenn ich die Straße niederseh',
Die Straße, die du kommen mußt.

Sie schläft am Alltag sonnig aus,
Da sie zu viel des Sonntags trägt,
Und selten nur, daß Haus um Haus
Der Schatten eines Wandrers schlägt.

Doch immer, wenn ins heiße Licht
Der Schatten fällt, vergeß ich mein:
Ich weiß vorher, du bist es nicht,
Und glaub' doch stets, du könnt'st es sein!

— Es ist nicht mehr der wilde Schmerz,
Es ist die wilde Lust nicht mehr.
Nur leise zittert noch mein Herz
Und bangt um deine Wiederkehr.

XIX.

... Und hab' ich's überwunden,
Und tut's auch nicht mehr weh:
Was ich in bittren Stunden
Erkauft mit Blut und Wunden,
— Mir graut, wenn ich's gebunden
Als Busch von Rosen seh'!

XX.

Meiner Frau.

Wenn ich in Irrsal wandre, habe Geduld mit mir,
Alle meine Wege enden zuletzt bei dir!
Hat sich mein Herz vergriffen, — mein Herz war krank.
Still vor dir und den Kindern zügelt sich jeder Drang.
Staub fällt über die Jugend; Asche wird jede Glut.
Hand in meinen Händen, wie wärmst du gut!
Was mich gelockt und gezogen: flüchtiger Flamme Schein.
Helfen mir einst im Sterben wirst du allein!

Die Dame
Ihr Lebens- und Werdegang in der deutschen Literatur.
Von Dr. Ernst Heilborn.

1. Das Debut der Dame.

Wie Minerva ausgewachsen und wohlgerüstet dem Haupte ihres Vaters entsprang, so trat die Dame im Vollbesitz der ihr eigentümlichen, vornehmen Eigenschaften vor den Zuschauer hin, ohne daß sich ihr Werden, ihr Nahen irgendwie angekündigt hätte. Sie kam in jedem Sinne unangemeldet. Noch eben hatte Just gepoltert, — nun stand die „Dame in Trauer“ vor dem Major v. Tellheim.

Sie kommt im Witwenkleide, die Schulden ihres verstorbenen Gatten zu begleichen. Es werden nur wenige Worte gewechselt. Sie genügen, nicht nur das Wesen der Dame zu offenbaren, es werden Züge, es werden Begriffslinien angedeutet, welche die Literatur immer wieder aufnehmen wird, wo es „Damen“ zu gestalten gilt.

Die „Dame in Trauer“ trägt den Leidenszug. Sie ist erst kürzlich vom Krankenbette aufgestanden. Zunächst erkennt Tellheim sie nicht wieder, woran das kühle Schwarz, das sie nun kleidet, seinen Anteil haben mag. Eine falsche Scham ist ihr fremd. So fern es ihr liegt, dem Freunde ihres verstorbenen Gatten mit einer Bitte zu nahen, ganz so wenig kommt es ihr bei, falsche Vorstellungen über ihre Lage zu erwecken. Sie ist Dame genug, sich in ihrem Wesen durch die trüben pekuniären Verhältnisse, in die sie geraten ist, unberührt zu wissen. Sie ist wahr.

Ihr fällt das schwerste Los, das es für hochgestimmte Naturen gibt: sie hat Wohltaten entgegenzunehmen. Tellheim macht es ihr leicht, er gibt vor, sich der Schuld nicht

zu entsinnen. Sie könnte auf das Spiel eingehen, aber sie tut es nicht. Sie ist wahr. Um ihres Kindes willen nimmt sie das Geschenk an. Ihr Dank ist gehalten. Sie spricht ihn nicht mit Worten aus. „Verzeihen Sie nur, wenn ich noch nicht recht weiß, wie man Wohltaten annehmen muß."

Was liegt nicht alles in diesem einen „noch"! Man sieht den steinigen Weg vor sich, den diese Dame mit ungewöhnten Füßen zu betreten hat. Er scheint sehr weit, und keine Schattenaussicht ist gegeben. Wird sie die „Dame" auf diesem Wege bleiben? Es ist zugleich ein eigentümlich weher Ton der Resignation, der aus dem wenigen, was sie spricht, entgegenklingt. Zunächst warf es sie auf das Krankenbett nieder, nun hat sie sich soweit damit abgefunden, daß sie ihren Weg, diesen steinigen Weg, bewußt beschreitet.

Die Dame tritt in Erscheinung, und sie weist den Leidenszug. Bevorzugte Schwestern werden sich zu ihr gesellen, und es wird kaum eine sein, die nicht dies Zeichen trüge. Man wird nicht viel Lachen von Damenlippen vernehmen. Ja, es ist, als hätte Lessing, da er seine „Dame" vor sich erblickte, auch rein äußerlich die Vision der vielen Kommenden gehabt. Diese eine stand noch eben an einem Sterbelager. Dichter werden Damen schildern, und sie werden sie unwillkürlich, als läge ein innerer Zwang dazu vor, in schwarzem Kleide sehen.

2. Wie es der Dame vor ihrem Debut in der deutschen Literatur erging.

Das Wort „Dame", dem Französischen entlehnt, wurde um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts in Deutschland eingeführt. Ganz vereinzelt mag es, wenn man Heyne trauen darf, schon zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts gebraucht worden sein. Ein Kind des Luxus, ein vornehmes und adeliges Wesen, vom letzten Glanz der Renaissance umwoben, so kam die „Dame" nach Deutschland. In diesem Sinne gebraucht Grimmelshausen das Wort in seinem „Simplicissimus" (1669). Das alte Volkslied singt:

„ein dama schön
im garten gehn
thet früh an einem morgen."

Gegen das Kind des Luxus und des Reichtums wappnete sich der Zorn eines sittenstrengen Protestantismus. Zog man gegen den „Hosenteufel" zu Felde, so verdiente gewiß auch die alamodische Dame Streiche mit der Birkenrute des Magisters. Ein fremdes Wort für einen fremden — dem armen Deutschland ach! so fremden Begriff: Grund genug für die Puristen, den großen und furchtbaren Reichsbann aufzubieten und alle Lichter in der Kemenate der „Dame" auszublasen. Daß das Wort selbst dem lateinischen domina (Herrin) entstammte, wußte man nicht, oder wollte man nicht gelten lassen. „Dame" — was konnte das anderes sein, als das lateinische dama, die Hirschkuh? Nun war freilich Grund genug zu rohem Gelächter und zu Spott gegeben. Nicht unwitzig reimte Logau (1654):

„Was Dame sei und dann was dama, wird verspüret,
Daß jene Hörner macht und diese Hörner führet."

Und wirklich, die Puristen, die Geißelschwinger, die Magister gewannen zunächst den Sieg bis zur Vernichtung. Aller Hoheit und Vornehmheit wurde die arme „Dame" entkleidet. Sie wurde durchaus gemein. Im Jahre 1691 bereits konnte Stieler schreiben, das Wort sei anrüchig geworden und bezeichne das lateinische amica. Zwischen der „Dame" und der Buhldirne bestand kein Unterschied mehr. Der „Kavalier im Irrgarten" kennt die dame de fortune, das „friedewünschende Teutschland" des Johann Rist (1647) läßt die Dame im Soldatenlager ihr Unwesen treiben, Schuppius identifiziert den Begriff mit dem einer häßlichen Krankheit, die man gleichfalls von den Franzosen überkommen zu haben glaubte. Derart führt sich die Dame auch in die deutsche Sprichwörterwelt ein. „Den Damen die Ehre, sagte der Schweinetreiber, die Sauen gehen vor." „Neun Damen und ein Herr machen zehn Schmuggler."

Nur hatten die Puristen in ihrem Zorne eins übersehen: es ist leicht, ein Wort zu verfehmen, es ist schwer,

einen neuen Begriff, der Lebenskraft besitzt, aus der Welt zu schaffen. In den unglückseligen Zeitläuften, die dem Dreißigjährigen Krieg in Deutschland folgten, war für die „Dame" freilich kein Raum. Aber die Verhältnisse besserten sich, neuer Glanz höfischen Lebens strahlte über den Rhein, und so gebar auch bei uns „das Glück dem Talente die göttlichen Kinder". Die Dame gewann ihren Adel zurück. Wir wissen, wie Lessing das Wort gebrauchte. Goethe und Schiller führen es selten, doch in der gleichen Bedeutung. Es waren Damen, die sich mit dem jungen Goethe am Ufer der Ilm zum zärtlichen Schäferspiel einfanden.

Und dennoch sollte das Wort noch einmal feindlichen Klang gewinnen. Die Romantik ironisierte die „Dame". Sie wurde der Begriff des „Launischen". So spricht Tieck von „Dame Fortuna", Uhland nennt das Publikum „die edle Dame". Bei Heine ist es eine Teetischvision: „Die Herren waren ästhetisch, die Damen von zartem Gefühl". Wenn die Kastraten singen, schwimmen die „Damen" in Tränen bei solchem Kunstgenuß. „Denkst du der Dame, die so niedlich mit kleinem Zürnen dich ergötzt?" „Täglich geht sie dort spazieren mit zwei häßlich alten Damen — sind es Tanten, sind's Dragoner, die vermummt in Weiberröcken?" Es wird auch der Begriff der „schönen, wirtschaftlichen Dame" gebildet, und schließlich sinkt das Wort in all die Tiefen zurück, in die es Zeloten und Puristen gebannt hatten. „Stehst du in vertrautem Umgang mit Damen, schweig, Freundchen! still, und nenne nie Namen. Um ihretwillen, wenn sie fein sind, um deinetwillen, wenn sie gemein sind."

— Was ist uns eine Dame? Die Wörterbücher — und es ist manchmal gut, sie zu Rate zu ziehen — unterscheiden den doppelten Gebrauch des Wortes: Die Dame ist zunächst eine angesehene, vornehme Frau, der wir unsererseits das Prädikat „gutgekleidet" nicht vorenthalten möchten, sie ist sodann die, welche man liebend verehrt. Die Bedeutung der „Dame des Herzens" fällt nicht ohne weiteres mit jener ersten zusammen.

Was uns eine Dame ist? Rufen wir noch einmal die „Dame in Trauer" als Zeugin auf und stellen wir sie

Minna v. Barnhelm gegenüber. Das Fräulein v. Barnhelm ist gewiß ein angesehenes und vornehmes und gutgekleidetes weibliches Wesen, und doch würden wir zögern, sie in der Schärfe des Begriffs eine „Dame“ zu nennen. Dazu fehlt es ihr an Haltung. Und vielleicht ist dies das Eigentümliche: die Haltung macht die Dame aus. Das kann äußerlich anerzogen sein, dann eben ist die Dame das zimperliche Teetischgeschöpflein oder die steife Repräsentantin, deren die Romantik spottete. Echte „Haltung“ aber ist ein Geschenk guter Genien, aus seelischem Adel erwachsen. So geht die Dame durch das Leben, und es scheint ein Wagnis, sich ihr zu nahen. Sie mag beschenken, doch darf man keine Forderung an sie stellen. Sie geht, sie überschreitet die staubige Straße, — es haftet kein Schmutz an ihrem Saume.

Will man nur von dem Ironischen und Häßlichen absehen, so erscheint der Heinesche Vers nicht uncharakteristisch:

> „Täglich wächst zu dieser Dame
> Meines Herzens tiefste Neigung ...
>
> Diese Hüften! Diese Stirne!
> Diese Nase! Die Entfaltung
> Dieses Lächelns auf den Lippen!
> Und wie gut ist ihre H a l t u n g!

3. Die Dame erhebt sich zu Adel der Seele.

Das ist hier Goethe: die Vermählung seelisch reichen Frauentums mit dem Inbegriff der Dame. Drei seiner Gestalten nahen und geben Antwort auf jegliche Frage.

Sehr selten gebraucht Goethe das Wort „Dame“, aber da er von seiner Natalie spricht, kommt es ihm gleichsam unwillkürlich über die Lippen. Wilhelm Meister trägt seinen Felix im Arm, als er sich Natalie gegenüber steht: „Er setzte das Kind nieder, das aufzuwachen schien, und dachte sich der Dame zu nähern ...“

Er erkennt sie wieder. Das war Natalies erstes In-Erscheinung-Treten, daß sie sich um den verwundeten Meister mühte. Ein Grundzug ihres Wesens kam darin

zutage. Natalie ist hilfsbereit. Ist es in andrer Art, als es Frauen gemeinhin sind, die mit lässiger Hand ein Geldstück reichen. Der Begriff des Geldes ist ihr durchaus fremd, gleichsam als sei das Geld etwas zu Gemeines, in ihre Sphäre gezogen zu werden. Ihre Hilfsbereitschaft ist die der ersten Christen. Sie schneidet den Hungrigen selbst das Brot; sie spürt in den eigenen Schränken und denen der Freunde nach Kleidung für die Darbenden. Die Bedürfnisse ausgleichen: das ist das ihr angeborene Streben. Immer muß sie sich nützlich machen. So hat sie sich mit jungen Mädchen umgeben, die sie erzieht.

Natalie hat jene „Haltung", die einer adeligen Seele entspricht. Darum ist ihr falsche Lustigkeit, wie die ihres jungen Bruders, lästig. Lautes Lachen verletzt sie. Es wird ihr auch, wie es ausdrücklich heißt, jede Beschäftigung „zu würdiger Handlung". Steht sie den Werken der Kunst fremd und innerlich unempfänglich gegenüber, so gewinnt alles Lebendige, von der stummen Pflanze zum leidenden Kinde, ihre Anteilnahme. Als strahlte ihre innere Harmonie nach außen aus: „Natalie kann man bei Leibesleben selig preisen, da ihre Natur nichts fordert, als was die Welt wünscht und braucht."

Die Liebe ist ihr immer wie ein Märchen erschienen. „Sie haben nicht geliebt?" „Nie oder immer." Und nun tritt doch die Liebe zu Meister in ihr Herz. Da ist es ihr nur selbstverständlich, auch ungefragt, Bekenntnis abzulegen. Aus sich heraus will sie Wilhelm sagen, was sie für ihn empfindet. Das ist die Freiheit dieser Dame. Freilich, ob auch die Heirat vollzogen wird, die Ehe mit Natalie bedeutet Entsagen. Beide Züge aber, das freie Hervortreten der Dame mit dem Bekenntnis ihrer Neigung, zugleich das klösterliche Zurückweichen vor der Umarmung, werden in der nachgoetheschen Literatur fortgestaltet werden.

Die Natalie erzog, steht ihr hier als ganz eigentümliche Verkörperung der Dame zur Seite; ich meine die „schöne Seele".

Sie trägt den Leidenszug. Als Kind bereits hat sie einen Blutsturz gehabt; der Anfall wiederholt sich, sobald sie einmal aus der Stille ihres Daseins hinaustritt. Die

Leidenschaft wirkt auf sie, das betont Goethe ausdrücklich, wie eine Krankheit. Sie macht sie still.

Durch eine Samaritertat gewinnt sie sich den Mann, der ihr die Hand zum Lebensbunde bietet. Sie genießt ein bräutliches Glück, — um als Verlobte erst völlig die mimosenhafte Zurückhaltung ihres Wesens zu bekunden. So erstirbt die Liebe des Freiers. Beides aber, Verlobung und Entlobung, gleitet an ihrer Seele vorüber wie Bilder, die das Spiegelglas zwar zeigt, aber nicht festhält. Und doch nicht ganz so. Liebend lernt sie beten. Der Bräutigam schien nur gekommen, sie jenem anderen Bräutigam der Seele zuzuführen.

Es war ein Zug der Zeit, daß es nicht schicklich schien, daß Frauen ihre Bildung zur Schau stellten. Man verabscheute das „gelehrte Frauenzimmer". Der „schönen Seele" kommt diese Richtung entgegen. Sie gehört zu denen, die besitzen, um zu verbergen.

Doch ist ihr, wo es drauf ankommt, Festigkeit verliehen. Sie schließt die Tür den Besuchern, die ihren Frieden stören. Sie meidet Geselligkeit und Spiel, sobald sie einmal erfahren hat, daß ihre Seele der Ruhe bedarf. Sie gibt ihren Bräutigam dafür mit in Kauf. Sie setzt ihr alles daran, die eine köstliche Perle zu erwerben. Es ist bereits etwas Starres in der Haltung dieser Dame, die oberflächlicher Betrachtung wenig „Dame" erscheinen mag, und zu deren äußerer Erscheinung doch auch das Stiftskreuz mit dem großen Diamanten hinzugehört.

Sie findet Anschluß an die Stillen im Lande, ohne doch recht dazuzupassen. Ihr fehlt die Sünden-Zerknirschung. Auch ihre tiefe Frömmigkeit bleibt aristokratisch. Sie sucht und gewinnt den engen Anschluß an Gott. Äußerlich trägt sie den Leidenszug, innerlich ist ihr eine lichte Heiterkeit des Wesens verliehen. Ehe sie Ihn lieben lernte, hat Er sie zuvor geliebt.

Schien es nicht, als sei ein letzter Glanz der Renaissance um die „Dame" gebreitet? Durch die Gärten von Belriguardo streicht die leise Frühlingsbrise. Vor Tasso steht Leonore von Este.

Auch in diesem milden Antlitz fehlt nicht der Leidens-



Das Spitzenkleid.
Gemälde von Hans Borchardt.

zug. Von schwerer Krankheit war sie eben erstanden, als Tasso ihr zugeführt wurde. Auf ihre Frauen gestützt, empfing sie ihn. Den Festen blieb sie fern. Das Kind war einsam, und durch die geschlossenen Fenster drang kaum das Jubeln der Gefährten. Den letzten Trost des Gesanges nahm ihr der Arzt.

Sie lernt und wird durch Studien erst völlig sie selbst. Das ist kein Kleid, das sie trägt, sondern eine Bestimmung, in die sie hineinwächst. Ihre tiefste Teilnahme bekundet sich trotzdem nur in Schweigen. Sie beglückt nicht durch das, was sie bietet, sondern durch das, was sie ist.

Liebt Leonore? Sie sieht sich umworben, doch weiß sie von keinem Verhältnis, das sie lockte. Ihre Liebe ist Freundschaft. Ihre Leidenschaften leuchten „wie der stille Schein des Mondes". Die Liebe, meint sie, könne nur durch Mäßigung und Entbehren unser eigen werden. Darin gleicht sie völlig einer Lichterscheinung. Sobald Tasso leidenschaftliche und verlangende Arme nach ihr ausstreckt, ist das Bild zerronnen.

Wir sprachen von der Haltung der Dame, und was wir Haltung nannten, ist hier Ausdruck innerster Natur. Man könnte diese weiße Blume nicht in einen Kranz einflechten; man könnte sie nur brechen.

Bei höchster Entwicklung ist hier Erfüllung. Wir stehen auf der Höhe. Alles, was die Literatur des neunzehnten Jahrhunderts, die Dame gestaltend, nach Goethe gegeben, ist nur Wiederholung und oft, scheint es, Übertreibung.

4. Von etlicher Damen großer Keuschheit.

Als reiche Erbin ist sie auf einem einsamen Gute Northumberlands aufgewachsen. Die Mutter starb ihr früh, und so befand sie sich stets in Gesellschaft ihres Vaters. Ihr Sinn war den strengen Wissenschaften zugewendet. Schwierige algebraische Aufgaben löste sie mit Leichtigkeit, die Nacht verbrachte sie oft auf dem Observatorium, das ihren astronomischen Interessen diente. Als sie zur Jungfrau erblüht war, fehlte es ihr nicht an Freiern; sie mochte keinen erhören. Wohl schmerzte ihr schroffes

Wesen den Vater, doch war dies das Eigentümliche in Florentinen, daß selbst ihn die Empfindung beschlich, er dürfe ihre Vermählung nicht wünschen.

An der Grenze der Kindheit war ihr unter anderen lateinischen Büchern ein anatomisches Werk in die Hände gekommen. In ihrem Wissensdrange hatte sie es gelesen. Sie war darüber in nachhaltige Melancholie verfallen. Es war, als sei es ihr unmöglich, „die seltsame Basis unseres Lebens zu vergessen, wo Lust und Scherz mit der Verwesung liebäugelt".

Ein ernster und gebildeter Mann, ein Freund des Vaters, näherte sich ihr. Gemeinsame Studien verbanden die beiden. Eine tiefe Neigung zu dem rätselhaften Geschöpf stieg in ihm auf. Sie wurde zu Leidenschaft. Je mehr er sich jedoch Florentinen zu nähern suchte, desto mehr floh sie ihn.

Auf einem gemeinsamen Ausritt war es, daß er sich ihr erklärte. Sie wies ihn ab. Schweigend wandten sie die Pferde. Sie waren wieder an das Schloß gelangt, um sich fortan für immer zu meiden, er war abgesprungen, um ihr behilflich zu sein. Unwillig kehrte sie sich von ihm ab, ihr Reitkleid blieb am Sattelbogen hängen, halb entblößt stand sie vor ihm.

Fortan verschloß sie sich in ihr Zimmer und war nicht zu bewegen, Speise und Trank zu sich zu nehmen. So vergingen die Tage. Nach einer Woche aber trat sie vor ihren Vater und forderte ihn auf, für sie um den Freund zu werben. Nach dem was geschehen, müsse sie seine Gattin werden. — Das ist Ludwig Tiecks Novelle „Die wilde Engländerin". (In: „Das Zauberschloß". 1830.)

Das gleiche Motiv kehrt in Wildenbruchs Roman „Eifernde Liebe" (1893) wieder. Die „weiße Dorothea" ist eine Hamburger Patriziertochter, in Wohlstand und vornehmer Abgeschlossenheit aufgewachsen. Sie wird im Bade von einem Maler belauscht. Vielleicht liebt sie diesen Mann, vielleicht bemitleidet sie ihn; jedenfalls fühlt sie sich zu ihm hingezogen. Als sie aber erfährt, wie er sie gesehen, weist sie ihn für immer von sich. „Des Weibes Keuschheit geht auf ihren Leib, des Mannes Keuschheit

geht auf seine Seele". Das Rhodope-Problem klingt an. Bei Wildenbruch freilich ist diesen beiden Liebenden dann doch eine späte und böse Vereinigung gegeben. Der erste Impuls aber hieß die „weiße Dorothea" meiden, was Florentine forderte.

Es kann hier nicht darauf ankommen zu untersuchen, ob Tieck, ob Wildenbruch dem Motiv die rechte Folge gegeben. Auch ist Natur wohl reich genug, dem gleichen Ruf nicht immer die gleiche Antwort zu sprechen. Genug, wir sehen uns der romantischen Konzeption der „Dame" gegenüber. Ihre „Haltung" ist ein Problem geworden, in das Geschlechtsmystik hineinspielt. Es ist der Isisschleier, in den sich die Dame hüllt.

Ein Schritt weiter, und die moderne Dame, dies Kind des Luxus und der Verfeinerung, beträte die Hallen, die, weihraucherfüllt, dem Dienste mittelalterlicher Mysterien geweiht sind. Und dieser Schritt wird getan! Es mag seltsam anmuten und ist doch eine längst erkannte Tatsache: das „junge Deutschland" steigert die mystische Empfindungsschwüle der Romantik.

Gutzkows Wally (1835) ist dem ungeliebten Manne anverlobt, und so heißt es für sie von Cäsar, dem ihr Herz zugetan ist, Abschied nehmen. Er spricht ihr von Tschionatulander und Sigune und fordert eine letzte Gunst. Wie Sigune soll sie sich ihm geistig vermählen, durch den Anblick ihrer ganzen natürlichen Schönheit. Sie stößt ihn von sich. Um ihn dann doch in eben der Nacht zu sich zu bescheiden, in der sie dem andern angehören muß.

Auf das Forte das Piano, aber die Tonart bleibt. Wir blättern in den Romanen der Gräfin Hahn-Hahn und finden, ob auch unausgesprochen, die gleiche mystische Keuschheit, die stillen Feiern zu Ehren des Mysteriums der „Dame". Es ist, als fühlte sich Ida Hahn-Hahn gedrängt, die volle Beweglichkeit ihrer Phantasie aufzubieten, ihre Heldinnen „aus der Gesellschaft" vor Vermählung zu schützen. Renate (Aus: „Cecil", 1844) hat sich selbst einem kranken Manne zum Opfer gebracht und ihm als pflegende Schwester die Hand zum Ehebunde gereicht. Sie lernt einen andern lieben und widersteht dem Wollen ihres eigenen

Herzens. Ihr Gatte stirbt, sie eilt zu dem Geliebten und findet ihn vermählt und hat von neuem zu entsagen. Ein dritter Mann, eben Cecil, tritt in ihr Leben, er wird ihr teuer, und sie verlobt sich ihm an. Die Nachricht erreicht sie, daß der von ihr zuvor Erkorene frei geworden ist, sie löst die Verlobung mit Cecil, sie findet den Geliebten — aber nur als Toten. Eine jungfräuliche Witwe, eine jungfräuliche Liebende. Es ist, als würde man durch die weiten Alleen eines Parkes geführt, die Wege kreuzen und verschlingen sich und schließen sich zum Kreise, und in dem großen, fichtenumdunkelten Mittelrondell züngelt die Flamme empor: das Mysterium der Dame.

5. Die Dame wird sehr gottlos, um sich alsbald zu strenger Frömmigkeit zu bekennen.

Ist Gutzkows Wally, die Zweiflerin, eine Dame? In Gutzkows eigenem Sinne ist diese Frage durchaus zu bejahen. Hoch zu Pferde, an der Spitze eines ganzen Trupps von Anbetern wird sie eingeführt, an ihrer Reitgerte glitzern die Ringe, die sie von Courmachern erhielt und die sie gelegentlich an Arme verschenken wird. Der Salon ist ihre Sphäre. Ihre Unterhaltung ist spielend, abweisend und witzig. Sie leidet unter der Langeweile der großen Dame. Sie geht eine Konvenienzheirat ein, trotzdem sie einen anderen liebt. Sie wird stets gefühllos an den Unglücklichen vorübergehen und nur eben ihr Kleid aufraffen, damit ihr Rocksaum nicht die Not und das Elend streife. Sie liebt das Hasardspiel, sie ermangelt jeglichen Sinnes für die Schönheit der Landschaft, sie ist bewußt kokett.

Wally ist ein taubes Metall, das nur an einer Stelle Klang gibt. Rührt die Unterhaltung an religiöse Fragen, dann verstummt diese Dame. Ein spöttisches Wort, eine Verneinung, und sie zuckt in einem Schmerz zusammen, der ihr körperlich wehe zu tun scheint. Sie will glauben, und vermag es nicht. Sie möchte zum mindesten gleichgültig an den Fragen des Jenseits vorüberhuschen, und ist es nicht imstande. Sie kostet alle Erniedrigungen einer unwürdigen und verbrecherischen Ehe aus, sie sieht sich von dem Manne, den sie liebt, um ihrer Freundin willen verlassen, — sie findet

die Kraft, das alles zu überwinden oder doch zu verschmerzen. Das, was ihr an Glaubensmöglichkeit geblieben ist, wird ihr genommen, — und sie gibt sich selbst den Tod. Tut es als Dame, den Dolch, mit dem sie sich ersticht, in einem roten Tuch verhüllend.

Wieder wird die Gräfin Hahn-Hahn für die weitere Entwicklung des Typus wichtig. Die Linie führt über die „geniale" Dame, und das ist Ilda Schönholm (1838). Ihr Gesicht weist den Schnitt einer Madonna und den Ausdruck einer Sibylle; dazu fatiguierte Züge und Augen, wechselnd, schillernd wie das Meer. Ilda Schönholm ist eine berühmte Schriftstellerin, ist aber vor allem Aristokratin. Die Erfahrung einer müden Ehe liegt hinter ihr, die neue Liebe, die sich bietet, führt zum Entsagen. Ihre Anmut besteht großenteils in Sichgehenlassen, eine Fähigkeit, deren „alle Bürgerlichen ermangeln". Ihre Liebe ist selbstbewußt. Sie tritt vor den Mann, dem sie ihr Herz geschenkt hat, und ehe er noch ein Wort gefunden, sagt sie: „Wir lieben uns." „Der, den ich liebe, widersteht mir nicht." Sie selbst wäre bereit, ihrer Leidenschaft jedes Opfer zu bringen. Wird auch sie trotzdem zu Entsagung verurteilt, so findet doch auch hier etwas wie eine mystische Vermählung statt. Der Liebhaber, ein Bürgerlicher und darum nicht fähig, ein Opfer anzunehmen, betritt zur Nachtzeit ihr Zimmer und blickt auf die Schlafende.

Es ist ihr eigenes Bild, das die Gräfin Hahn-Hahn in Ilda Schönholm gezeichnet hat. Und wie sie selbst sich einer sehr katholischen Frömmigkeit zuwandte, so gehen die Damen, die sie fortan schildert, denselben Weg. „Ich möchte zu meinem Schmerze sprechen: du sollst meine Wonne sein und mein Triumph." Thomas a Kempis liegt nunmehr auf dem Toilettentisch. Die jungen Mädchen zieht es ins Kloster, bis sie begreifen lernen, daß es die Welt ist, die härteres Märtyrerinnentum fordert.

Neben dem selbstgelebten Konvertitentum wirken die literarischen Anregungen fort. Harmoniumklänge ertönen, die „schöne Seele" zündet die Lichter an.

In Paul Heyses „Roman der Stiftsdame" (1887) lebt „Wilhelm Meister" völlig wieder auf. Aber die Frömmigkeit der Stiftsdame selbst weist einen eigenen Zug. Es ist

etwas ausgesprochen Demokratisches darin, wie die Religiosität der Gräfin Hahn-Hahn aristokratisch war und sein wollte. Die Stiftsdame trägt wieder das schwarze Kleid; und an goldener Kette ein altmodisches Medaillon. Sie ist die Hilfsbereite. Zu den Schicksalsgeschlagenen und darum Weisen fühlt sie sich hingezogen. Wo es gilt, dem alten Mütterchen den Wagen mit Reisig schieben helfen, ist sie dabei. Sie kanzelt den Kandidaten ab, der irdische Rangesunterschiede in das himmlische Reich einschmuggeln möchte. „Ich kann nur das alte Wort wiederholen: bei Kranken bin ich gesund, bei Armen reich geworden; bei Sterbenden hab' ich leben gelernt."

Und noch in anderer Hinsicht wird diese Stiftsdame wichtig. Sie offenbart, was „Haltung" ist. Das Mitleid hat sie verführt, einem fahrenden Komödianten die Hand zum Ehebund zu reichen. Nun bleibt ihr keine Erniedrigung erspart. Der Mann wird sich mit Gewalt in den Genuß ihrer Liebe zu setzen suchen, er wird es dulden, daß sich ein Fremder unter seiner Maske nachts bei ihr einschleicht. Sie selbst bleibt von dem allen innerlich unberührt. Als wäre sie die Lilie, die, auch mit Kot bespritzt, ihr königliches Ansehn wahrt. Und wenn diese Stiftsdame zum Schluß ihres Lebens in einem Armenhause Aufnahme findet, so organisiert sie sich auch da unter den alten Weiblein ihren Hofstaat, und kommt die adlige Verwandtschaft zu Besuch, so serviert sie den Tee mit Anstand und Würde.

War bei der Gräfin Hahn-Hahn das Musizieren der Dame gleichsam ein mystisches Akkompagnement zu sphärischen Harmonien, so klingen Spiel und Gesang dieser Stiftsdame wieder wie gut protestantische Kirchenmusik.

Die Frömmigkeit der Dame wird abermals aristokratisch. Gnadenfrei und Herrnhutertum treten von neuem in ihre Rechte, nur ist die Bewertung eine gänzlich verschiedene geworden. Was Hymnus war, wird Anklageschrift. Wir denken an Christine in Theodor Fontanes Roman „Unwiederbringlich" (1892).

Von Christine heißt es, daß sie zu den Vorzügen der vornehmen Dame alle Tugenden einer christlichen Frau besaß. Sie ist ihrem Manne die beste Gattin, — ist es nur zu sehr.

Und dies „zu sehr" gibt auch ihrer Frömmigkeit das Gepräge. Die Religiosität wird ihr zu einem Panzer, sie macht starr und unerbittlich. Diese bleiche Dame geht ihren Weg mit niedergeschlagenen Augen, aber sie weiß sehr wohl, daß sie nicht fehl treten kann. „Nur für Christine waren alle Fragen gelöst, nur Christine wußte ganz genau, daß die Prädestinationslehre falsch und zu verwerfen und die kalvinistische Abendmahlsform ein Affront sei."

So wird diese Heilige vor den einen Konflikt gestellt, dem sie nicht gewachsen ist: die Christin in ihr wird gegen die Frau in ihr aufgerufen. Der Gatte ist ihr untreu geworden, — nicht etwa in frechem Sinnentaumel, was verzeihlicher schiene, sondern in bewußter Abkehr von ihr. Er forderte die Scheidung, um sich einer andern vermählen zu können, und diese andere wies ihn ab. So begehrt er zu ihr zurück. Die geistlichen Ratgeber, der sehr positive Generalsuperintendent, wie der alte, milde, ein wenig rationalistisch angekränkelte Ortspfarrer sagen ihr beide: du mußt verzeihen. So gehorcht sie. So verzeiht sie. Und kann ihr eigenes Verzeihen als Frau doch nicht tragen. — Christine gibt sich selbst in den Fluten des Meeres den Frieden, den ihr das Leben versagte. Eine blasse und vornehme Dame, die an der Frau in sich zugrunde gehen mußte.

6. Die Resignation der Dame.

Das ist der neue Wandel, den die Zeit bringt: die Religiosität tritt zurück oder bleibt doch nur als ein seelischer Grundklang bestehen, Resignation wird Führerin. Man verlangt nicht mehr nach Licht, man sucht vielmehr die allzu grelle Tagesbeleuchtung zu dämpfen. In ein Altersidyll klang bereits Heyses „Roman der Stiftsdame" aus. Das Leben mit seinen Forderungen, Kämpfen, Niederlagen lag dahinten. Es war Abend geworden, und in dem Zimmer eines Armenhauses lud die freundliche Lampe zu ihrem milden Schein.

Marie v. Ebner-Eschenbach führt die Entwicklung auf diesem Wege weiter. Es gilt nur ihren kleinen Einakter „Am Ende" (1896), aber er eröffnet neue Empfindungsmöglichkeiten. Gealtert, trifft die Fürstin Seinsburg wieder

mit ihrem Gemahl zusammen. Vor sechsundzwanzig Jahren schied man in Haß und in Verachtung voneinander, fest entschlossen, sich niemals wieder zu sehen. Nun sind es die längst erwachsenen Kinder, die eine Versöhnung erbitten.

Galt Jugend als Kraft, so wird nun das Alter zu Tugend. In erzwungener, kläglicher Jugendlichkeit tritt der Fürst vor die Fürstin. Das ist der kleine Vorgang, der sich abspielt, daß sie ihn altern lehrt. Sie befreit ihn von seinen viel zu engen Schuhen, sie heißt ihn in einen bequemen Hausrock schlüpfen. Sie stellt sich schwerhörig, damit er näher an sie heranrücke, ihre Worte in seinem hartgewordenen Ohr aufzufangen. Auf den Ausruf: „Wie schön ist's, jung zu sein," folgt hier alsbald die Ergänzung: „Aber alt zu sein — wie bequem." „Von den aufgegebenen Ansprüchen kommen die Genüsse."

Der Abend ist es, der die Dame über den falschen Glanz ihres Tages hinwegtrösten muß. In dieser Resignation ist der Ruf nach Dämmerung und Stille.

Neben der freiwilligen Resignation die erzwungene. Aber auch in ihr ist Trost zu finden.

Fontanes Majorin v. Poggenpuhl (gleichfalls 1896) ist eine geborene Pütter, aus einer angesehenen aber armen Predigerfamilie. Der Mann fiel ihr im Feldzug und ließ sie mit ihren fünf Kindern in kümmerlichen Verhältnissen zurück. Das bittere Los der mittellosen Standesfrau ward ihr zuteil. Sie verkümmerte darüber, wie eine Pflanze in allzu nahrungskargem Boden. Ihrem Wesen war keine Entfaltung gegeben; das weiß sie selbst. Daß sie es aber selbst empfindet und sich dabei bescheidet, — diese Resignation wird ihr zu Kraft. „Ich habe nur sorgen und entbehren gelernt. Das ist m e i n e Schule gewesen. Viel Vornehmes ist dabei nicht herausgekommen, nur Demut. Aber Gott verzeih es mir, wenn ich etwas Unrechtes damit sage, die Demut, wenn sie recht und echt ist, ist vielleicht auch eine Eigenschaft, die sich unter dem Adel sehen lassen kann."

Wieder, wie einst bei Lessing, ist die Dame zu einer Art Almosenempfängerin geworden. Die gute Majorin von Poggenpuhl erhält von ihrer Schwägerin, die doch nur eine weitläufige Verwandte ist, ein kleines Vermögen

ausgesetzt, das sie nicht angreifen darf, dessen Zinsgenuß ihr aber zufällt. Sie dankt, und die Geberin antwortet: „Ich bin glücklicher als Sie.“ Und die Resignation erwidert: „Das sind Sie, gnädige Frau. Glücklich machen, ist das höchste Glück. Es war mir nicht beschieden. Aber auch dankbar empfangen können ist ein Glück.“

Man könnte sich vorstellen, jene „Dame in Trauer“ sei, gealtert, zu der Majorin v. Poggenpuhl geworden. Beider Lebensschicksal ist ganz das gleiche. Frühes Witwentum und Not und Sorgen. Nun aber gewahrt man, daß der Leidenszug, dort nur eine rührende Eigenschaft, hier zu einer Kraft geworden ist. „Man muß sich die Gnadenschaft verdienen,“ bleibt in allen Erniedrigungen der Wahlspruch der Majorin. Dort stand die Resignation am Anfang der Lebensbahn, hier steht sie am Ende. Sie ist ein Ziel, und zwar ein gutes, geworden.

7. Die Salonschlange.

Es konnte etwas Feindliches in der Haltung der Dame verspürt werden.

So trat Mrs. Forster in Herman Grimms Roman „Unüberwindliche Mächte“ (1867) dem jungen Grafen Arthur gegenüber, nachdem er ihre Tochter beleidigt hatte und ihr dann in großer und heimlicher Liebe wie ein anhängliches Hündchen, das man nicht loswerden mag, gefolgt war: Sie legte das Schmuckstück, das er einst ihrer Tochter geschenkt hatte, vor ihn hin. „Mögen dies die letzten Worte sein, die zwischen uns noch gewechselt werden. Ich und Emmy leben nicht mehr für Sie.“ Und da er aus reuigem Herzensdrang ihr Verzeihen erflehte: „Was Sie sich zu erkaufen wünschen, und ob Sie dafür Ihr Leben oder irgend etwas sonst geben wollen, ist mir gleichgültig. Reden Sie davon, wem Sie wollen, nur mir oder meiner Tochter nicht.“ Es war etwas Starres, etwas Eisiges in der Haltung der Dame.

Man hatte das zu respektieren, solange es in guten und aufrechten Eigenschaften wurzelte. Entsprang es den niederen Instinkten, so durften sich Haß und Verachtung dagegen wappnen.

Der Typus der „Salonschlange" tritt in die Literatur. Das Wort entstammt Paul Lindaus Schauspiel „Gräfin Lea" (1881), und der Charakter ist hier bereits nicht übel angedeutet. Die Salonschlange lebt vom gesellschaftlichen Klatsch. Sie wird immer das Böse von ihren Mitmenschen mutmaßen, und diesen selbst, als von etwas ganz Harmlosem, davon reden. Ihre Liebenswürdigkeiten werden vergiftet sein.

In Verena aus Ricarda Huchs Roman „Vita somnium breve" (1903) lebt sich der Typus aus. Eine hohe, schlanke Dame mit weißer und durchsichtiger Gesichtsfarbe und mattblondem Haar; einem kaufmännischen Patriziergeschlecht entsprossen; reich und gelangweilt. Sie ist ihrem Gatten zugetan und kann doch nicht umhin, ihm gegenüber ihre Verwunderung darüber laut werden zu lassen, daß er sich nicht in jene andere, ihre Freundin, verliebe: der ungesunde Trieb nach aufregenden Sensationen ist von allem Anbeginn in ihr. Das trügerisch spielende und vergiftete Wort aber soll Kraft gewinnen: wirklich ergreift den Mann die große und beseligende Leidenschaft zu jener anderen; um ihretwillen verläßt er Verena. Nun ist sie, deren Seele immer feige gewesen, jedes Haltes beraubt. Sie flirtet mit dem Schwager; sie sucht in wahlloser Wohltätigkeit ihre Befriedigung; sie begibt sich in die Gesellschaft literarischer Snobs; sie bettelt bei ihrem Mann um Liebe. Sie lernt einen katholischen Geistlichen kennen, er imponiert ihr, sie tritt zum Katholizismus über. Dadurch bekommt ihre Lebensführung einen neuen „Stil". Sie posiert fortan auf kühle, gottergebene Gelassenheit. Sie segnet, denen sie Unrecht tat. Ihr Salon wird mit Betschemeln und Heiligenbildern dekoriert. Dabei bleibt sie innerlich völlig, die sie war; nur das Gemeine läßt sie als Beweggrund gelten. Sie ist ein Wesen, für das es mannigfache Modelle in der Wirklichkeit geben mag, aber sie ist zugleich in ihrer Erscheinung stilisiert. Ein neuer und skeptischer Pharao glaubt nicht mehr an ein seelisches Leben der Gesellschaftsdame, oder er fragt nichts danach. Es interessiert die Liniengebung einer schlanken und grazilen Silhouette.

8. „Qu' importe que tu sois sage? Sois belle et sois triste!"

In der Dame wird das sublime Ideal aristokratischer Verfeinerung stilisiert: das ist abermals die neue Tendenz.

Man mag an Aubrey Beardsley oder an Constantin Somoff denken. Man blickt durch das künstlich geschmiedete Barockgitter des Parkes und sieht in ungewisser Ferne die schlanken Figürchen mit den bauschigen Röcken, die hochgetürmte Frisur über dem bleichgepuderten Antlitz. Die Reifröcke schweben über dem Weg, auf dem die welken Blätter rascheln. — Die Dame sitzt in der Loge, und ihre Locken spielen auf den Hals hinab. Ein Götzenbild, in köstliche Seide gehüllt, aus der die dunklen Steine blitzen; ein Götzenbild, das Menschenopfer fordern mag.

Die „Diaboliques" von Barbey d'Aurevilly treten in Erscheinung. Wie kindlich der Ausdruck dieses Auges, wie lächelnd der Mund, wie rein die Stirn: es ist das Laster, das die Farbe der Tugend borgte. Diese zarten Glieder halten mit Vampyrgier ihr Opfer fest. Diese Lippen sind blutrot gefärbt und leuchten aus dem bleichen Antlitz. Empfindungslosigkeit stachelt die Begierde, Verfeinerung ward aller Künste Meisterin. In diesen bläulich schimmernden Adern schläft träges und durch die Ausschweifungen von Generationen müde gewordenes Blut; es will zu flüchtigen Ekstasen aufgepeitscht sein; für einen Augenblick wird dies kindliche Auge irr und gespenstisch aufleuchten.

Die Reifröcke rauschen über den Parkweg. Der Wind treibt die welken Blätter vor sich her. Aus einer Laube tönt ein Flüstern. Schrille und aufreizende Geigenklänge! Es ist der Tod, der hinter jenem Rondell die Fiedel streicht.

Wie einst die „Dame" selbst, so kam das stilisierte Damenbildnis aus der Fremde. Es wurde an der Grenze angehalten und gezwungen, sein satanisches Diadem abzutun.

Vielleicht tritt in Theodor Storms „Immensee" (1849) die erste deutsche Stilisierung der Damengestalt zutage. Ein rein Äußerliches scheint bemerkenswert: sahen noch Gutzkow und die Gräfin Hahn-Hahn ihre Damen in

schwarzer Toilette vor sich, so trägt die Dame nun Weiß und immer nur Weiß. Der nächtliche Schwimmer taucht in den See nach der weißen Lilie; ihre langen Stengel schlingen sich gefährlich um seine Glieder, er reißt sich mühsam los und gewinnt die Blume nicht. Die schimmert wieder fern und unerreichbar im Mondlicht. Die weiße Lilie aber ist nichts anderes als das Bild der Dame.

Die Art der Stilisierung tritt in einem Zuge zutage. Elisabeth hat den anderen geheiratet. Sie sitzt mit dem Manne, den sie liebt, im Kahne. Er blickt auf ihre Hand. „Und diese blasse Hand verriet ihm, was ihr Antlitz ihm verschwiegen hatte. Er sah auf ihr jenen feinen Zug geheimen Schmerzes, der sich so gern schöner Frauenhände bemächtigt, die nachts auf krankem Herzen liegen." Das ist nicht der Kummer und der Schmerz und die Reue, — es ist die stilisierte Liniengebung bleicher und müder Melancholie.

Unter den Neueren liebt Graf Keyserling diese stilisierten Damenbildnisse. Das sind Frauen der hohen Aristokratie, die in Weltabgeschlossenheit erwuchsen. Das alte Blut ward müde in ihren Adern. Sie sind sehr kühl, sehr keusch. Tief in ihrem Innern schlummert die Begierde, aber sie selbst kennen sie nicht. Auch wissen sie sie in dem Manne, der sich ihnen naht, weder wachzurufen, noch zu befriedigen. Ich denke vor anderen an seine Beate. (Beate und Mareile, 1903.)

Beate wohnt in einem blauen Kabinett mit weißlackierten Stühlen. Sie trägt ein weißes Kleid. In ihren durchsichtigen und graublauen Augen schimmert ein wenig feuchtes Gold. Ihr Gesicht ist blaß, „von der feinen Blässe der alten Rassen, die von jahrhundertelangem Stehen auf geschützten Höhen müde geworden sind". Wenn sie erzählt, „riecht es gut, wie nach weißem Flieder von Pinaud". In aller Heimlichkeit kennt sie die Ekstasen des Gebetes, erfährt sie wohl auch die Sehnsucht nach dem Manne. Aber was auch in der Tiefe vor sich gehen mag, die Oberfläche des Wassers bleibt kühl und unbewegt. Nichts Unreines darf an sie rühren. Mag Beate Mitleid mit der Kammerzofe empfinden, die sich vergangen hat: nahe kommen darf sie ihr nicht mehr.

Nun ist in diesem zarten und stilisierten Geschöpfe eine große Kraft. Mitleid, das sich ihr nähern will, scheucht sie von sich. Die Nebenbuhlerin weist sie aus ihrem Hause. Den untreuen Gatten zwingt sie zur Unterwerfung. Ihr Wort klingt so leise, daß es kein Auflehnen dagegen gibt. Flucht ist das Einzige, was dem Untreuen bleibt. Aber die bleiche Beate wartet. Es ist stiller um sie und leerer in ihr geworden, aber sie wartet. Und nimmt schließlich den Flügellahmen wieder zu sich in ihr kühles Reich.

Laub raschelt auf den breiten Wegen des Parkes. Ein weißer Damenschuh schreitet darüber hin. Es ist ein süßer Duft in der abenddunklen Dämmerung — süß von Welken und von Sterben.

9. Die Dame erhält eine soziale Mission und gewinnt den Adel der Seele wieder.

Weder dieser stilisierenden Kunst, noch jener Resignationsdichtung war es vorbehalten, das letzte Wort über die Dame zu sprechen. Im ewigen Wandel glitten die Gestalten vorüber, von der Mode gerufen und geschmückt, von keinem tieferen Zeitbedürfnis festgehalten.

Aus sozialen Regungen heraus hatte sich die Literatur verjüngt. Kein großes Frühlingsknospen, wie man anfänglich wohl hoffte, aber doch im Spätherbst und in Epigonenkühle ein neuer Trieb. Das Stampfen der Hämmer und der Räder ward vernehmbar, es war ein mahnendes Klopfen an der Tür, solcher, die nicht Gäste beim Fest sein durften. In das Boudoir der Dame drang von dem allen zunächst kein Laut. Zwischen Toilettentisch und Spiegel, zwischen Parkmauern und Logenbrüstungen sah sie ihr Dasein eingefriedet. Und dann schlug doch auch ihr die Stunde, und die Glocke rief.

Omptedas Cäcilie von Sarryn (1902) ist ein armes adeliges Fräulein. Weder Schönheit noch Geist zeichnen sie aus. Ihre Schwestern haben Männer gefunden, sie bleibt allein zurück, ihren alten und kränkelnden Vater zu pflegen, und es ist nicht viel Besseres als Magddienste, was sie zu verrichten hat. Es ist zunächst sehr wenig „Damenhaftes“ in Cäcilie von Sarryns Wesen.

Der Vater stirbt, und aus seiner Tyrannei geht sie in die der Schwestern über. Hier nun, da sie einmal die Wochenpflege übernimmt, tritt ihr alsbald das „Es schickt sich nicht“ entgegen. Sie lernt, daß die Stimme der Pflicht von innen ertönt und daß die Gebote der Menschen kein Maßstab sein dürfen. Selbst in der Bescheidenheit selbstloser Dienste gilt es, sich durchzusetzen. Diese Stimme der Pflicht aber wird alsbald das größte Opfer von ihr fordern. Sie hat ein verspätetes und doch sehr lockendes Liebesglück von sich zu weisen, um sich ganz an die Erziehung ihrer Schwesterkinder, die elternlos geworden sind, hinzugeben. Die nie von einem Manne wußte, lernt Mutterglück und Mutterleiden kennen. Die nie der Liebe in ihr eigenes Herz Einlaß gewähren durfte, hat teil an den Liebeserfahrungen ihrer „Kinder“. In schweren Verirrungen muß sie, an die Gemeines nie herandrang, Helferin und Richterin sein. So wird dies alte Mädchen ein großer und freier Mensch. Der Dame ist eine Mission inmitten des tätigen, staubigen Alltagstreibens geworden.

Der Dame? Was in Cäcilie von Sarryn noch unklar bleiben konnte, diese Verbindung selbstloser und vorurteilsfreier Arbeit mit jener Eleganz, die ein verwöhntes Dasein gibt, das offenbart sich in Theodor Fontanes Comtesse Armgard („Der Stechlin“, 1899).

Es ist nicht ganz leicht, ein Bild von ihr zu geben. Sehr schweigsam — „manchen kleidet es zu sprechen, manchen kleidet es zu schweigen“ — geht sie neben ihrer sehr viel glänzenderen Schwester, der Gräfin Melusine, einher, die „eine Dame und ein Frauenzimmer dazu“ ist. Dies Frauenzimmerhafte fehlt ihr durchaus. Man trifft sie im Barbyschen Salon am Kronprinzenufer — die Balkontüren sind geöffnet, im Kamin brennt das Feuer, der alte Diener in Escarpins geht ab und zu — da sie gerade vor dem Spiegel steht und neue Hüte aufprobiert: jede Koketterie liegt ihr fern, sie ist nur voll stiller und liebenswürdiger Grazie. Sie will nicht gelten. Nur gedrängt äußert sie ihre Ansicht. Das einemal, um zu sagen, daß „ein starkes Selbstbewußtsein nie gerechtfertigt ist“. Für Medisance hat sie kein Ohr, Klatsch ist ihr abscheulich. Aber zumal dann,

wenn etwas erörtert wird, was ihrem Herzen nahe geht, wie die Erzählung von jenem Joao de Deus, der sein ganzes Leben für die Armen hingab, — dann schweigt sie.

Dies Schweigen wird sehr beredt. Man fühlt die stille Nähe eines Wesens, das auf sich selbst beruht; das sein Geheimnis wahrt. Und bei andrer Gelegenheit wird Comtesse Armgard doch zum Sprechen gezwungen. Sie soll sich entscheiden, welcher von beiden ihre Sympathien gehören, Königin Elisabeth von England oder Maria Stuart? Sie wählt keine von beiden. „Um es kurz zu sagen, Elisabeth von Thüringen ist mir lieber als Elisabeth von England. Andern leben und der Armut das Brot geben — darin allein ruht das Glück. Ich möchte, daß ich mir das erringen könnte. Aber man erringt sich nichts. Alles ist Gnade."

Alles ist Gnade: das ist das letzte Bekenntnis von Damenlippen. Die Vornehmheit der Lebensführung ist geblieben, der Ruf zu tätiger Mitarbeit ist ergangen: die ihm folgen, kennen die Schwere ihres Weges. Die Haltung ist aufrecht, aber es ist kein Stolz mehr darin. Alles ist Gnade.

Wieder fühlt man sich zu einer Höhe erhoben. Nicht gleich jener, auf der man mit Goethe stand. Dort war ein Mitgenießen aller Fülle der Seele und des Geistes. Hier spricht nur das Herz, und das muß unter Selbstzweifeln reden. Das gewinnt seine Kraft nur aus einer höheren Macht. Wenn aber nicht auf Bergesgipfel, so steht man doch auf Hügels Rande und mag hinausblicken auf das Land. — Nebel wallen darüber. Die Sonne fern am Horizonte glutet und kündet neuen und klaren und arbeitsfrohen Tag.



Das Kreuz im Bergwald.

Von

Ludwig Ganghofer.

Die Nebel wogen, die Höhe graut,
Kein Stücklein Himmel, das freundlich blaut!
Durch steil zerklüftetes Waldgeheg'
Reitet ein Reiter auf steinigem Weg.

Da steht, wo gähnend die Schlucht sich senkt,
Ein Kreuz, von Felsengeröll umdrängt:
Ein hölzerner Leib, ein Himmelsspott,
Und doch im Holze ein redender Gott!

Es betet der Reiter im öden Wald.
Er betet: Du Guter, o gib mir's bald,
Daß ich den Weg zu Weib und Kind
Heim durch die weiten Wälder find'!

Die Höhen grauen, es dunkelt der Steg,
Der Reiter reitet auf blumigem Weg —
Der Sehnsucht Bilder sind um ihn her,
Ein blühender Frühling, ein sonniges Meer.



Carmen la tocaora.
Gemälde von José Villegas.

Der Jäger

von Marie v. Ebner-Eschenbach

Es war am Spätherbstabend nach einer sehr ermüdenden Treibjagd. Man saß schon lange gemächlich im Rauchsalon beim schwarzen Kaffee; den jungen Damen entschwand mehr und mehr die Hoffnung, daß es doch noch zu einem Tänzchen kommen werde. In schleppendem Tempo drehte sich die Unterhaltung um lauter rasche Dinge: Luftfahrzeuge, Autos, Rennpferde, und geriet endlich — wieso hätte niemand sagen können — ins Gebiet des Übernatürlichen. Ahnungen, eingetroffene Prophezeihungen kamen an die Reihe, zuletzt tauchten sogar Gespenster auf.

Die Hausfrau zwang sich, ernsthaft dreinzusehen: „Ach die! Von dem Glauben an Gespenster hat mich schon meine alte Kinderfrau geheilt. Denn, sagte sie, nackt gehen sie nicht, und wer möchte ihnen Kleider machen?“

Einige lachten, andere meinten, das sei eben ein Kinderfrauenscherz, und damit ließe sich „so etwas“ nicht abtun.

Ein langer, dürrer Staatsbeamter mit dem Profil einer Krähe faßte die Hausfrau, die bürgerlicher Abkunft war, scharf ins Auge und sprach belehrend: „Gespenstische Erscheinungen sind nichts mehr und nichts weniger als eine Tatsache. Familientraditionen uralter, erlauchter Geschlechter verbürgen sie.“

Die liebenswürdige und geistreiche Frau verstand die Belehrung und erwiderte: „Ja, wenn ich nicht so skeptisch wäre! Vielleicht ließe ich dann gelten, daß Familientraditionen gute Bürgen sind. Übrigens: — und das ist nun mein Ernst — wenn ein Mensch, Mann oder Frau, ein gebildeter, mutiger, wahrheitsliebender Mensch, der sehr gesund, der weder nervös noch ein Dichter ist, mir sagt: Ich

habe mit diesen meinen eigenen Augen ein Gespenst gesehen — dann glaube ich an Gespenster."

Mit eigenen Augen — nein, dessen konnte sich niemand rühmen, aber der eine berief sich auf das unwidersprechliche Zeugnis eines weltberühmten Gelehrten, der andere hatte einen Freund, die Zuverlässigkeit selbst, der ihm ein Erlebnis mitgeteilt ...

„Gilt nicht! Gilt nicht!" unterbrach ihn die Hausfrau. „Ich habe meine Bedingung gestellt, und die muß aufs Jota erfüllt werden."

Da erhob sich eine sonore Stimme. Sie gehörte dem Gutsbesitzer Josef von Justin, einem vierzigjährigen, kräftigen Manne, mit dichtem Haar- und Bartwuchs, mit vollen, bräunlich roten Wangen. Wenn er eifrig sprach, schimmerten unter dem weichen Schnurrbart zwei Reihen makelloser Zähne wie hochpoliertes Elfenbein hervor, und von seinen Augen behauptete eine moderne Dichterin, ihr blaues Lachen sei entzückend.

„Gnädige Frau," sagte er, „muß man das Gespenst durchaus mit eigenen Augen gesehen, darf man es nicht mit eigenen Ohren gehört haben?"

„Man darf. Ich hätte dagegen nichts einzuwenden."

„Dann will also ich die Gespenstersache führen."

„Sie, Herr von Justin? Sie ein Gespensterhörer?"

Nun lachten alle, nur er blieb ernst. „Ich, wie ich dasitze und wie Sie mich alle kennen; wahrheitsliebend bis zur Grobheit, nicht feige, nicht nervös, nicht ganz ungebildet —"

Einige höflich berichtigende „Oho!" ertönten, er ließ sich nicht unterbrechen.

„Und wirklich auch kein Dichter. Vater von fünf Kindern, so gesund, prosaisch und phantasielos wie ich selbst. Erscheine ich Ihnen glaubwürdig?"

„Unbedingt," war die allgemeine Meinung, und man wünschte seine Gespenstergeschichte zu hören.

„Nun denn," begann er, „ich war zwanzig Jahre alt ..."

„Zwanzig Jahre? O je!" sprach ein junges Fräulein.

„Es ist lange her, meinen Sie, und Sie haben recht.

Dennoch entsinne ich mich so genau, als hätte die Sache sich gestern begeben, jeder Einzelheit."

„Er wird Ihnen auch keine ersparen," fiel seine kleine behäbige Frau ein, die es schon überflüssig gefunden, daß er seine Kinder prosaisch und phantasielos genannt hatte. „Mein Mann ist kein Schwätzer, wenn er aber diese Geschichte zu erzählen anfängt, wird er sehr, sehr ausführlich, und da gibt es kein i, das um sein Tüpfelchen zu bitten brauchte."

„Um so besser," sagte die Hausfrau, „die Ausführlichkeit wird das Unheimliche etwas mildern."

„Wie schon gesagt," nahm Justin wieder das Wort, „ich war zwanzig Jahre alt und hatte meine Maturitätsprüfung gut bestanden. Es gelingt manchem Mittelmäßigen nur deshalb, weil ihn kein himmelstürmendes Talent, das nach Ausübung lechzt, im Lernen behindert. Im Herbste sollte ich — mein Vormund befahl's, und ich wünschte es — die Universität Bonn beziehen, vorher jedoch acht Tage auf dem Gute meiner Großtante im nördlichen Mähren zubringen. Die Ferienzeit verrann mit entsetzlicher Schnelligkeit, ich hatte sie auf großen und kleinen Bergtouren in unseren Alpenländern verbummelt. Es war dort so schön, und ich konnte mich nicht losreißen und verschob, verschob die Heimkehr immer wieder, bis für meinen Besuch bei der Tante nur drei Tage übrig blieben. Vorwürfe über meine Unpünktlichkeit brauchte ich von ihr nicht zu besorgen. Sie war ein grandioses, altes Fräulein, gescheit, mutig und klar, jeder Art Sentimentalität abhold und vollkommen anspruchslos. Ich verdankte ihr viel, hatte, früh verwaist, meine Kindheit unter ihrer Obhut verlebt, nie besondere Zärtlichkeit, aber immer treue Sorgfalt von ihr erfahren. Nie hat ein Wort aus ihrem Munde mich zur Dankbarkeit gegen sie ermahnt, sie hat mich nie zu einer Rücksichtnahme aufgefordert und Entschuldigungen nahezu gehaßt. Dessen konnte ich gewiß sein, wenn ich ihr geschrieben hätte: ‚Verzeihe, daß ich nicht pünktlich komme,' würde sie geantwortet haben: ‚Mache keine Geschichten und komme, wenn und wann Du willst.' So traf ich denn mit dem glorreichsten Gewissen, aber nicht eben rosig gelaunt, aus dem märchen-

haft schönen Hochgebirge in der unwirtlichen Gegend meines engsten Vaterlandes ein.

Das burgartige Schlößchen der Großtante lag auf dem Plateau einer steilen Anhöhe, die im Volksmunde der Zuckerhut hieß, von der letzten Eisenbahnstation fünfzehn Kilometer entfernt. Eine armselige Station, auf der ich vom Bahnbeamten erstaunt empfangen wurde. Was — was? Da sei ich nun doch! Man erwarte mich wohl nicht mehr auf dem Schlößchen. Alle die Tage hatten sie von dort einen Wagen geschickt, um mich abzuholen. Heute zum ersten Male keinen.

Da hieß es denn im nächsten Dorfe ein Fuhrwerk auftreiben, das mich und meine Reiseeffekten zum Transport übernehme, und das war nicht leicht, gelang aber endlich doch. Fragt mich nur nicht wie? Die Pferde meines Wagenlenkers erwiesen sich als eingefleischte Schrittgeher. Wir kamen auf den elenden Wegen kaum vom Flecke. Um so mehr beeilte sich die Dunkelheit, an dem verwünschten naßkalten Abend hereinzubrechen. Ich geriet in höchst gereizte Stimmung und ärgerte mich über alles, was mir gerade einfiel. Zum Beispiel, daß ich mich, statt zwischen elenden Sturzfeldern einherzukutschieren, im Ampezzotal befinden könnte, oder daß es eigentlich nichts so Tyrannisches gebe, wie die anspruchslosen Großtanten, mit dem moralischen Zwang, den sie auf feinfühlende Großneffen ausüben. Widerstrebend nur gab ich zu, daß meiner daheim doch auch manches Angenehme warte, der Einzug in meine lieben, trauten Zimmer, das Wiedersehen mit einstigen Spielgefährten aus dem Dorfe, mit den alten Dienern, in erster Reihe unter ihnen mit Rudosch, dem seltsamen, dem armen Rudosch!

Wir langten bei Nacht und Nebel am Fuße des Zuckerhutes an, und wenn mein Koffer nicht gewesen wäre, hätte ich den Fuhrmann jetzt schon verabschiedet und den Aufstieg per pedes unternommen. Aber ich rief die heilige Geduld an und blieb sitzen. Erst als wir das Plateau erreicht hatten, auf dem, von einer Mauer umgeben, das Schlößchen steht, sprang ich aus dem Wagen, lief auf das Tor zu und vollführte einen Höllenlärm mit dem eisernen Klopfer.

Nach wenigen Minuten kam der dicke Türhüter laut brummend aus seiner Klause angestapft, wußte trotz der Finsternis sogleich, mit wem er's zu tun hatte, und öffnete. Auch der noch dickere Schloßwärter (alle Diener in diesem Hause wurden dick) kam herangerollt, leuchtete mir mit seiner Laterne ins Gesicht und mißbilligte, daß ich mich mit solchem Spektakel und so spät einfände. Das ganze Haus schlafe schon. Natürlich, die alte Turmuhr zeigte eben mit mühsam holpernden Schlägen 10½ Uhr an, und um zehn hatte jedermann die Ruhe zu suchen; ob er sie fand oder nicht, war seine Sache.

Die beiden Diener nahmen meine Bagage in Empfang, ich verabschiedete den verschlafenen Kutscher und die schlafenden Pferde, und der Burgfrieden umfing mich. Wir überschritten den geräumigen Hof, stiegen die Stufen, die zur Torhalle führen, hinauf. Der Schloßwärter zündete die Ampel an und schickte den Pförtner in die Küche, um ein Abendessen für mich zu besorgen. Die Halle ist ein länglicher, gewölbter Raum, von dem aus eine Treppe in das obere Geschoß emporsteigt. Rechts und links führt je eine Tür in die Zimmer des Hochparterres. Die meinen lagen rechts, und vor dem Eingang zu ihnen blieb ich stehen. Der Schloßwärter hatte aber die gegenüberliegende Tür geöffnet und forderte mich auf, in eines der Fremdenzimmer einzutreten.

‚Warum dahin? Warum denn nicht in meine alten Zimmer?'

Ja, das ginge nicht — ja!

Ob jemand andres drin wohne, ob sie ausgeräumt wären?

‚Gott behüte — das nicht — ja!'

‚Warum also, warum?' fragte ich nochmals. Und er näherte sich und erwiderte zögernd:

‚Sie hätten keine Ruhe — ja!'

‚Vor wem oder vor was keine Ruhe? Habt Ihr am Ende Ungeziefer drin?'

Nun hatte ich's verschüttet mit dem guten Kiwala, ihn tief gekränkt in seiner Schloßwärterehre. Er setzte seine trotzige Miene auf und fragte herausfordernd:

‚Ungeziefer? Wie meinen?‘

‚Ich meine, daß ich in meine Zimmer will,‘ sagte ich, ging auf die Türe zu, fand sie verschlossen, ärgerte mich und rief: ‚Sperren Sie auf! Sperren Sie sogleich auf!‘

Er, ohne Widerrede, plötzlich verstummt, wie immer, wenn er sich bis aufs Blut beleidigt fühlte, holte das Schlüsselbund herbei und hatte eben meinen Befehl ausgeführt, als der Pförtner mit dem Abendessen aus der Küche kam. Mitten in der Halle blieb er stehen und fragte ganz erschrocken: ‚Herr Jesus, wohin denn?‘

Der auch? Hatten mich die Herren definitiv ausquartiert? Da mußte ich doch sehen, was es gäbe, zog mein Feuerzeug hervor, machte Licht und trat ins Zimmer. Ich fand die Leuchter an ihrem gewohnten Platz auf dem Schreibtisch neben der Tür, setzte eine der Kerzen nach der andern in Brand, sah mich um, ging ins anstoßende Schlafgemach, fand alles unverändert und überall die Spuren von Kiwalas bewährtem Reinlichkeitssinn.

Die Diener waren mir gefolgt, der eine schweigend und grollend, der andere bleich und verstört. Auf dem Servierbrett in seinen zitternden Händen klirrten Glas und Geschirr.

Nun machten sie sich an die Arbeit, brachten meine Sachen herein, bestellten den Waschtisch und das Bett. Ich hätte den gekränkten Kiwala gern wieder gut gemacht und suchte ihn in ein Gespräch zu ziehen, während er meinen Koffer auspackte, erkundigte mich nach dem Befinden seiner Frau, seiner Kinder, bekam aber nur einsilbige Antworten; und als ich endlich fragte: ‚Wie geht's meinem Rudosch? War er fleißig, hat er wieder eine Überraschung für mich bereit?‘ verzog Kiwala nur den Mund und wechselte mit dem Pförtner einen bedeutungsvollen Blick.

‚Wie geht's meinem Rudosch?‘ wiederholte ich.

Abermaliges Achselzucken, dann kam es zögernd heraus: ‚Ja, wer weiß, wie's dem geht.‘

‚Wieso? Reden Sie doch! Warum weiß man's nicht?‘

‚Ja — weil er tot ist, ja.‘

‚Tot? . . . Mein lieber Rudosch gestorben! . . . Wann gestorben?‘

‚Im Dezember wird's ein Jahr.'

‚Woran gestorben! Wie gestorben?'

‚Im Rausch. Erfroren auf dem Weg aus dem Wirtshaus. Ja. Im Wald, ja.'

‚Wo im Wald?'

‚Unter den Buchen, wo's zu den Fichten geht, haben sie ihn gefunden.'

‚Und ich wußte nichts, und man hat es mir nicht geschrieben?'

Dem Herrn Vormund hatte man's geschrieben, und er, in seiner unüberwindlichen Scheu vor der Mitteilung einer unangenehmen Nachricht, verschwieg es mir.

Die beiden Diener hatten ihres Amtes gewaltet, ich entließ sie, und sie empfahlen sich.

Hinter der Tür hielten sie noch eine Beratung ab. Ich unterschied deutlich die Worte des einen: ‚Ihm doch sagen', und des andern ‚Ist verboten'. Schon wollte ich sie zurückrufen und sie zur Rede stellen, ließ es aber gut sein. Ich hatte einen Wolfshunger und einen Bärendurst, die kalte Küche und der Wein, die sie mir aufgetragen hatten, schmeckten mir vortrefflich, ich aß und trank, ohne dabei auch nur einen Augenblick mein tiefes Leidwesen um den armen Rudosch weniger schmerzlich zu spüren. — Den Armen, ja den *sehr* Armen! ... Er hatte nichts, nicht einmal einen Familiennamen, nicht einmal die Erinnerung an seine Eltern, wußte nur, daß er zu den Seiltänzern, mit denen er herumzog, so lang er dachte, nicht von Geburt an gehöre. Bei einer Vorstellung in unserem Dorfe verunglückte er, und die Truppe wollte ihn beim Abzuge in ihrem Karren mitschleppen, elend wie er war, mit gebrochenen Gliedern. Meine Großtante nahm sich seiner an, und die fahrenden Künstler überließen ihr gern die Sorge um das unnütz gewordene Mitglied. Rudosch wurde ins Schlößchen gebracht und gesund gepflegt.

Seitdem blieb er da; ich habe das Haus nicht ohne ihn gekannt. Er war das Ideal eines Dieners der Diener und eine sehr beliebte Persönlichkeit. Daß *er* jemand geliebt hätte, außer vielleicht mich, habe ich nie bemerkt. Die Frauen waren ihm so wenig gefährlich wie er es ihnen,

begreiflicherweise, war; er hatte ja mehr Ähnlichkeit mit einem Gorilla als mit einem Apoll. Unvergeßlich bleiben mir seine kleine, breitschulterige Gestalt, sein bleiches, eingefallenes Gesicht mit den schwarzen Bartstoppeln, die behaarten Hände, die Haare, die glanzlos wie Pech ihm tief in die niedrige Stirn wuchsen. Wenn man ihn ansprach, glotzte er einem erstaunt und fragend ins Gesicht, als ob er kaum glauben könne, daß man sich mit ihm beschäftige oder etwas von ihm wolle. Und jeder wollte doch etwas von ihm, hieß ihn tun, was der Betreffende selbst hätte tun sollen, oder nahm seine Geschicklichkeit in Anspruch, denn er war ein Naturgenie für mechanische Arbeiten. Mein schönstes Spielzeug, eine famose Armbrust, einen schlanken, großen Bogen, feine, buntbefiederte Pfeile verdankte ich seiner Kunstfertigkeit. Nie war eine Arbeit ihm zuviel, er verhielt sich bei jeder gleich emsig, gleich ernst und vertieft. Nur wenn er aufgefordert wurde, einen dürren Ast auf einem hohen Baume in Wipfelnähe abzusägen, ging das Herz ihm auf. Ein Freudenglanz blitzte aus seinen schwermütigen Augen. Er schwang sich behende von Ast zu Ast, baumelte tollkühn an einem Zweige. Und wenn ich starr vor Angst unten stand und zu ihm hinaufrief: ‚Gib acht, um Gottes willen, gib acht!' führte er in der Höhe ein Seiltänzerkunststückchen nach dem andern auf.

Seine eigentliche und auch seine liebste Beschäftigung bestand im Sägen des Brennholzes für den Hausbedarf. Es wurde aus dem Walde zugeführt, und Tag für Tag konnte man Rudosch, im Winter durch lange, im Sommer durch kürzere Zeit, unter dem vorspringenden Dache des Schuppens bei der Arbeit sehen. Er verrichete sie mit der Unermüdlichkeit und Gleichmäßigkeit einer im besten Stande befindlichen Maschine, immer rastlos, immer schweigend, besonders um die Zeit, in der sein böser Dämon ihn zu ergreifen drohte. Sie kam viermal im Jahre; mein armer Rudosch war ein Quartalsäufer. Das klägliche Ereignis kündigte sich durch sichere Vorboten an: Aufs äußerste getriebenen Fleiß, tiefere Traurigkeit. Er sprach nicht, aß kaum, starrte und starrte ins Leere, stand vor mir und sah mich nicht, ging umher wie einer, der einen schweren Fluch

nachschleppt — und war plötzlich verschwunden. Jetzt wußte man, er sitzt in irgendeinem Wirtshaus, möge ihn suchen gehen, wer Lust hat, und trinkt und trinkt. Nach einigen Tagen kam er wieder, mehr oder weniger verwundet nach einem schweren Fall, den er unterwegs getan. Einmal hatte er ein Loch im Kopf, die mit Blut getränkten Haare klebten drüber wie eine Kruste. Ich schrie auf, als ich es bemerkte: ‚Rudosch, wer hat dir das getan?‘ Er schüttelte den Kopf, sah zu Boden und sägte und sägte. Ich ging oft fort von ihm, weil ich seine Todestraurigkeit nicht mit ansehen konnte, versteckte mich in einem Winkel und weinte über ihn.

Was irgend geschehen konnte, um ihn zu heilen, geschah, in Güte wie in Strenge, durch meine Großtante, durch den Arzt, den geistlichen Herrn. Umsonst. Man nahm endlich den Quartalrausch des armen Rudosch wie ein Elementarereignis hin.

Du Armer! Du Armer! Man soll dir deine Ruhe gönnen, soll dich nicht zurückwünschen in ein Leben, das dir nichts Gutes zu bieten hatte. —

In den Zimmern war es wohlig warm geworden. Die Diener hatten viele Kerzen angesteckt, hell und freundlich sah meine alte Umgebung mich an. Die Möbel mit den spindeldünnen Füßen und den bunten Überzügen, der Glasschrank mit den Büchern, die mich dereinst entzückten, der kleine Werktisch, an dem ich mich so fleißig mit Tischlerarbeit mühte, alle die alten Bekannten heimelten mich an. Auch das Schlafzimmer war gut gehalten, und alles befand sich darin auf dem alten Fleck. Es lag gegen Westen in einer stumpfen Ecke des unregelmäßig gebauten Schlößchens, war lang und schief und hatte durch ein hohes, schmales Fenster, das in einer tiefen Mauernische lag, die Aussicht auf den Zwinger. Einige schöne alte Bäume schmückten ihn, unter denen eine Fichte die Königin war. Mein Bett stand in der Nähe des Fensters mit dem Kopfende an der Wand, und mein erster Blick beim Erwachen fiel auf die immergrüne Majestät. Die Spitze ihres Wipfels glänzte wie ein Stern, wenn drüben die Sonne aufging. Langsam glitt das Licht an ihren Zweigen herab und vergoldete allmählich den ganzen Baum. Ein paar kleine

Wirtschaftsgebäude, darunter die Werkstatt des armen Rudosch, bildeten seine Umgebung.

Ich trat ans Fenster, wollte einen Blick nach dem Schauplatz seines unermüdlichen Fleißes werfen, doch war in der tiefen Dunkelheit absolut nichts zu unterscheiden. So ging ich denn zu Bette und schlief sogleich ein. Ich konnte aber nicht lang geschlafen haben, als ich plötzlich geweckt wurde. Wodurch hätte ich nicht sagen können. Durch das heftige Zuschlagen einer Tür, durch den Fall eines schweren Gegenstandes? Ein knisterndes Geräusch folgte, ein regelmäßiges Hin und Her, das von einer in Bewegung gesetzten Säge zu kommen schien. Merkwürdig, daß sie jetzt Holz sägen in der Nacht, dachte ich, wenn man das denken nennen kann, was einem in der Schlaftrunkenheit durch den Kopf schwebt ... Ach was, ach was! — nicht draußen, in meinen Ohren sägt's — bin Wein zu trinken nicht gewöhnt, habe vielleicht ein Räuschlein ... Ein Räuschlein, das mir eine besonders gute Nacht verschaffen wird. Und ich legte mich aufs Ohr und schlief weiter erquickend und tief, und als ich am Morgen erwachte, war, wie ich sah, Kiwala schon dagewesen. Meine Kleider hingen sauber ausgebürstet am Rechen, der Waschtisch und die Wanne waren mit Wasser versorgt. Bevor ich noch mit meiner Morgentoilette fertig geworden, fand der Schloßwärter sich wieder ein, sah mich scheu mit neugierigen Augen an, fragte, wie ich geschlafen habe, und nahm mein: ‚Gut, vortrefflich!‘ erstaunt und ungläubig auf.

Die Großtante empfing mich freundlich wie immer, aber um einen Grad weniger kühl als sonst. Auch *ihre* erste Frage war, wie ich geschlafen habe, und meine befriedigende Antwort machte ihr sichtlich Vergnügen. Sie hatte einspannen lassen, und nach dem Frühstück fuhren wir in den Wald. Er war zum großen Teil unter ihrer langen Regierung angelegt worden und mit gutem Rechte ihr Stolz. Sie verstand sich auf die Forstwirtschaft trotz eines Professors der Waldbaulehre. Ihre ‚Baumkinder‘, wie sie sagte, belohnten die Pflege, die sie erfuhren, und strotzten von Gesundheit und Kraft. Wir hatten den Wagen verlassen und schritten unter alten, graustämmigen Buchen

einem prächtigen Nadelholzbestande, der Lieblingsschöpfung der Großtante, zu. Auf diesem Wege fiel mir der Tod des armen Rudosch wieder ein, und ich fragte, ob wir nicht in der Nähe der Stelle wären, an der man seine Leiche gefunden hatte. Die Großtante antwortete kurz, es sei möglich, und lenkte sofort das Gespräch ab. Offenbar wollte sie an die traurige Begebenheit nicht erinnert werden, und ich hütete mich, ihrer nochmals zu erwähnen.

Wir kamen knapp vor dem Mittagessen von unserer Ausfahrt zurück und fanden im Speisezimmer eine junge Dame, in die ich mich sogleich verliebte. Sie hieß Ellen Merton und fungierte seit einem Jahre bei meiner Großtante als Vorleserin. Ein entzückendes Geschöpf, frisch und heiter wie ein Maimorgen, geistreich und verständig. Ich unterhielt mich so gut mit ihr, daß es mich verdroß, als am Nachmittag Besuch erschien, noch dazu mir zu Ehren geladene Gäste aus der Nachbarschaft, denen ich Zeit und Aufmerksamkeit widmen mußte. Zur Entschädigung las Miß Merton am Abend schöne Gedichte von Longfellow reizend vor; der Tag war zu rasch verflogen, ich wollte protestieren, als die Großtante um zehn Uhr aufstand und mich verabschiedete. Aber von einem Sündigen gegen die Hausordnung wollte sie nichts hören, es blieb dabei; sie reichte mir die Hand, riet mir, so bald und so rasch einzuschlafen wie gestern, und verließ den Salon, begleitet von ihrer allerliebsten Vorleserin.

Nun tröstete ich mich: morgen ist auch noch ein Tag! und wußte nichts Besseres als die Stunden, die mich von ihm trennten, in angenehmer Bewußtlosigkeit zu verbringen. So begab ich mich denn in bester Laune zur Ruhe und befolgte aufs Haar den Rat der Großtante. Eine gute Weile mochte ich wohl im ersten tiefsten Schlafe gelegen haben, als ich aus ihm aufgeschreckt wurde, wie gestern. Ich fuhr in die Höhe und horchte gespannt und war mir im ersten Augenblick bewußt: nicht das Zuschlagen einer Tür, nicht der Sturz eines schweren Gegenstandes hatte mich geweckt, sondern das kräftige Geschleudertwerden eines solchen auf eine harte aber bewegliche Masse, die unter dem Anprall knisterte ... Einen Augenblick Stille, und

dann ein sägendes Geräusch — es kam von außen, das war mir heute sofort ausgemacht, es kam von der Stelle her, wo die Werkstatt meines armen Rudosch sich befand.

Dort hatte einer eine Säge in Bewegung gesetzt. Sie glitt gleichförmig und behend hin und her und hatte eine eigentümlich scharfe, hohe, boshafte Stimme und sagte ganz deutlich: ‚Zu Fleiß! zu Fleiß!' — und das lebendige Holz stöhnte unter ihr: ‚'s tut weh! 's tut weh!' . . . Nun kam ein Knack, ein Wurf, die Scheite flogen auf den Holzstoß, er knisterte — dann folgte die Pause . . . Er spannt ein neues Scheit ein. Er — wer? Wem fällt es ein, Holz zu sägen mitten in der tiefschwarzen Nacht?

Wie lang er's schon treibt? — Wie lang er's noch treiben will? — Mir klopft das Herz vor Ungeduld und noch einem andern Gefühl, das ich mir nicht eingestehen will . . . Und der Unermüdliche sägt und sägt, es knackt, die Scheite fliegen, der Holzstoß knistert . . . alles still. Jetzt, jetzt! Ich atme auf, zähle die Sekunden — jetzt wird Ruhe sein . . . Noch nicht! Das verdammte Sägen fängt von neuem an. Wieder eine Pause, wieder Hoffnung auf Ruhe, durch zehn, durch zwölf Sekunden — wieder die Enttäuschung. Sie tanzt einem auf den Nerven, diese Abwechslung zwischen erlösender Ruhe und dem aber- und abermals erhobenen Gekreische der eisernen Zähne. Sie singen ihr schrilles Lied: ‚Zu Fleiß! zu Fleiß!' — und das lebendige Holz stöhnt: ‚'s tut weh! 's tut weh!' Ich machte Licht, stand auf, trat ans Fenster und sah hinaus. Es war, wie wenn ich in ein verschlossenes Rohr hineingesehen hätte. Der drüben, der Säger, hatte keine Laterne angesteckt, verrichtete seine Arbeit im Dunkel. Was das heißt? — Was das nur heißt? . . . Ich hatte einen närrischen Einfall, über den ich selbst lachen mußte. Lachen — nun, im ganzen war mir nicht danach. — Rieselnde Schauer durchfröstelten mich. Ein Ende! Ein Ende! Der Wahnwitz muß ein Ende haben . . .

Ich riß das Fenster auf. Ein eisiger Luftstrom blies mir entgegen, löschte das Licht. Ich beugte mich hinaus — keine Veränderung. Das sägende Geräusch blieb sich

gleich, hörte sich bei offenem Fenster nicht anders an als bei verschlossenem. Konnte das sein? Mein Verstand war noch rege genug, um zu denken: Es kann nicht sein ... Aber ich höre, höre ja, daß es so ist. Es kann nicht sein, und es ist ... Endlich überkam es mich: So sei es denn! Nimm das Unerklärliche hin — was kümmert's dich? Geh schlafen und laß den Spuk sägen, soviel er mag. Ja — was es mich kümmerte? — Daß es mich nicht losließ, sich anklammerte an jeden Lebensnerv, an jede Faser meiner Wesenheit, mich mit übermenschlicher Stärke festhielt und mich zwang: Hör zu! Hör zu! Höre die Säge hin und her schleifen, gleichförmig, rastlos, unermüdlich, so wie nur einer sie gehandhabt hat, höre die Scheite knacken und auf den Holzstoß fliegen ... In mir bäumte sich alles auf gegen den gebieterischen Zwang, ein Grimm, ein wildes Wollen zu drohen, zu überwältigen, erfaßte mich in meiner Todesangst ... Ich raffte mich zusammen und stieß mit aller Kraft meiner Lungen den Schrei hinaus:

‚Rudosch!'

Aber — mein Schrei erstarb auf meinen zuckenden Lippen, weckte keinen Ton, die schwarze, gespenstische Nacht verschlang ihn, verschlang jeden Laut außer dem einen geheimnisvoll grauenhaften. Den trug sie, der schwebte heran auf eisernen gezahnten Flügeln, kälter als kalt, leiser als der Flug der Fledermaus, der strich über die Wurzeln meiner Haare, strich mir über Stirn und Augen, nahm meinem Mund den Atem, meinem Herzen den Schlag. — —

Und nun — nun alles still, um mich, in mir, totenstill, und mein Bewußtsein entschwunden ...

Aus tiefer Ohnmacht — ob bald, ob spät, könnte ich nicht sagen — erwachend, noch halb betäubt, erhob ich mich vom Boden, auf den ich gesunken war, und schleppte mich in mein Bett.

Der schönste Herbstmorgen begrüßte mein Erwachen. Vor einer Weile schon mußte die Sonne am Horizont erschienen sein, denn Königin Fichte prangte in Gold und Purpur vom Wipfel bis zum Saume ihres ringsum und weithin auf dem Boden ausgebreiteten Nadelkleides. Mir gegenüber war indessen der Vollmond rot aufgegangen, da

stand Kiwala, betrachtete mich mitleidsvoll und sagte etliche Male: ‚Ja, ja!'

Als ich bei meiner Morgentoilette in den Spiegel sah, erschrak ich über meinen Anblick; es war der eines Menschen, der eine schwere Krankheit überstanden hat.

Von der Großtante wurde ich mit einem Blick begrüßt, in dem der Ausdruck von Enttäuschung lag. Sie fragte heute nicht, wie ich geschlafen habe. Nach dem Frühstück schlug sie mir vor, mit ihr einen Besuch bei Verwandten zu machen, die in der Nähe wohnten, meine zwei letzten Ferientage dort zuzubringen und dann direkt nach Wien zu fahren.

‚Und Miß Merton?' fragte ich.

‚Fährt mit uns und sogar recht gern. Sie hat sich, mußt du wissen, vor kurzem halb und halb mit deinem Vetter Eduard verlobt.'

Es war ein kleiner Schmerz, den ich aber bald überwand. Miß Merton heißt seit neunzehn Jahren Ellen Justin, und ist unsere sehr liebe Cousine.

Im Winter ließ meine Großtante mir durch meinen Vormund mitteilen (sie selbst war eine Feindin des Briefschreibens), daß sie das Schlößchen verkauft und sich in Südtirol, in der Nähe von Rovereto, angesiedelt habe. Dort besuchte ich sie noch manches Mal. Sie war immer gleich heiter, lebhaft, angeregt, aber von ihrem ehemaligen Gute, von ihrem geliebten Wald durfte man nicht sprechen. Nur der alte Kiwala, dessen Gesicht immer runder, dessen Leibesfülle immer ansehnlicher wurde, teilte mir einmal flüsternd mit, das Schlößchen habe oft den Besitzer gewechselt, sei aber jetzt in festen Händen."

„Damit wollen Sie andeuten," sprach die Hausfrau, „der spukhafte Säger sei der Arbeit doch endlich müde geworden."

„Ich deute nichts an, gnädige Frau, ich berichte Tatsachen."

„Und Ihre Großtante hat nie mit Ihnen von diesen ‚Tatsachen' gesprochen?"

„Nie."

„Warum nur?"

„Vielleicht aus demselben Grunde, aus dem es in Westfalen verboten war, vom ‚zweiten Gesichte‘ zu reden.“

Eine Pause entstand, dann fragte die Hausfrau ernst und eindringend: „Also wirklich, Herr von Justin, Sie wollen diese Sägerei wirklich gehört haben?“

„Ich habe sie wirklich gehört,“ erwiderte Justin.

Zum Schlafengehen.

Von Paul Wilhelm.

Droben am Himmel in seligem Schein
Wandeln die lächelnden Engelein,
Stecken die blinkenden Lichtlein an,
Funkelnde Sternlein auf ewiger Bahn...
Leise, mit klingenden, singenden Sohlen
Nahen sie heimlich und huschen verstohlen,
Löschen des Tageslichts störenden Schein,
Hüllen in wonnige Träume dich ein,
Decken mit sorgenden Händen dich zu —
Schlafe, mein Liebling, in süßester Ruh...

Aber am Morgen — da kommt's durch die Nacht,
Hei, wie das pumpert und donnert und kracht.
Siehst du den Drachen mit glühendem Schein?
Hinten ein Wäglein — da steigen wir ein —
Heisa, die Rutschbahn — ist das ein Brausen,
Geht es ins Leben mit Donnern und Sausen?...
Flugs in die Welt, in die lachende Ferne,
Vorne die Sonne als Wagenlaterne,
Drinnen mein Liebling mit Strampeln und Schrei'n
Rrrrutsch — in den leuchtenden Tag hinein...!

Prinzeß Lamballe.

Von Joseph Lauff.

Paris — Café de Foy ...! —
Da sitzt und sinnt er vor dem Glas Absinth,
Halb Grandseigneur,
Gepaart mit Komödiantentum,
Und halb Friseur ...
Auf kahlem Scheitel nur ein Haartoupet,
Und unterm müden, schweren Augenlid
Da blitzt es auf, zuweilen blitzt es auf,
Wie wenn beim ersten kalten Morgengrau
Das Messerchen der Guillotine blitzte. —
Und niemand kennt ihn,
Niemand, keine Seele ...
Man raunt und munkelt, sieht den Fremden an,
Und das ist alles — alles ...
Und liest die Zeitung, spielt sein Ecarté
Und geht,
Um andern Tags ihm wieder zu begegnen.
So sitzt er täglich, schon an dreißig Jahr',
Und geht und kommt und trinkt sein Glas Ab-
sinth —
Und jedesmal ist Grauen um ihn her. —

Paris — Café de Foy! —
Seit den Septembertagen,
Den schrecklichen, hat vierzigmal das Jahr,
Ein Karussell, sich um sich selbst gedreht.
Er fehlt auch heute nicht
Der Komödiant, der Alte, der Friseur.
Auch de Musset und Girardin sind da,
Die beiden Dichter, beide gleichbeseelt,



Stilleben.

Gemälde von Adolf Heller.

Und Girardin, vom Grau'n gepackt, hebt an:
„Heut jährt die Stunde, wo Prinzeß Lamballe,
Die schöne, blonde, göttliche Lamballe
Verglasten Auges
Durchs Traillenfenster in den Temple schaute.
Die Königin schreit auf
Und hört im Geiste schon das Fallbeil klappen,
Auch Ludwig sieht's — und wieder klappt das
Beil ..."

Paris — Café de Foy ...! —
Der Alte horcht — und Girardin fährt fort:
„Nein, nein — ich irrte, nicht die Dame selbst,
Nicht war's die blonde, göttliche Lamballe —
Es war ihr Kopf nur, den ein Schurke hielt ...
Ihr Kopf, ihr Kopf! — Des schönen Haars be-
raubt,
Das der Gesell an Albion verkaufte,
Als Rarität an Albion verkaufte ..."

„Pardon, Messieurs!" — Der Alte hebt sich auf,
Der Komödiant, der Fremde, der Friseur,
Und lacht und grinst,
Und wieder ist's, als wenn in seinem Blick
Das Messerchen der Guillotine blitzte,
„Pardon, Messieurs! — Gewiß es war ihr Kopf,
Doch auch ihr Haar, ihr bernsteinblondes Haar,
Dazu frisiert, gekräuselt und gelockt,
Und im Toupet die farbige Kokarde
Der Republik, der stolzen Republik ...
Ich selber ..."
„Was?!"
Die beiden fahren auf ...
Er aber lacht und leert sein Glas Absinth
Und wendet sich und geht und sagt beim Gehn:
„Voilà, messieurs, la vérité — c'est tout."

Das beinene Tischlein.

Von

Otto Julius Bierbaum.

Spätjahrfäden trugen vom Schlern herüber
(Silberflimmernde, flüchtige: Greisenhaare)
Heute ein Lied mir zu durch sonnige Kühle:
Bunt und herbstlich.

Hört mich an und lacht, — wenn ihr wollt. Der Hochmut
Kommt vor dem Fall in dem Lied. Oh, lustig, lustig!
Seht doch, wie sich der Übermut rächt. So mög es
Jedem ergehen!

War ein Mädchen in Völs, eines Bauern Tochter,
Schön und reich und stolz, hoffärtig, lüstern:
Wollt' es den Gräfinnen gleichtun oben im Schlosse
Zimmerlehen.

Aß von Silber und trug demantene Ringe,
Goldgebortete Röcke, seidene Mäntel,
Perlen im Haar, am Hals, und ritt zur Kirche
Wie eine Gräfin.

Schöner war sie als alle die Hochgebornen,
Leider auch stolzer; edler in Gang und Haltung.
Sprach sie, blitzte das Auge von Geist, und die Lippen
Leuchteten Anmut.

Niemals rührte die Hand, die weiße, weiche,
Irgendein Werkzeug an: das Spinnrad selber
Drehte sie langsam nur und lässig: träumte
Buntre Gespinste.

Wie die Tochter, so war der Vater: Kannte
Bauerndemut nicht und fühlte sich König
Von der Scholle Gnaden, nannte die Herren
„Windige Federn".

Darum ließ er die Tochter müßigen; meinte,
Da sie schöner und zarter war, auch klüger,
Als die adligen Fräulein, sei sie zum mindsten
Ebenso adlig.

Gab ihr sogar einen Pfaffen, daß er sie lehrte,
Bücher zu lesen und höfisch die Worte zu setzen.
Schön war und jung der Pfaff': er ritt mit ihr nach
Rom auf die Pilgrung.

„Alles macht sie genau, wie die Herrischen," sagten
Lachend die Bauern; jedoch sie kannten die Stolze
Wahrlich nicht. Sie war unnahbar jedem,
Wenn es kein Prinz war.

Warum kam kein Prinz? Die Bauerntochter
Hätte die Krone königlich getragen,
Und ein schöner Stoff mehr für Romanzen
Lockte die Dichter.

Ach, zu weit und hoch lag Völs; es ritten
Alle Prinzen und Grafen unten im Tale.
Einsam blieb das sonderbare Mädchen:
Stolz und einsam.

Doch nicht traurig. Nein, hoffärtig, ruhig
Trieb sie gelassen ihr Wesen weiter, mitten
Im Gespötte der Bauern: eine Fürstin,
Doch verwunschen.

Hieß aus dem Welsch sich Künstler kommen, Tafeln
Ihr mit bunten Szenen der Fremde zu malen,
Lernte die Laute schlagen, sang toskanisch
Schwirrende Lieder.

Einmal kam aus Venedig ein rarer Meister,
Der die Kunst verstand, aus Elfenbeine
Zarte Gebilde zu schnitzen, spitzenduftig,
Wunder des Stichels.

Dem gebot sie, daß er des edlen Beinwerks,
Was zu finden nur irgend sich traf, ihr schaffe,
Und einen Tisch daraus ihr bilde zum Speisen,
Schöner als alle.

So geschah's. Und es ward ein Kunstwerk, kostbar
Über die Maßen und prächtig, daß es des Himmels
Zorn (so kündet das Volk) auf die Übermüt'ge
Endlich herabschwor.

(Höchstwahrscheinlich sogar, ja gewiß: daß niemand
Als der Teufel selber es war, der es schnitzte,
Denn nichts Heiliges war daran, doch Nacktes
Mehr als zu sagen.)

Seit der beinene Tisch im Haus stand, ging es
Rasch bergunter mit Fülle und Reichtum. Jählings
Brach die Not herein: aus Bein auch, aber
Wahrlich kein Kunstwerk.

Was ihr Knochenfinger ergreift, das wird zu
Staub und Laub und morsch, und alles höhlt der
Bohrende aus; nichts bleibt als kahle Leere,
Wohnung der Seufzer.

Trotzig stemmte der Bauer den Rücken dawider,
Als der Bau seines Lebens ins Schwanken kam: erschlagen
Ward sein Wille und Trotz. Die Gnade des Wahnsinns
Traf ihn mit Dumpfheit.

Aber dem stolzen Mädchen wurde die ganze
Last des Elends auf die schmalen Schultern
Grausam gelegt: der Hohn voran, ein schweres,
Glühendes Eisen.

Lachend riß man vom Leib die schönen Kleider
Stück für Stück ihr und lud die Lumpenprinzessin
Spöttisch ein, vom beinenen Tische zu essen
Laute und Lieder.

Lieblich stellt sich das Volk nicht an, fällt einer
Seinesgleichen, der sich erhob: die Kunst des
Tretens nach einem, der fällt, braucht ihm kein Denker
Erst noch zu lehren.

„Hüte die Schweine, mein Schätzchen, und lasse sie tanzen!
Lieblich ja hast Du zu singen gelernt! —“ der eine;
Aber der andre: „Komm! Ich hätte wohl auch gern
Mal so was Feines.“

Und die Gräfinnen kamen und fragten besorglich,
Wie es dem gnädigen Fräulein mit der Gesundheit
Gehe, da sich das Wetter gewandt: das schade
Zarten Naturen.

Ohne Regung im Antlitz hörte das Mädchen
Alles und ging davon. Es wußte niemand,
Wo sie sich hingewandt. Sie blieb verschollen
Jahre und Jahre.

Hirten vom Schlern erzählten, sie hause in Höhlen,
Nackt fast, scheu wie das Wild, an steilen Hängen,
Kaum zu erblicken, so schnell verschwand sie, kam ein
Schritt in die Nähe.

Aber des Nachts erklang den Hütenden lieblich
Obenher süßer Gesang in fremden Lauten,
Wie von den saligen Fräulein, die im Mondlicht
Singen und tanzen.

Jahre und Jahre verrannen, Frühlinge, Sommer,
Herbste und Winter im gleichen Schritte: immer
Schwächer klangen die Lieder, aber sie klangen
Süßer und süßer.

Daß eine Lebende sang: so süß und selig,
Glaubte niemand, niemand glaubte sie lebend.
Wer sie sah, der schlug ein Kreuz, des Spukes
Tücke zu bannen.

Da (ein Spätjahr war's, wie selten eines:
Purpursäume und Säume von Gold umgaben
Königlich das dunkle Fichtengrün des
Schlernerwaldes):

Kam, im weißen, seidigen Haar von braunem
Buchenlaub ein Kränzlein, wie beschuppt mit
Gelben, roten Blättern, leuchtend schwarze
Beeren am Halse,

Singend den Berg herunter die Totgeglaubte.
Alle, die sie gekannt, erkannten sie: Älter
War sie freilich geworden, aber die Schönheit
War ihr geblieben.

Schönheit, durch Leid zur Milde gereift. Mit
Lächeln
Schritt sie im raschelnden bunten Mantel des
Herbstes
Langsam nieder zum Haus ihrer frohen Jugend:
Klopfte und harrte.

Lange wagte sich niemand hervor. Denn alle
Hatten dem Spuke Fenster und Türen verriegelt.
Endlich steckte ein Kind den Kopf durchs Guckloch,
Zutraulich fragend,

Was ihr Begehr. Sie sprach: „Ich möcht' ... ich
möchte
Essen ein Bauernmus. Ich bin nicht hungrig.
Aber ein Bauernmus, das möcht' ich so gerne
Noch einmal kosten."

Gab eine irdene Schüssel voll Mus das Kind ihr,
Die mit edlem Neigen des Hauptes dankte
Und den Rand des groben, braunen Geschirres
Ehrfürchtig küßte.

Stellte die Schüssel sich leise aufs Knie und sagte,
Tränen im Auge zwar, jedoch mit Lächeln:
„Ei, da hab' ich nun auch mein beinenes Tischlein,
Schöner als alle."

Lächelnd hat sie vom Muse gegessen. Dann lehnte
Ruhig den Kopf sie zurück zur Wand des Vater-
Hauses und sah ins Licht der sinkenden Sonne.
Lächelnd starb sie.

Wartezeit.

Von Franz Karl Ginzkey.

Drei Wölklein seh' ich schweben
Im Blauen hoch und weit.
Oft denk' ich: all mein Leben
Es ist nur Wartezeit.

Was will ich denn erwarten?
Ist nicht so vieles mein?
Es blühn in meinem Garten
Die Rosen still und rein.

Und was mir etwa fehle,
Bedacht und unbedacht,
Empfängt es meine Seele
Im Traum nicht manche Nacht?

Und doch — die Wünsche beben
Und bangen weh und weit
Und flüstern: all dein Leben
Es ist nur Wartezeit.

Ist etwa, was den Frieden
Mir stört, noch also fern,
Als wär's mir erst beschieden
Auf einem andern Stern?

Ich muß nur immer schauen
Die Wölklein hoch und weit,
Die segeln auch im Blauen
Durch ihre Wartezeit.



Die Leuchte. Skulptur von P. Carrier-Belleuse.

Das deutsche Schönheitsideal.

Von Prof. Dr. Ed. Heyck.

Mit dreizehn Zeichnungen von Meinhard Jacoby.

Die Kleidermode wendet und dreht sich um das Empire vor hundert Jahren. Und gleichzeitig geht sie, was zeitgemäße Politik ist, eine freundschaftliche Entente, nämlich mit dem fernen Japan, ein. Einstmals reichten Rokoko und China für ein graziös gedachtes Verhältnis sich die Hand. Nur hat es leider dann doch nicht gereicht, die Welt mit etwas mehr als Spielereien, Zopfereien zu beschenken. Heute möchten wir fast optimistisch annehmen, daß eine wertvolle Neubildung möglich sei. Jedenfalls gibt man sich redlichere Mühe, als die Franzosen seinerzeit mit den Chinesen, ohne bloßes belustigtes Kichern den Japanern gerecht zu werden. Die Zeit ist weniger selbstsicher und insofern geeigneter, die bewundernswerte ästhetische Verfeinerung auf sich wirken zu lassen, zu der sich jenes Volk im Laufe einer langen, nach außen abgeschlossenen Zivilisation erzogen hat.

So geht, noch mit der Entente von Empire und Ostasien, die Führung doch auch jetzt von dem alten europäischen Herrschaftslande der Mode aus. Wir sind etwas empfindlich geworden, das Vorbild uns von Frankreich diktieren zu lassen, aber wir holen es freiwillig von ihm und aus dem Museum der französischen Kostümgeschichte. Dagegen steht es mit einem anderen Ideal des mondänen Geschmacks heute nicht mehr so, da ist die Lossagung eine wirkliche geworden. Die „anmutige Französin" ist im alten Sinn nicht mehr. Es gibt sie so viel oder so wenig, als es sie je gegeben hat. Aber sie rumort nicht mehr



Römische Büste einer Germanin.
In der Eremitage zu Petersburg.

wie einst in sehnsuchtsvollen Phantasien, männlichen und weiblichen, nicht mehr im Feuilleton und in Romanen. Die Pariserin a cessé de régner, wie nacheinander Frankreichs Dynastien. Man gibt keine Bulletins durch die Zeitungen mehr aus über ihr tägliches Tun, ihre Launen, ihre Pikanterien und über die Geheimnisse ihrer Kosmetik. An ihrer Stelle ist ohne viel Aufhebens beim Thronwechsel die Germanin erschienen. Vorderhand vertreten durch die Angelsächsin.

Die Selbstverständlichkeit aller Welt ist einig geworden, die vollkommensten Erscheinungen schöner Frauen sich in England vorzustellen, und mit dem altvornehmen England konkurriert die junge angelsächsisch charakterisierte Großmachtbildung Nordamerika. Sie konkurriert schon etwas mit bewußtem Nachdruck und vernehmlichem Geräusch. Hier werden in der Tat jene Bulletins, die einst aus Paris kamen, wieder aufgenommen. Es gibt in Nordamerika ganze illustrierte „Magazine“, die kaum anderes bringen, als die Bilder der Tagesschönheiten, der Theaterdamen und Artistinnen, der Photographen- und Malermodelle, der Repräsentantinnen, ja vielleicht der Probierdamen. Aber auch auf dieser Seite des Ozeans unterhalten die Zeitungen uns aufs intimste über die Mittel, wodurch die amerikanische Rekord-Schönheit entsteht und sich erhält.

Immerhin, diese Mittel sind keine chemischen. Es sind Bewegung, Sport, zweckvolle Gesundheitspflege, allgemeine und spezielle Massage und derlei mehr. Das ist etwas

recht anderes, als einst die jeweils allerneuesten Puder und Schminken und Cremes, die so untrennbar waren vom französischen Geschmack. Die gesamte Vorstellung von großer Welt und von gefeierten schönen Frauen hat sich überhaupt von den romanischen Völkern abgewandt. Nicht bloß aus politischen, sondern auch aus Gründen hygienischer Richtungen. Selbst wenn wir kunsthistorisch werden, führt uns der Gedanke schöner Frauen sogleich zu Reynolds, Romney, Lawrence, Gainsborough. Um so leichter hat der aktuelle wie der künstlerische Liebhabergeschmack denn auch die besondere Wendung in das Blonde vollzogen. Und jene alte grobe Kunst der Essenzen muß allenfalls dem unterliegenden Typus helfen, in einem verwegenen Bernsteinblond zu zeigen, daß er auch hier mitzumachen den unverlorenen Modesinn besitzt.



Römischer Kopf einer „Germanin". Im Britischen Museum zu London.

Engländerinnen und Amerikanerinnen gelten vor der Gegenwart, und nicht wenige von ihnen werden Ereignis, wo sie erscheinen. Auch und gerade in Paris, in der Gesellschaft, und auf den Brettern oder Bretteln noch mehr. Was ungefähr mit dem einstmaligen Auftreten der schönen Miß Anderson sich als Prophezeiung ankündigte, ist heute vollzogen und anerkannt: die Eroberung der Hauptstadt der Moden durch den angelsächsischen Schönheitsgeschmack.

Von der nicht minder germanischen Deutschen wird in diesem Sinne zwar kein Aufhebens gemacht.

Das liegt nun freilich schon an anderen Dingen, als an der wahrscheinlich ungenügenden Mitberechtigung. Es liegt teils daran, daß die deutsche Frau, was man nicht

beklagen wird — auch die des höheren Adels, der sehr schöne Frauen aufweist, — vorderhand wenig Neigung für Publizität solcher Art besitzt. Zu anderen Teilen liegt es daran, daß die Berufsschönheiten aus minderer Sphäre, die ja gutenteils deutscher Abkunft sind, dem Publikum durchweg als Sisters so und so, „The" X. X. oder auch immer noch als La belle N. vordressiert werden.

Endlich Skandinavien. Da gibt es in allen Schichten nicht selten ganz besonders schöne Erscheinungen, die sich über den im ganzen mehr gesunden Durchschnitt erheben. In Schweden, dem von den drei Nordreichen hier wohl der Vorrang gebührt, hat man denn auch mit der fragwürdigen Mode der Schönheitswettbewerbe schon begonnen. In diesem Lande haben, bei dem naiveren und anständigeren Vertrauen, das dort in vielen Dingen herrscht, gebildete Damen daran teilgenommen, und ihre preisgekrönten Bilder sind auch auf dem Festland dem Publikum durch illustrierte Blätter zur Kenntnis gebracht worden.

So tragen auch diese Dinge dazu bei, den öffentlich gewordenen Schönheitsvorrang des germanischen Typus weltläufig zu bestätigen. Und damit ist nun dieser auf eine neue — und selbständigere — Weise wieder so weit, als vor 1900 Jahren schon, da im kaiserlichen Rom die Germaninnenmode begann. In merkwürdiger Zähigkeit hat damals dieser für Rom unnationale Geschmack angedauert, der die römischen Damen, soweit sie nicht färbten, zu den falschen Haartouren aus dem massenhaft von Deutschland importierten blonden Frauenhaar hat greifen lassen. Aber diese eigenartige römische Kulturerscheinung ist mehr als eine bloße äußerliche Laune. Hand in Hand mit dem Modegeschmack geht die allgemeine Bewunderung und Phantasie. Diese trotzigen Germanen, die auf dem Varusfelde die römische Weltherrschaft abschütteln, was kein Volk bisher vermocht, sie und ihre blonden Frauen werden und bleiben für das langsam degenerierende Rom d a s schöne Volk, der herrliche, beneidenswerte Typus hochgewachsener, schlanker, gesunder Menschen von natürlich zarten und frischen Farben. In Lob und Übertreibung entzücken sich die Berichterstatter, die sie je im eigenen

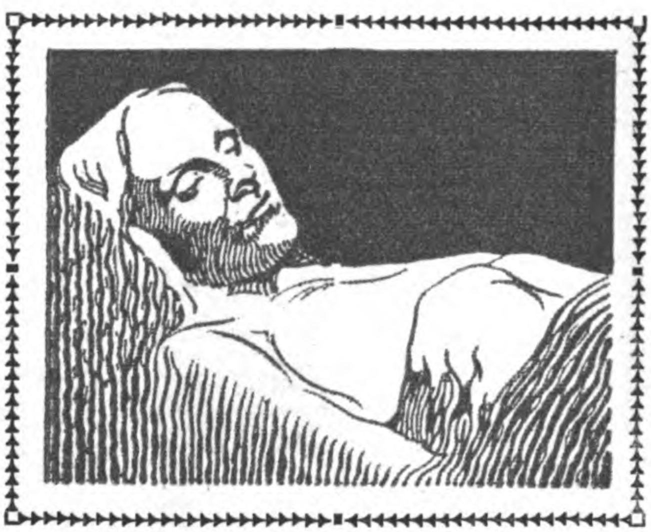


Sogenannte Thusnelda oder trauernde Germanin.
Römische Skulptur in der Loggia dei Lanzi
zu Florenz.

Lande gesehen, und mit hinzufügenden Akzenten schreiben weitere Schriftsteller jenen nach.

Einer solchen Geschmacksströmung folgt dann immer auch die Kunst. Uns sind von den Germanendarstellungen der Römer eine ganze Anzahl erhalten, Büsten, Reliefs, Statuen in ganzer Figur, um von den kaiserlichen Siegessäulen ganz zu schweigen. Betrachten wir sie mit den wißbegierigen Augen der zuständigen Nachkommen, so erhalten wir einen angenehmen und schmeichelhaften Eindruck. Aber dies sollte doch nicht verführen, so gänzlich nun auf die kritische Frage zu verzichten. Schon bei den Männern fällt die regelmäßige Schönheit der Gesichtszüge auf, gleichviel ob im Einzelfall der Künstler sich um eine gewisse Echtheit des „Barbarischen" bemüht hat oder nicht. Vollends aber vergessen wir bei den Frauen die Herkunft aus dem „Naturvolk", wie man das antike „Barbar" dem Sinne nach am besten übersetzt. Der Rest von Hindeutung sind die offenen Haare, und sogar sie sind zuweilen noch mit römisch feiner Sorgfalt gepflegt und anmutvoll gewellt. Die Gesichter aber sind höchst überraschend und schlechthin nicht für uns begreiflich.

Es sind Bildungen und Züge, wie sie sonst nur nach jahrhundertelangem Einfluß eine hochentwickelte ästhetische Kultur den schönsten Vertretern oder Vertreterinnen eines ganz vornehmen Volkes gibt. Diese Germaninnen der römischen Bildhauer zeigen das klassische eirunde Oval des Gesichts, das uns sonst vertraut ist durch die hohen Göttinnen der Hellenen oder



Naturabformung einer Frau des 12. Jahrhunderts.
Original in der St. Fideskirche zu Schlettstadt.

durch die Madonnen eines schon wieder von der Antike neu berührten Raffael und Soddoma. Ferner haben jene Germaninnen durchweg jenes „griechische Profil", das die streng geschnittene Nase mit gerader, breiter Nasenwurzel, ohne Senkung, ansetzen läßt an eine bogig fein gewölbte Stirn. Es fehlen nicht die harmonisch weitgestellten großen Augen der Antike und nicht der ausdrucksvolle Mund bei kurzer Oberlippe. Und in allem endlich haben die römischen Germaninnen jene glattflächig edle Meißelung der Züge, die nirgends eine Aufdringlichkeit der Knochenplastik unter der Haut zuläßt, weder herausspringende Bogen der Augenbrauen, noch die eckige Andeutung der Jochbogen unter den Wangen oder endlich ein unzartes Hindeuten auf die Existenz des Kiefers. Alle diese Germaninnen vermöchten ohne weiteres auch vollendet schöne Griechinnen zu sein, mögen sie im Einzelfall eher an die liebliche Persephone der Münchner Glyptothek erinnern oder an die in edler Haltung dastehenden ermüdeten Amazonen und endlich im dritten Falle, wie ein Germaninnenkopf des Britischen Museums, an eine großzügig üppige, vollwangige Bacchantin. Allenfalls das Haar unterscheidet sie von Griechinnen; diesem bleibt es vorbehalten, daß es den erwünschten Eindruck des Barbarischen vermitteln muß. Und vielleicht noch, wie bei der stehenden Germanin oder „Thusnelda" in der Loggia zu Florenz, eine einzelne Andeutung im Gewande, das, sonst dem langen attischen Chiton gleichend, in feiner Fältelung an diesen edlen Gliedern niederfließt.

Oft genug hat man die Germaninnenschöpfungen der Römer abgebildet. Aber schwerlich hat sich ein einspänniger Denkender der Erwägung überlassen, wie sehr doch unsere germanischen Frauen von heute durch solche Ahninnen beschämt sein müßten. Sollte wirklich das sein, daß nach bald zwei Jahrtausenden Berührung mit der Zivilisation unser Volk nun wieder so weit hinter der wahrhaft klassischen Schönheit zurückbliebe, die es einst schon als waldsiedelndes Bauernvolk gehabt? Und wie ward es möglich, daß der ausgesprochen griechische Typus jener Germaninnen so völlig verloren gehen konnte? Daß er so spurlos einem anderen Platz gemacht hat, der weder



Vornehme mittelalterliche Frau. Skulptur im Naumburger Dom.

jene eigenartige Verbindung von Stirn und Nase kennt, noch sonst die schöne vollflächige und strenge Meißelung der Züge aufzuweisen hat? Etwas gänzlich Neues, Junges erst wäre dieser in leichter konkaver Schwingung geführte Nasenrücken, der uns in seiner reizvollen Keckheit einer zierlich feinen Nasenspitze gleich sehr an Englands Schönheiten entzückt, wie an denen Amerikas, Skandinaviens und überall der eigenen Heimat auch?

Aber nehmen wir an, dem wäre wirklich so. Die Entwicklung wiese von den Freundinnen Thusneldas bis zu uns her in der Tat eine so völlige Umformung auf. Dann müßten wir als mittlere Station dieser Veränderung das Mittelalter finden; es müßte gewissermaßen das Gleichgewicht zwischen beiden Typen halten und sie ästhetisch vermitteln. Das ist aber durchaus nicht der Fall. Das mittelalterliche Frauengesicht in Deutschland kennen wir genügend sicher und genau aus zahlreichen Kunstwerken, die durch keinerlei Fremdes beeinflußt wurden,

zum Beispiel aus den vielen vortrefflichen Skulpturen und Statuen an Portalen und Pfeilern der großen Kirchen oder auch durch Grabsteine, minder gut durch die im ganzen noch zu rohen Malereien. Prüfen wir dies Material, so ist das Ergebnis das einer mittelalterlich deutschen Frauenerscheinung, die in ihren Zügen absolut nichts an



Vornehme mittelalterliche Frau. Skulptur im Naumburger Dom.
Seitenansicht nebenstehender Abbildung.

die Antike Erinnerndes bewahrt, sich dagegen mit dem heutigen Typus gut verträgt. Nur ist es keine edlere Gattung des letzteren. Diese Frauen wirken, selbst wenn sie Fürstinnen darstellen, nicht vornehmer als der heutige einfache Durchschnitt, eher im Gegenteil. Von Thusnelden — antik überlieferten — ist in ihnen nichts.

Wir haben aber weitere Quellen, die noch sicherer authentisch sind. So gibt es ein gar seltenes und merkwürdiges Stück, den über der Natur geformten plastischen Abdruck einer vornehmen elsässischen Frau, die zur beginnenden Minnesängerzeit gelebt hat (Abb. Seite 94). Und es gibt aus den Gräbern die vielen, vielen Schädel, aus frühmittel-



Deutsche Dame von 1828. (Kornelia Vetterlein.) Aus der Schönheitengalerie König Ludwigs I. von Bayern.

alterlicher bis hinauf zu ganz altdeutscher Zeit. Zwar erzählt ja von den Gesichtszügen, die einmal das Leben hat lachen und sorgen machen, so ein armer, von der Gräberschänderei der Wissenschaft herausgerissener Schädel nichts. Und doch — man kann ihn dazu bringen. Ein kundiger, gewissenhafter Anatom vermag über das knöcherne Gerüst ein wächsernes Leben wieder zu formen, das durchaus nicht willkürlich ist. Man hat das getan, und die auf solche Weise „rekonstruierten" alten Deutschen stehen den Köpfen sehr nahe, die die mittelalterliche Kunst gebildet hat; sie bestätigen sie. Geht man auf Einzelheiten ein, so läßt sich die Nase nennen, die durchweg unbedeutend gegenüber der antiken ist, die Kiefernbildung, die einen gröberen und oft vorgeschobenen Mund andeutet, das geringe Breitenverhältnis der Stirn im Vergleich zu den Jochbogen, die auffällig das Gesicht bestimmt haben müssen, was sich in den deutschen Madonnen des 15. Jahrhunderts noch andeutet; auch wohl Unebenheit und Buckelungen der Stirne fallen auf. Kaum ein paar Jahrhunderte nach jenen wohlgebildeten Germanen und griechisch edlen Germaninnen der Römer müßten also die Deutschen sich recht „geeselt" haben, wie man zu sagen pflegt; sie müßten sich ganz auf einmal von hoher Schönheit ins Gewöhnliche zurückentwickelt haben.

Das ist in solcher Schroffheit aus einer Reihe von anthropologischen Gründen und kulturgeschichtlichen Be-

obachtungen ausgeschlossen. Aber wenn dem so ist, wie kamen die Römer zu ihren klassischen Thusnelden? Ja nun, in einem Wort gesagt: sie erfanden sie. Sie wollten sie so sehen und erkünstelten Bilder, die jener idealisierenden Phantasie entsprachen, welche nun einmal den Römern für die Germanen geläufig war.



Süddeutsche Dame, 1829. (Anna Kaula). Aus der Schönheitengalerie König Ludwigs I. von Bayern.

Jede Zeit erlebt dies, daß ein Volk bei den übrigen in den besonderen Ruf der Schönheit gelangt. Je weniger man dabei von diesem Volke persönlich sieht, desto besser für die Phantasie. Bei uns Neueren genießen solchen Ruhmes beispielsweise die von orientalischen Verschleierungen umwobenen Cirkassierinnen der Harems, oder die Jüdinnen von Tunis und Algier. Ferner noch immer — etwas aussterbenderweise — auch die Italienerinnen „als solche". Bädeker zwar ist weise und hüllt sich in Schweigen. Aber sein temperamentvoller braunroter Kollege Gsell-Fels erzählt dem Italienpilger bei einem Dutzend von Orten von den dortigen berühmt schönen Frauen. Und er hört es ja zum Glück nicht, was der gläubige Pilger ihm wünscht, wenn er dann von diesen Nestern wiederkehrt. Nicht ganz anders war es bei den Römern mit den Germanen, auf deren rückhaltlose Bewunderung sie gestimmt sein wollten und auch blieben. Unter solchen Umständen fällt jeder Einwand eines Zeitgenossen bei der communis opinio unter den Tisch.

Hören wir ganz allein die Römer, so denken wir leicht, daß unsere alten Vorfahren Mann für Mann vollkommen waren und die Frauen eine neben der anderen herrlich

anzuschauen. Erst wenn wir die Germanen selbst fragen, verträglicht sich dies allzuschöne Bild. Denn ihre volkseigenen Erzählungen, Erinnerungen, Anekdoten und Sagen enthalten Aufschlüsse solcher Art für uns, ebenso gewisse Rechtssätze, Sprichwörter, Gebräuche, Schwänke. Und nicht zuletzt die der Persönlichkeit angehängten Beinamen, für die jene, als ein allerdings auf die Erscheinung empfindlich achtendes Volk, besondere Vorliebe hatten. Da ist doch recht viel die Rede von tapferen, aber peinlich kleinen Heerführern und von schwächlichen oder bresthaften Königssöhnen. Zu der römergerühmten schlanken „Turmhöhe" der germanischen Krieger, zu der der römische Soldat „aufspringen" mußte, um überhaupt jene tödlich zu treffen, paßt es etwas belustigend, wenn wir in Wirklichkeit eine ganze Anzahl germanischer Falstaffe als Heerführer aus denselben Kriegen kennen. König Chnodomar der Alamanne war ein rechter Dicksack, und sowohl der Ostgote „Mammo" wie der Westgote „Wamba" mußten diese sprachgerecht von ihrer Fleischigkeit und Wamstigkeit genommenen Spitznamen vor dem ganzen Volke leiden. Trotz den Römern kommt also der neudeutsche Dekorationsmaler als Historiker zu seinem Recht, wenn er in den altdeutschen Bierstuben das schöne und unvermeidliche Lied verewigt: „Sie saßen auf beiden Ufern des Rheins und lachten und tranken immer noch eins." Daß ein paar Jahrhunderte später Karl der Dicke nicht mager war, weiß jeder Schulknabe, und Karl der Große war nach der Schilderung seines getreuen Einhard von kurzem Hals, feistem Nacken und hervorragendem Bauch (venter projectior). Es läßt sich auch noch andersartiges aufzählen. Ein christlicher Gote des großen Theoderich, der Daniel getauft ist, heißt bei seinen Bekannten nur der Igel und unterschreibt sich sogar so, „Igila". Ein Langobarde heißt „Zotto" mit dem Spitznamen, und so spüren wir individuelle Einschränkungen eines allzu idealen Menschenschlags genug.

Mit alledem wollen wir die älteren Deutschen, die sich so schon vieles gefallen lassen müssen, nicht herabsetzen in dem Lobe, das ihnen der Volksfeind spendete. Daß sie tatsächlich gutgewachsene Leute und im Durchschnitt eine

Kleinigkeit größer waren als das heutige Geschlecht, bezeugen die Skelette der aufgegrabenen Reihenfriedhöfe. Sie bezeugen ferner, daß Verhältnisse und Lebensweise günstig dafür gewesen sind, vielen einzelnen Personen eine oft außerordentliche Größe zu geben. Ferner haben wir die sogenannten Moorleichen aus den alten Jahrhunderten. Deren vom Torf gegerbte und erhaltene Muskulatur hat vor der anatomischen Prüfung bewährt, daß diese Leute an Kraft und Ausdauer den zum Vergleich herangezogenen Kieler Matrosen-Artilleristen, die ausgesucht starke Leute sind, überlegen gewesen sein müssen. Was wir mit obigem überhaupt in Frage stellen, war keineswegs die gesunde Stattlichkeit der Germanen. Sondern allein die veredelte und ausgeglichene Stilisierung ihrer Schädelplastik und Gesichter. Zunächst wollten wir die Neigung der Römer zum bewundernden Generalisieren durch einige Stichproben von der Gegenseite verdeutlichen.

Aber prüfen wir nun neben den erhaltenen Kunstwerken die literarischen Quellen genau, so ergibt sich gar kein eigentlicher Widerspruch zu dem bisher Dargelegten. Was die Römer außer dem Wuchs, der Kraft und Gesundheit noch einzelnes in den Berichten rühmen, sind nicht die Gesichtszüge, sondern sind die Farben. Das Blond des nördlicheren Volkes in all seinen Schattierungen von Rot bis zum hellen Flachs macht ihnen so großen Eindruck, dazu die blauen Augen mit ihrer Treuherzigkeit oder mit ihrem scharfen Trotz. Die Rosen- und Lilien-



Deutsche Dame, 1834. (Gräfin Holnstein, geb. Freiin v. Spiering.) Aus der Schönheitengalerie König Ludwigs I.

farbe seines Alamannenmädchens Bissula besingt der alte Feinschmecker und römische Gallier Ausonius. Den milchweißen Hals und das rosige Antlitz der schönen Wilithuda preist der gallische Bischof Venantius Fortunatus, der immer auf diese Dinge acht gibt, nur daß er leider nicht auch ins Einzelne geht, wo er seine Schönheitspässe der gotischen Königstöchter oder der Merowingenköniginnen ausstellt.

Auch in diesem Falle ist es möglich, die Germanen selber nach ihrem einheimischen Geschmack zu fragen. Das bemerkenswerte Ergebnis ist: die eigene germanische Ästhetik beschränkt sich noch auf Wuchs und Farben. Das lehren uns als Quelle vor allem die Eigennamen. Denn sie werden ja so gewählt, daß sie Eigenschaften ausdrücken, welche im Volke erfreuen, an Männern und an Frauen. Swanhilt, Snêburg, Wâghilt, Seoburg, Sunnihilt, Daghilt, Dagmar, so lauten solche altgermanischen Frauennamen. Die Weiße von Schnee und Schwan, die Kühle von Woge und See, das lichte Gold der Sonne, die Helle des strahlenden Tages drücken sich in ihnen aus. Und weiter dann die Eigenschaften der Stärke, der geschwinden Kraft; darum setzen sich die Namen der germanischen Jungfrauen zusammen mit dem Eber, dem Wolf, der raschen Hindin, dem starken Wisent, mit Bruna, der Bärin, oder sie sind gebildet wie Thusnelda = Thursinhilda, die Riesenkämpferin. So walkürenprächtig all das ist — die römischen Büsten passen dazu nicht.

Sie wollen ganz anderes, als jenen ehrlich sein, die sie darstellen, ganz abgesehen von der Frage, wie weit sie es vermocht hätten. Sie wollen vielmehr einem rein römischen Begehren genugtun, einem, das sich schwer mit einem Wort bezeichnen läßt. Was damit verwandt ist und uns etwas näher liegt, das sind die Stimmungen und Schwingungen, woraus seit dem 18. Jahrhundert die Erzählungen in der Art von „Paul und Virginie", die Robinsonaden, die Indianerromane oder die reizvolle Otaheitimär Pierre Lotis entstanden sind. Es ist die Naturmenschen-Sehnsucht der bildungsmüden Völker; aus dem Überdruß entsteht ihnen das Verlangen nach etwas völlig anderem, das noch frei, noch unbelastet von Kultur,

noch völkerjung, noch gänzlich unschuldig ist. Sehnsucht der Dekadenz ist es, die die Paradiese der reinen, edlen, schönen Naturkinder, die frei von Sünde sind, erschaffend träumt. Und dabei — weil die das Paradies für immer verloren haben, die es ersehnen — erhebt sich aus dem Verjüngungsbade des Unschuldstraumes dennoch wieder in ihrer Unverwüstlichkeit die halbverkappte Sinnlichkeit. Das alles miteinander spüren wir, soweit wir sensible Nerven haben, wenn wir die etwas zu beflissenen Römerschilderungen von der Gesundheit und der Unbefangenheit der alten Germanen lesen; das nicht viel andere ist es, was uns, noch so gedämpft, die römische Germanenbildnerei erzählt.



Englische Dame von 1844. (Lady Milbanke.) Aus der Schönheitengalerie König Ludwigs I. von Bayern.

Auf solche Psychologien geht sie, geht ihre Beliebtheit zurück. Kein anderes Motiv war es ja auch gewesen, wenn einst als Gegenbild der Aphroditengestalten die griechische Kunst den herben Adel der mannablehnenden Amazonen jahrhundertelang in Kopien wiederholte — im knappen Chiton des dorischen Mädchens und ganz ohne Bekümmerung darum, daß angeblichen Amazonen, um archäologisch brauchbar zu sein, ein skythisches Hosengewand gebührte. Und so noch manches Mal in Kunst oder Literatur hat sich der gleiche Vorgang treibend wiederholt, bis zu unseren Brünhilden-Opern in ihrem konventionellen, nichts weniger als archäologisch echten Germaninnenkostüm.

Damit sind die Bedingungen der römischen Bildhauer gegeben. Ihre Germaninnen müssen schön genug sein für

den verwöhntesten antiken Geschmack. Mit anderen Worten, die Künstler schlagen seinen Ansprüchen und Unwillkürlichkeiten nicht ins Gesicht, sie halten von vornherein sich an das alte Schema. Dann erst, auf der Basis der unangerührten antiken Schönheit, fügen sie den feinen Zug des Barbarentums hinzu, der den blasierten Römerempfindungen so eigentümlich belebend wohltut, die Andeutung einer mänadisch schlummernden Wildheit oder eines trauernden Gebundenseins in die Unfreiheit. Es werden hier von der Kunst, mit leiser Vorsicht, genau die Saiten berührt, aus deren Schwingung der alternde Ausonius sein Verhältnis zu Bissula bedichtet, dem Alamannenmädchen, das er vom Rheinfeldzug, von den Donauquellen des Schwarzwalds, nach dem glänzenden Trier heimgebracht hat, um es von der geraubten „Sklavin" im Hause als persönliche Aufwärterin zum Spielzeug zu erheben.

„Delicium, blanditiae, ludus, amor, voluptas,
Barbara . . . . . .
Horridulum non solitis, sed domino venustum."

„Horridulum" — ein kleines Scheusälchen für die, die nichts von diesem falben Barbarenreiz der jungen Dienerin verstehen. Dieses eine horridulum des Mannes, der in der Hauptstadt der Germanenprovinz lebt, bläst alle in den Ateliers zu Rom geformten Idealgermaninnen in die Luft.

Entsprechend aber auch verfahren die Bildhauer im Gewand. Das echte Germaninnenkostüm, wenn sie es je gekannt hätten, wäre eine unverwindbare Abscheulichkeit für die römischen Kunstliebhaber gewesen, eine unsinnige Selbstvernichtung der Absicht des Künstlers, die keine ethnographische ist. Darum arrangieren sie um die geadelten Kraftgestalten ihrer Barbarinnen den fußbedeckenden langen Faltenfluß der griechischen Karyatide. Und dann erst geben sie die eine Nuance hinzu, die jeder lesende Römer aus der Germania des Tacitus im Kopfe hat, die Nacktheit des häuslich schaffenden germanischen Weibes an Schultern und oberer Brust. Keine Frau, keine halbwild naive und keine selbstachtungsvolle, wird solchen Widersinn des ein und selben Kleides tragen, wie die Thusnelda in der Loggia dei Lanzi.

Hiermit erschöpft — oder bestenfalls bestimmt — sich die Verwendbarkeit römischer Skulpturbildwerke für die Kostümgeschichte der Germanin. Jede „quellenmäßige" Ausdeutung der Reliefs und Statuen ist verfehlt, die diese Vorbedingungen verkennt. Respekt vor der Quelle ist eine der wichtigsten Forderungen für die methodische Geschichtswissenschaft. Aber er muß deswegen noch kein subalterner sein, nicht auf die sichernden Vorfragen und auf kritische Vergleichung verzichten.

Und nun schließlich, nach Vermeidung so vieler Leichtgläubigkeiten, dürfen wir selber sagen: Wir wollen gerne glauben, daß das Weib des alten Germanen schöner als das des mittelalterlichen war. Nur das Rassenhafte, der Typus im ganzen kann kein so völlig anderer und auch noch kein hochzivilisierter gewesen sein. Sonst wissen wir es ja wohl, durch wie vieles die mittelalterliche Frau geengt worden ist, am meisten die vornehme, zu deren Darstellung in Bildwerken sich Veranlassung ergab. Die Deutsche der altgermanisch freien Bauernzeit war ein rüstiges, gesundes Weib gewesen, das tätig im Gehöft und auf dem Felde schaffte, ohne daß solche Arbeit für Frau oder Magd eine irgendwie überanstrengende war. Denn dazu fehlte die scharfe Intensität der heutigen Wirtschaft. Man erntete und schlachtete nur, was man selber essen wollte. Hurtige Näherinnen und Erntebinderinnen, handfeste Meierinnen sind es gewesen, noch keine im Massenakkord schaffenden Rübenarbeiterinnen. Plage gab es auch, aber nicht solche, die den Körper aufzehrte. Auch sie gab nur gesunde, starke Glieder, wie etwa das tägliche halb-



Schwedische, bei einem modernen Schönheitsbewerb preisgekrönte Dame.

ständige Drehen des Quirns, des Steins in der Handmühle, der das Getreidekorn zerquetschte, Hirse, Gerste, Hafer, damit man es zu Fladen und zu Grütze backen oder kochen konnte. Den starken Helgi Siegmundsohn verfolgen die Feinde; da rettet ihn ein Gastfreund, der ihm das Schürzenkleid der Hausmagd unter den Achseln umbindet und ihn an die Quirnmühle setzt; wie nun die Verfolger ins Gehöft dringen, fällt ihnen nicht weiter auf, daß das Weib am Mühlstein mit dem halblangen Schopf so reckenmäßige Arme und Schultern hat. Die ganze Lebensweise dieser Vorzeit ist, bei nahrhaft einfacher Kost mit viel Milch und Käse, höchst gesund und frisch. Und sie führt ihre Menschen beständig ins Freie, mit Arbeit, mit Erholung, Spiel und Tanz, bindet sie noch nicht an ein wohlanständiges Frauengemach.

Ganz anders die mittelalterliche Dame in dem, was jahrhundertelang auf sie eingewirkt hat. Mit allem Guten sonst der christlichen Sitte ist die Hausherrenängstlichkeit, um nicht zu sagen die Haremsängstlichkeit des mittelländischen Kulturkreises eingeschleppt in das harmlose Land; verschollen ist die ungebundene Bewegung der alten Zeit. Zu Ende ist für alle, die mehr als Bauernkinder sind, das fröhliche Baden im Bach und Teich, der schreitende Tanz unter der Linde, das Spiel mit Laufen und Springen und Werfen auf grünem Dorfanger; nur noch das Epos, wenn es von der starken Königin Brunhilde erzählt, hält in halber Verdunkelung die letzte Erinnerung an solche Spielkünste der jungfräulichen Mädchen fest. Die neue fremde „Zucht" zwingt das Mädchen und die Frau der besseren deutschen Kreise in das „Frauengemach", dessen Ursprung ins Romanische und Römische und ferner bis zurück ins Jonische und Altorientalische führt. In der Kemenate ist der Platz der Frau, dort sind ihr nebst Töchtern und Mägden als sitzende Beschäftigung die Handarbeiten für Kleidung und Hauszier zugewiesen, wofür der Bedarf jetzt so gestiegen und zugleich verfeinert ist. „Schmal" ist das Leitwort ihres weiblichen Daseins geworden. Schmal und von korrekten Regeln überwacht ist ihr Anteil an der Geselligkeit des Mannes, die ins Haus

kommt; schmal bemessen sind die Tage, daß auch sie einmal zu Anderen, ja selbst, daß sie ins Freie und ins Grüne kommt. Und wenn sie hinauskommt, verhüllt sie hart und lastend eine schwere Kleidung; noch vom Haar ums Kinn, zuletzt sogar über das Kinn und die Stirn, ziehen sich die „Gebende"; diese sind nun für das Erscheinen der sittsamen Frau so unerläßlich geworden, wie für die Sarazenin im Kreuzzugslande die dichten Gesichtsschleier. Schmal endlich soll sie selbst sein, dürftig und engbrüstig im Körperlichen. So hat es zuerst das weltflüchtige Ideal der Frömmigkeit verlangt und ihm folgend dann auch der Geschmack der Wohlanständigkeit. „Reisern" vom Baum sollen sie gleichen oder „Kerzen"; ein Verslein reimt: „Mit Maßen lang, zur Mitte klein, geründet schwank."



Ein Typus moderner amerikanischer Schönheit angelsächsischer Abkunft.

Das sind diese gotischen Fürstinnen und Herrinnen, die in Stein als Heilige an den Kirchentüren, als Stifterinnen und Schenkerinnen um die Chorumgänge stehen. Dort haben wir auch ihre Gesichter, die Einzelheiten ihrer Züge. Übersetzen wir sie ins Leben von heute: Nähmädchen sehen wir und Handwerkerfrauen. Man achte vollends auf ihr Lachen, wenn sie einmal so unfrei herauszuprusten wagen, wie die eine der steinernen Frauen im Naumburger Dom (Abb. Seite 96 u. 97).

Wie sollen sie anders sein? Nach aller Erfahrung formt nur schon erbliche Bildung die Gesichter einer Gesellschaft zu veredelten Zügen und führt dann auch zu innerlich freiem und sicherem Ausdruck. Der Frau der Minnesängerzeit hat ihre Erziehung nur gerade gereicht zur korrekten Befangenheit und daneben zu allerlei

schlimmer Verlogenheit und List. Ein von Selbstachtung und ernsterem Inhalt geleitetes Frauenwesen wird die Deutsche erst nach der Minnedichterzeit und nach der Periode der patrizischen Vergnügungsüppigkeit des späten Mittelalters. Also seit der Reformation. Das spricht nun auch schon etwas aus ihren Zügen. Sie sind zwar, so fürstlich oder vornehm sie sonst sein mögen, auch jetzt noch nichts weniger als typenhaft aristokratisch. Sie bleiben für unseren Begriff noch immer bürgerlich oder haben etwas wie hübsche Bauernmädchen und stattliche Bauernfrauen. Immerhin, es sieht nun schon eine Persönlichkeit aus ihnen. Am ehesten gilt das für den in der Kultur vorausschreitenden Süden und Westen des damaligen Deutschland. Die Weiblein dagegen, die man aus der Cranachschen Werkstatt im norddeutschen Wittenberg vor uns stellt, stecken überraschend genau mit Körpern und Gesichtern noch jetzt im mittelalterlichen Ideal.

Ein echtes Zielbild deutscher Frauenerscheinung heranzubilden, sind auch die Jahrhunderte seit der Reformation nicht geeignet gewesen. Der ernste Anlauf zu deutscher Eigenart geht schnell vorüber. Mehr denn je wird die Nation von der Fremdtümelei wieder beherrscht, die ganze Einschätzung eines Schönen oder Aristokratischen wird aus dem bourbonischen Frankreich entlehnt. Endlich, spät, verlieren die Mouche und die, zu schwarzen und braunen Augen weißgepuderten Haare ihre Modeherrschaft. Es tritt, anstatt jenes gesellschaftlichen Geschmacks der künstlich altgemachten jungen und der dickgeschminkten wirklich alten Damen, sieghaft die neue Ästhetik der Gesundheit und der Jugend auf den Plan. Der Umschwung geschieht im engen Zusammenhang mit dem allgemeinen Kampfe der Rousseau- und der Klopstockzeit für die „Natur“. Und England ist es, wo diese nunmehrige — auch in Frankreich selber lebhafte — Opposition gegen den Bannkreis von Versailles das hoffnungsreiche Füllhorn ihrer Nachahmungen und ihrer Ideale holt, von der englischen Verfassung bis zu den ungepudert blonden Haaren. Und dazu aber auch den Eislauf, den Klopstock dithyrambisch besingt, die Seebäder, das gesunde englische



Angelsächsische Schönheit (Miß Anderson).

Landsquireleben mit seinen Fuchsjagden, Gesellschafts-unterhaltungen im Freien, Spaziergängen und Ballspielen auf dem grünen Rasen. Das „denkende" Festland trägt sich englisch in Mode und Kleidung, der Begriff der cour, des Hofes, wandelt sich in den eines verallgemeinerten high life, die Sänften wandern in die Winkel, die Damen

reiten, man beginnt zu baden und Sportspiele zu treiben, und in der Literatur begegnet uns, von Lessings etwas verunglückter Miß Sara Sampson an, die schöne, natürliche, unschuldige und edle Engländerin.

Die Englandmode kommt als rasche starke Welle, und gleich ihr rauscht sie diesmal noch vorüber. Aber dafür vollzieht sich in Deutschland, durch Befreiungskriege und Romantik, die Aufstellung eines deutschen Mädchen- und Frauenbildes. Wenn dieses in erster Linie seelisch gedacht ist, so gehören doch auch die einheimischen Farben zu dieser minniglichen Holdseligkeit, die von den Lyrikern besungen und von der erzählenden Dichtung geschildert wird.

Etwas Kindliches bleibt hierin. Noch ist es mehr der blondgezopfte ideale Backfisch, den diese Poesie umschwärmt, als eine vollgültige, auf bestimmte Kultur gegründete Schönheit germanischen Frauentums. Es fehlt eben solche eigenheimische, nicht mehr französische Kultur, und es handelt sich darum, sie zu schaffen. Und nun besinnt man sich noch einmal auf England. Zum zweiten Male verlernt man das Sichlustigmachen über die Briten, das uns die Franzosen so viele Menschenalter hindurch suggeriert haben. Endgültig erkennt man, daß durch alle die Jahrhunderte, wo Deutschland mit den Minnerittern „courtois" oder mit den Hofherren à la mode war, England von dem frischen Spiel- und Gesundheitswesen und der Natürlichkeit der alten Germanen das Beste bis an die neue Zeit herübergefristet hatte; es hatte niemals gänzlich die freiheitgewährende Achtung der Frauen verloren, die einst schon die Germanen gekannt. Diese Ursachen sind es, denen England aber auch seine schönen und aristokratischen Frauen verdankt und wodurch es diesen Ruhm mit kulturgeschichtlicher Berechtigung verdient. Ich meine natürlich nicht, daß die englische Frauenschönheit aus dem Germanentum als Mitgift ererbt wurde. Darüber ist ja vorhin genug gesagt worden. Vielmehr so: England hat aus einem gesunden germanischen Material, bei hinzutretender guter und bald sehr feiner Zivilisation, die Schönheit seiner Frauen in der Hauptsache mit germanischen Mitteln erzogen: durch Natürlichkeit, Selbstachtung, Bewegung allerart

in freier Natur. Es wird auch hier kein festgeprägter Typus bloß geschichtlich konserviert. Sondern es wird von kultivierter und deshalb gleichartiger Einwirkung ein solcher zurechtgeformt. In England entsteht ein nationaler Typus, so daß man heute, bei allen individuellen Nuancen, von englischem Aussehen sprechen kann.

In unserer ganzen Geschichte liegt es, daß bis heute von dem Ergebnis einer gleichgerichteten deutschen Entwicklung, von einem annähernd vorhandenen Typus noch keine Rede sein kann. Was wir haben, sind keimende derartige Wünsche, beginnend begriffene Verpflichtung. Und dazu das Material, in seiner starkgemengten Vielgestaltigkeit und all seinen Schattierungen. Die ganze Arbeit eines anthropologischen Ausgleichs — bestimmter sicherer Erscheinungsanforderungen und ihrer feinen unmerklichen Einflüsse auf die Heranwachsenden und auf die Fortzeugung der Generationen — liegt erst vor uns, in der Zukunft. Als Möglichkeit, aber auch als Wahrscheinlichkeit, wie die Erfahrung aller geschlossenen und bewußten Nationen lehrt, was wir selber jetzt zu sein beginnen. Auch die allgemeinere Sachlage ist dem nur günstig. Nur zwar muß man dabei von der „Kunst" absehen; ihr ist das Germanische wohl durch die allzu viele Zuckerpupperei um 1870 verleidet, so daß sie dafür sich durch den wilden Typenmischmasch der Großstädte oder der Bohême entschädigt. Was mächtiger und auf die Dauer bestimmend sein wird, das ist, daß heute das angelsächsische Ideal hohe Geltung hat. Es ist aber mit unserem Volkstum am gleichen Baum in oberen Zweigen gewachsen. Sein allgemeiner Sieg hängt nicht zuletzt zusammen mit unserer Emanzipation von Frankreich. Und als ein nicht gegensätzlich Fremdes, sondern als ein eng Verwandtes wird es die Entwicklung bei uns befördern, viel eher als daß es sie ablenkend stören und durchkreuzen muß.

Häusliche Weihnachten.

Mein liebes Weib! Die Weihnachtsglocken
Erneuern ihren Wettgesang,
Und mit herzinnigem Frohlocken
Begrüß' ich den vertrauten Klang.

Vertraut und fremd! Gar oft vernommen
Und süßer doch als je zuvor.
Ein leises, heiliges Willkommen
Schwingt mit in ihrem Feierchor.

Was nur im Traum mir war beschieden,
Das halt' ich und das heg' ich heut:
Dir, meinem Glück, dir, meinem Frieden,
Gilt meiner Seele Festgeläut.

Als über meines Hauses Schwelle
Zum ersten Male trat dein Fuß,
Da ward es plötzlich warm und helle
Wie von der Sonne reichstem Gruß.

Du mit der Sonne treu verbündet
Und selber Sonne diesem Haus,
Die Lichter, die du drin entzündet,
Die löschen niemals wieder aus.

Erwärmt vom Strahl der Weihnachskerzen
Sprießt schon empor des Frühlings Keim;
Ich halte dich an meinem Herzen,
Und du und ich — wir sind daheim.

Ludwig Fulda.



Die Gattin des Künstlers.
Gemälde von John Quincy Adams.

Die Gefangenen auf der Plassenburg.

Von Jakob Wassermann.

Bis in die napoleonische Zeit war die Plassenburg ein Sitz hochadeliger Herren gewesen. Noch heute bietet sie ein stattliches Ansehen mit kyklopischen Mauern, schönen Toren, mächtigen Türmen, zierlichen Erkern und Rundbögen, Bastei und Rondell, das Ganze in anmutig bewaldetem Hügelland über der fränkischen Stadt Kulmbach auf beherrschender Höhe gelegen. Es hausten hier die Grafen von Andechs, die Herzöge von Meran und das berühmte Geschlecht derer von Orlamünde; hier spann Markgraf Johann, der Alchimist, seine goldsucherischen Träume, verübte Friedrich der Unsinnige seine Greuel, versammelte der wilde Albrecht Alkibiades die Söldnerscharen, hier hielt sich die Sachsenkönigin Eberhardine auf der Flucht vor dem schwedischen Karl versteckt; und von den Hussiten- und Bauernkriegen bis zum großen Befreiungskampf hatten kaiserliche, nordische, preußische und französische Generale ihr Quartier in den fürstlichen Gemächern. Im zweiten Jahrzehnt des vorigen Säkulums wurde aber die Burg in ein Staatsgefängnis verwandelt, und da war es mit der alten Herrlichkeit natürlich am Ende. Nichts mehr von prächtigen Gewändern, von Gastmahlen, Puderperücken und Waffenzier, nicht Grafen und Barone und Feldherren mit Dienertroß, Kutschen, Pferden und Jagdhunden, sondern fahle Sträflingsgesichter hinter verschlossenen Fenstern, verzweifelte Leute, entehrte Leute, enterbte Leute, eingesperrte Raubtiere, arme Teufel, die zwischen den Kiefern des Schicksals zermalmt worden sind, unwissende arme Teufel, die kaum wissen, wie ihnen geschehen ist, Verführte, Beleidigte, Besessene, Abenteurer, Bösewichter, Schwachköpfe, ein Museum des Elends, der

Schande, der Wut, der Reue und der Hoffnungslosigkeit. Die Prunkräume sind zu zahllosen kleinen Zellen verbaut, und wo man vordem gescherzt, geschmaust und sich vergnügt hatte, da ist jetzt eine Heimat der Seufzer und der bösen Träume und vor allem: eine Stätte des Schweigens.

Vor allem dies: eine Stätte des Schweigens. Denn dreißig Jahre lang bis zum Ausbruch der deutschen Revolution, bis zu den Tagen, wo die folgende Geschichte spielt, bestand für die Häftlinge der Plassenburg eine eigentümliche und furchtbare Strafverschärfung: es war ihnen nämlich aufs strengste verboten, miteinander zu sprechen. Sowohl im Arbeitssaal, als auch während des Aufenthalts im Hof hatten die Wärter hauptsächlich darauf zu achten, daß kein Gefangener an den andern das Wort richtete, und daß selbst durch Zeichen keinerlei Verständigung vor sich gehe. Auch in den Einzelzellen war es verboten zu sprechen, und ein regelmäßiger Wachdienst auf den Gängen hatte sich von der Einhaltung des Gebotes beständig zu vergewissern. Hatte ein Sträfling eine wichtige Meldung zu erstatten, etwa in bezug auf sein Verbrechen oder wenn er sich krank fühlte, so genügte dem Wärter gegenüber das Aufheben der rechten Hand; er wurde dann in die Kanzlei geführt. Zeigte es sich dort, daß er von dem Vorrecht in mutwilliger oder überflüssiger Weise Gebrauch gemacht, so unterlag er derselben Ahndung, wie wenn er sich unversehens gegen die Ordnung vergangen hätte: Kettenstrafe beim erstenmal, Auspeitschung bis zu hundert Streichen bei wiederholter Verfehlung. Daß eine so unmenschliche Maßregel in einem gebildeten Jahrhundert zu Recht bestand, ist kaum zu begreifen; unter ihrem höllischen Druck sammelte sich Verzweiflung wie ein Explosivstoff an; daß sie endlich zur Aufhebung gelangte, dazu trug die wunderliche Begebenheit, die ich erzählen will, nicht zum wenigsten bei, obgleich in der Zeit, von der hier die Rede ist, ein allgemein empörerischer Geist diesem besonderen Irrwesen zu Hilfe kam. —

An einem Märznachmittag des achtundvierziger Jahres marschierten zwei wohlgekleidete junge Leute im Alter zwischen drei- und fünfundzwanzig auf der Straße von

Bayreuth nach Kulmbach. Sie hatten in ersterer Stadt ihr Gepäck mit dem Postwagen vorausgeschickt und benutzten das schöne Vorfrühlingswetter zu einer willkommenen Wanderung. Sie waren beide Schlesier, und beide waren sie oder gaben sie sich für Poeten, doch sonst waren sie einander recht unähnlich. Der eine, Alexander von Lobsien, war ein kleiner, blonder, blasser und schüchterner Jüngling, der andere, Peter Maritz mit Namen, war dick, breit, brünett, sehr rotbackig und sehr lebhaft. Sie kamen von Breslau, hatten Wien und Prag besucht und wollten nun über Weimar, wo sie die Stätten zu besichtigen wünschten, auf denen der von ihnen überaus geliebte Friedrich Schiller geweilt hatte, an den Rhein fahren. Peter Maritz, ein ruheloser Kopf, hatte den Plan, von dort aus nach England zu gehen, die damalige Zuflucht vieler Unzufriedenen und Umstürzler, sein Gefährte besaß in Düsseldorf Verwandte, bei denen er zu Gast geladen war.

Land und Leute kennen zu lernen, war bei ihrer Reise nur die vorgespiegelte Absicht; im Grunde waren sie, wie alle Jugend jener Tage, von dem Drang zur Tat und Betätigung erfüllt; in ihrer Heimat hatten sie sich an bündlerischen Umtrieben beteiligt, das Pflaster war ihnen zu heiß geworden, und sie hatten sich auf die Strümpfe gemacht, als gerade die Obrigkeit damit umging, sich ihrer zu versichern. Man war ihrer Zuvorkommenheit froh und ließ sie ungeschoren. Vor wenigen Tagen, an der Grenze von Böhmen, hatten sie durch Zeitungsdepeschen von den Berliner Vorgängen erfahren, und ihre zuversichtlich gehobene Stimmung wurde nur durch das Bedauern getrübt, daß sie nicht hatten dabei sein dürfen, wo das Volk nach langem Schmachten in Tyrannenfesseln sich endlich anschickte, für seine Rechte zu kämpfen. Dort wurden Barrikaden gebaut, wurde Blut vergossen, auch in West und Süd erhob sich alles, was nach Freiheit seufzte, und so war es denn ein Schmerz, insonderheit für den brauseköpfigen Peter Maritz, so weit vom Spiel zu sein. Seine verhaltene Erregung gab sich in einem beständigen Sprechen kund, auch lief er dem Gefährten immer um fünf Schritte voraus,

blieb dann stehen, perorierte, schwadronierte und fuchtelte mit den Armen wie ein Tribünenredner. Eine stillere Zeit hätte ihn nur als harmlosen Schwarmgeist bezeichnen müssen, dessen hitziger Idealismus von etwas schulmeisterlichem Zuschnitt war und dessen Berserkerwut gegen Fürsten und Pfaffen desto unschädlicher scheint, je geräuschvoller sie sich gebärdet; aber damals waren auch die Fante und Phantasten, die aus wohlbewußter Ferne ihre Pfeile gegen Thron und Altar abschossen, gefürchtet wie Räuber und Mörder. Dieser Peter Maritz zeichnete sich vorzüglich durch Wort und Rede aus; seine Eloquenz hatte etwas Blutdürstiges und Henkermäßiges; ob er jedoch nicht ein klein wenig feig war, ob er nicht, wie alle beleibten und rotbackigen Menschen, ein bißchen vom Prahler und Aufschneider hatte, das will ich unentschieden lassen. Auch den Nimbus eines Dichters hatte er sich auf eine ziemlich wohlfeile Art besorgt, indem er bei jeder Gelegenheit von seinen Ideen sprach, die gläubigen Zuhörer durch himmelstürmende Entwürfe zu stummer Bewunderung zwang und alles, was die Gleichstrebenden an seiner Seite in ehrlichem Bemühen hervorbrachten, durch kritische Kanonaden und mehr noch durch den feurigen Hinweis auf unerreichbare Vorbilder in Grund und Boden zerstampfte.

Und wie es oft geht, daß ein Gütiger und Stiller, der an sich zweifelt, einem dampfgefüllten Kerl, der niemals an sich zweifelt, in grenzenloser Freundschaft ergeben ist, so war es auch mit Alexander von Lobsien der Fall. Er erblickte in Peter Maritz die Vollendung alles dessen, was er, sich selbst beargwöhnend, nicht erreichen zu können fürchtete. Er bestaunte seine Einsicht, die Kühnheit seiner Meinungen, sein Temperament, seine dichterischen Pläne, seine unbestechliche Kritik und seinen gewaltigen Lebensmut. In Alexanders Rockbrust stak ein Manuskript, hundert Seiten fleißig und reinlich beschrieben mit Liedern und Gedichten, in denen die Revolution lohte wie ein gern genährtes Feuer; er hatte noch nicht ein einziges Mal seinem Gefährten davon gesprochen und hielt die Poesien ängstlich verborgen, obwohl es sein innigster Wunsch war, daß Peter Maritz sie kennen möchte; es wäre ihm am liebsten

gewesen, jener hätte sie eines Nachts entdeckt, sie an sich genommen und insgeheim durchgelesen. Aber auch davor bangte ihm; in solcher Jugend, im Nebel des Aufwärtsringens, zittert die empfindsame Seele des Künstlers vor nichts so sehr als vor der möglichen Mißbilligung eines Freundes, dessen Urteil und unerbittliche Strenge seinen höchsten Ehrgeiz verkörpert und ihm mehr bedeutet als die Liebe und der Beifall der ganzen übrigen Welt.

Die wohlgehaltene Straße, auf der sie wanderten, bot ihnen bei jeder Wendung einen neuen und reichen Ausblick auf das in matten Spätnachmittagsfarben schimmernde fränkische Land, und von einer hügeligen Erhebung über dem Mainfluß aus nahmen sie in der nördlichen Ferne die Plassenburg und die Türme von Kulmbach wahr. Versonnen blickte Lobsien hinüber und sagte: „Überall da wohnen Menschen, und wir wissen nichts von ihnen."

„Das ist richtig," sagte Peter Maritz, der sich über jede frische Gesprächswendung hermachte wie eine Hyäne über ein Stück Fleisch, „das ist vollkommen richtig. Alles das ist Botokudenland für uns. Wir wissen nichts von ihnen, weil wir vom Leben überhaupt zu wenig wissen. Ha, ich möchte mich einmal hineinstürzen, in dieses Leben, so ganz zum Ertrinken tief hineinstürzen, und wenn ich dann wieder auftauchte, wollt' ich Dinge machen, Dinge, sag' ich dir, daß der alte Goethe mit seinem Faust ein armer Hanswurst daneben wäre. Und gerade dir, mein lieber Alexander, würde ich so eine heilsame Schwimmtour kräftigst anraten. Du verspinnst und verwebst dich gefährlich in dir selber, du halluzinierst dich durch die Zeit und das Jahr, du läßt dich von deinen Träumen betrügen! Das Leben fehlt dir, das wahre, große, rüttelnde Leben."

Alexander, von diesem Vorwurf schmerzlich getroffen, senkte den Kopf. „Was weißt du vom Volk?" fuhr Peter Maritz begeistert fort. „Was weißt du vom Bauer? Was weißt du vom Knecht? Was weißt du von all den Tausenden, die da unten in der Finsternis sich krümmen, wenn du an deinem Schreibtisch sitzest und Poeme malst? Du ahnst sie, du träumst sie, das ist alles, aber es ist zu wenig. Du wohnst im Schattenreich, sieh dich nur vor, daß du die

Sonne nicht verschläfst. Wie es rund um mich nach Mark und Blut riecht, wie ich das Menschheitsfieber spüre, wie mich verlangt, die Fäuste in den gärenden Teig zu stemmen! Ei, Freund, wird das eine Lust werden, wenn ich von England aus die Peitsche über die dummen deutschen Köpfe sausen lasse! Erleben will ich's, das Ungetüm von Welt, erleben und erraffen."

„Erleben? Ist nicht jede Stunde ein Erleben von besonderer Art?" sagte Alexander von Lobstien mit seiner zaghaften Stimme. „Alles, was das Auge hält und der Gedanke rührt, Sehnsucht und Liebe, Wolke und Wind, Bild und Gesicht, ist das nicht Erleben? Aber du magst wohl recht haben, ich bin wie der Zuschauer im Zirkus, und es drängt mich verteufelt, den wilden Renner selbst zu zäumen. Was hilft's viel, ein General der Worte zu sein, und das ist man nicht einmal, sondern nur ein kleiner Unteroffizier? Was hilft dies, wenn einen das Schicksal nicht hinüberreißt zu den Wirklichen, zu den Kämpfenden? Schlimm, wenn ein Poet in der Luft hängt, ein Schmuckstück bloß für die tätige Nation, und auch sein Geschaffenes mit zur schönen Figur erstarrt, an der nur die Bücherwürmer sich mästen. Ja, du hast recht und aber recht, Peter, es ist ein trübseliges Schleichen um den fertig gekochten Brei. Seit langem fühl' ich's schon, und auch ich möchte hinunter zu den Dunklen und Unbekannten, nicht bloß um zu schauen, genug ist geschaut, genug gedacht, genug des eitlen Ehrgeizes! Mit ihnen möcht' ich sein, umstrickt von ihnen, verloren in ihnen, zerteilt in ihnen."

„Es läßt sich nicht zwingen, mein Lieber," versetzte Peter Maritz mit dem Hochmut dessen, dem Widerpart zu halten Gesetz ist. „Wenn es dein Fatum ist, so wird es sein. Doch es ist dein Fatum nicht. Deine Natur ruht auf der Kontemplation. Unverwandelt mußt du bleiben, und wenn die Tyrannen Hackfleisch aus ihren Völkern machen, du hast ewig nur deine Feder gegen sie und nicht das Schwert. Und denen da unten, dem, was man Volk nennt, bist du fremd. Die Kunst sitzt in dir wie die Vogelscheuche dort auf dem Gartenbeet, das ist dein Fluch, und damit mußt du dich getrösten. Sieh mal, da wälz' ich seit

Monaten einen Stoff in mir herum, einen Stoff, sag' ich dir, großartig, nur daran zu denken."

„Was ist's? Erzähle!" sagte Alexander begierig, und Peter Maritz entwickelte in sprühender Suada seinen Stoff, der unverkennbar aus dem Augenblick geschöpft war, obgleich er es nicht gestehen mochte. Es handelte sich um einen hamletisch gestimmten Fürstensohn, der, mit seinem Herzen ganz beim Volk, zähneknirschend, doch tatenlos, Zeuge der Bedrückungen eines despotischen Regiments ist. Plötzlich, während eines noch zu erfindenden Vorgangs von schmählicher Felonie und Ungerechtigkeit, kommt es wie ein Rausch über ihn; er tötet den Vater, reißt die Gewalt an sich und schenkt seinen Untertanen Freiheit und Menschenrecht. Aber es zeigt sich, daß er zu schwach ist, um die Folgen seiner Handlung zu ertragen, ein jedes Gute, das er schafft, schlägt ihm zum Verderben aus, er vermag die Kräfte nicht zu bändigen, die er entfesselt hat, und am Ende töten ihn diejenigen, denen er die Luft zum Atmen erst gegeben.

„Was sagst du dazu?" triumphierte Peter Maritz. „Das ist ein Stöffchen, wie es nicht bei jedem Literaturkrämer zu haben ist."

Alexander fand das Motiv höchst bedeutend, ja genial. Aber er wagte den Einwand, daß der Vatermord keineswegs notwendig sei, im Gegenteil, der alte König müsse zum Mitspieler bei der Niederlage des Sohnes werden; es genüge, wenn er auf eine Festung gesetzt würde, man könnte geradezu einen verdoppelten Effekt erreichen, wenn er an der Leiche des Sohnes zu innerer Umkehr gelangte. Peter Maritz war außer sich; er erklärte dies für eine Tölpelei, für eine Mißkennung seiner Idee, die zum Haareausraufen sei. Ha! Eine Apotheose mit Zuckerwasser! Ha! Was solle er damit anfangen? Nichtsdestoweniger blieb der sanfte Alexander bei seiner Meinung, und also streitend rückten sie in Kulmbach ein. Es war Abend, als sie in festem Gleichschritt über das Pflaster marschierten, ihr Reisegepäck befand sich schon in der Torhalle des Kronengasthofs, der starkbeleibte Wirt begrüßte sie mit einem Mißtrauen, welches zur Dunkelheit eintreffenden Fuß-

gängern nicht erspart bleiben konnte, doch erhellte sich sein Antlitz rasch zur Freundlichkeit, als sie sich Eigentümer der beiden Koffer nannten, insonderheit da die Namens-Initiale auf dem Deckel des einen den Adelscharakter seines Besitzers andeutete. Er wies ihnen die besten Zimmer an und führte die Hungrigen sodann in eine Art von Honoratiorenstübchen neben dem allgemeinen Gastraum. Peter Maritz hatte sich mit Hast nach frischen Zeitungen erkundigt, der Wirt hatte mit respektvollem Witz erwidert, er könne nur mit frischem Biere dienen, echtem und berühmtem Kulmbacher. Ohne eine politische Rodomontade ließ es aber Peter Maritz nicht ruhen, und mit Fanfarenstimme schmetterte er durch die offene Tür ins Gastzimmer hinein: „Bei der Kronen will ich nicht wohnen!" worüber ein paar ehrsame Beamte, die dort zum Abendschoppen versammelt waren, ein heftiger Schreck erfaßte, denn ihre Stadt war vorläufig von allem aufsässigen Demagogentum verschont geblieben. Vorsichtig flüsternd steckten sie die Köpfe zusammen. Der Schrannen-Inspektor, der dabei saß, gab dem Wirt einen Wink, halb mahnend, halb bedenklich, denn man mußte gewärtig sein, daß sich unter den unverräterischen Namen der beiden Fremden gefährliche Empörer, am Ende sogar verfolgte Flüchtlinge bargen.

Eine Weile unterhielten sich die beiden Freunde ganz friedlich, jedoch beim Käse schlug Peter Maritz plötzlich ungestüm auf das Tischtuch und rief: „Ich kann mir nicht helfen, Alexander, aber es wurmt mich bis in die Nieren, daß dir mein Vorhaben nicht besser einleuchtet. Wenn der Alte nicht zur Hölle fährt, der ein Tyrann vom reinsten Wasser ist, dann ist mir der Zusammenbruch des Prinzen nicht erhaben genug. Wozu das ganze Brimborium, wenn alles ausgehen soll wie das Hornberger Schießen? Eine Revolution muß Fürstenblut trinken, sonst ist kein wahrer Ernst dahinter."

„Meinetwegen magst du den König beseitigen," entgegnete Alexander maßvoll, „aber daß ihn der eigene Sohn umbringen soll, das, fürchte ich, wird ihn in den Augen des Volks nicht ins beste Licht setzen."

„Falsch kalkuliert, mein Bester, falsch kalkuliert," dröhnte

Peter Maritz. „Das ist seine Tat, damit rechtfertigt er sich. Gerade er muß ihn ermorden, wie könnte ich auch besser die Sklaverei veranschaulichen, unter der das Volk keucht. Laß mich nur gewähren, du wirst sehen, was für eine grandiose Katastrophe das gibt."

Im Verlauf des Gesprächs, welches damit noch nicht sein Ende erreicht hatte, waren die Herrschaften in der Gaststube totenstill geworden. Sie schauten einander mit verstörten Blicken an, der Busen zitterte ihnen unter der Hemdbrust, und sie wagten nicht mehr von ihrem Glase zu nippen. Der Wirt, der eine Weile entsetzt gelauscht hatte, machte mit den Armen flinke, beschwichtigende Gesten gegen die heimische Kundschaft und verließ auf den Zehenspitzen das Zimmer. Ein paar Häuser weiter war die Polizeiwache, und es dauerte nicht lange, so erschienen drei raupenhelmgeschmückte Amtsfunktionäre auf dem Plan. Einer hinter dem andern marschierten sie in das Stübchen, wo die beiden Poeten noch immer um das Schicksal und Leben ihrer erdichteten Person rauften. Das Auftreten des bewaffneten Triumvirats ließ sie verstummen. Die Bürger samt dem Wirt drängten neugierig und angstdurchschlottert gegen die Schwelle. Das erhabene Wort: „Ich verhafte Sie im Namen des Königs!" brachte eine ganz verschiedene Wirkung auf die beiden Ahnungslosen hervor. Peter Maritz zeigte einen gebieterischen Unwillen. Er fragte nach Sinn und Grund, er pochte auf die ordnungsgemäß visierten Pässe. Der trockene Hinweis auf den Gehalt des mit seinem Kumpan geführten verschwörerischen und nach Mord und Aufruhr qualmenden Disputs fand ihn weit entfernt von humoristischer Überlegenheit; er geriet ins Toben und unterließ nichts, um die guten Leute in ihrem Schreckwahn zu befestigen. Schließlich fielen die drei Gesetzesgewaltigen über ihn her und legten ihm Handschellen an.

Bei diesem Schauspiel hörte Alexander zu lächeln auf. Was er für Scherz und Mißverständnis gehalten, sah er unheilvoll sich wenden. Sein bescheidenes Zureden, erst dem Freund, dann der Obrigkeit, dann dem Wirt und den Bürgern gegenüber fruchtete nichts. Er ergab sich; überzeugt, daß die Folge alles aufklären würde. „Wir haben

über eine Dichtung beraten," sagte er zu dem Schrannen-Inspektor, der bei der seltsamen Exekution der Eifrigste war. „Ah, solche Vögel verstehen wir schon festzuhalten," war die höhnische Antwort. Eine Menge Leute füllte jetzt das Gastzimmer, Rede und Gegenrede floß leidenschaftlich. Auf der Straße verbreitete sich das Gerücht, man habe zwei Königsmörder gefangen; der Widerhall aufregender Ereignisse in Nord und Süd war auch zu dieser stillen Insel gelangt, Nachrichten von Fürstenabdankung, von Soldatenmeutereien, von Bürgerschlachten, von Umwälzung in Paris und Wien, und so wurde man also, spät abends vor dem Schlafengehen, in den großen Wirbelsturm gerissen, und alles, was Beine hatte, lief herzu.

Peter Maritz knirschte in seinen wilden Bart, auf dem mädchenhaften Glattgesicht Alexanders zeigten sich Betrübnis und Verwunderung. Der Marsch zum Polizeihaus ging durch eine schaudernd gaffende Menge. Ein leidlich humaner Aktuar, den man aus dem Hirschengasthof hatte holen lassen, und der ein wenig angenebelt war, führte das erste Verhör. Er schien nicht übel Lust zu haben, die beiden Leute für harmlos zu erklären, doch hätte er sich selber verdächtig gemacht, wenn er sie hätte laufen lassen. Zum Überfluß traten zwei gewichtige Magistratspersonen auf, Säulen des Vaterlands; diese hielten dafür, daß eine Haft im Polizeigefängnis, welches in voriger Woche zur Hälfte abgebrannt war, ungenügende Sicherheit gebe, sowohl gegen die Mordbuben, wie sie sich ausdrückten, als auch gegen den Ansturm des empörten Volkes. Peter Maritz rief unter gellendem Lachen: „Schließlich wird man auch in diesem Krähennest Genugtuung finden für die Niedertracht und den Dünkel einer verrotteten Beamtenwirtschaft!" Das war schlimm, sehr schlimm; der Aktuar wiegte sein Köpflein; mit Hm und Soso und Eiei bekehrte er sich zu der Einsicht, daß man derart gesinnte Bösewichter doch einstweilen auf der Plassenburg internieren müsse. Weiterer Befehl sei dann unverzüglich von Bayreuth einzufordern.

Eine Leibesdurchsuchung endete mit der Konfiskation und Deposition eines Revolvers aus der Tasche von Peter Maritz. Das sei wohl die Mordwaffe, meinte die eine

Magistratsperson mit plutonisch finsterm Gesicht. Alexander Lobsien war froh, daß man sein dünnes Manuskriptheftchen, welches er im Innenfutter des Gilets trug, nicht entdeckte und daß man mit der willigen Ablieferung seines Kofferschlüssels zufrieden war. Allerdings beunruhigte ihn der Gedanke, daß unter seinen wie auch unter des Freundes Habseligkeiten sich mancherlei Schriften und gedruckte Broschüren befanden, die nicht dazu dienen konnten, ihre verzwickte Lage rasch zu bessern.

Der Transport auf die zum funkelnden Himmel getürmte, umwaldete Burg glich einem nächtlichen Volksfest. Sogar Kinder und junge Mädchen hatten sich des Vergnügens nicht berauben mögen; wahrscheinlich erzählen sie als Großväter und Großmütter noch heute davon. Peter Maritz schimpfte und fluchte in einem fort, aber als sie beim Schein eines Lämpchens vor dem aktenbeladenen Tisch des Wachhabenden standen, entschloß er sich, durch Beredsamkeit ein Letztes zu versuchen. Umsonst; er war nicht klar, er war zu herrisch; der kümmerliche und verdrossene Greis hatte keine Ohren für einen Burschen mit Handschellen, eher hätte man einen Mehlsack zur Replik zwingen können. „Zimmer Numero sechzig.“ Das war alles, was die boshafte Pagode aus ihren Lippen träufeln ließ.

Also wenigstens ein Zimmer und keine Zelle; wenigstens zu zweien und nicht allein. Der lästigen Fessel wurde Peter Maritz entledigt. Der Aktuar, der mitgekommen war, sagte ihnen, daß das Gebot des Schweigens, das hier waltete, für sie nicht gültig sei, die noch nicht Verurteilte waren. So erfuhren sie zum ersten Male von diesem sonderbaren Umstand, und beiden lief ein gelindes Zagen über die Haut. Zwei Kerle, einer mit dem Schlüsselbund, der andere mit der Laterne, führten sie durch hallende Korridore, an eisernen Türen vorbei, in den Raum, der für ihre Haft bestimmt war: ein vergittertes Fenster, vier nackte Wände und zwei Pritschen. Der Schlüsselträger, selbst zur Gewohnheit des Schweigens verpflichtet, wies mit einer Gebärde auf den Wasserkrug, dann schnappte das Schloß, und sie waren im Finstern. „Ach was,“ sagte

Alexander seufzend, „eine Nacht ist kurz." — „Jawohl, wenn sie vorüber ist," brummte Peter Maritz, der plötzlich anfing, etwas kleinlaut zu werden, denn was so ein rechter Maulheld ist, der hat nicht viel zuzusetzen an Opfermut und Heiterkeit, besonders wenn er kein Publikum mehr um sich sieht.

„Na, findest du noch immer, daß dein alter König ermordet werden muß?" stichelte Alexander mit einem scherzhaften Ton, der echt klang.

„Laß mich in Frieden," wetterte der Dramatiker. „Verdammter Einfall, verdammtes Stück, verdammte Philister, gottvergessenes Land."

„Nur ruhig Blut," mahnte Alexander aus der Dunkelheit heraus. „Sollte das nicht auch ein wenig zu dem großen Leben gehören, das du mir angepriesen hast?"

„Mensch, ich glaube, du spottest meiner!" rief Peter Maritz wütend.

„Ganz mit nichten, Freund. Ich denke eben darüber nach, wer wohl die übrigen Schloßbewohner hier sein mögen, und von wem uns diese Mauern rechts und links scheiden. Ich komme mir vor wie in die tiefste Tiefe des Menschengeschlechts entrückt, und wenn ich mir gegenwärtig halte, wieviel Herzen rings um uns mit aller Blut- und Pulseskraft nach Freiheit schmachten, dann will mich unser Malheur nicht mehr so verzweifelt dünken."

„Ich weiß nur, daß das Zeugs, worauf ich liege, steinhart ist," versetzte Peter Maritz übellaunig. „Jetzt will ich schlafen, weil ich sonst toben müßte wie der Teufel im Käfig."

Und in der Tat, Peter Maritz begann alsbald zu schnarchen. Alexander jedoch, mit dem Gefühl des Neides und mit einem andern Gefühl leiser, fast noch wohlwollender Geringschätzung gegen den Freund, überließ sich seinen Gedanken. Er gehörte zu jenen geborenen Poeten-Naturen, denen Welt und Menschen im Guten wie im Bösen eigentlich nie ganz nahe kommen können; es ist, als ob ein Abgrund des Erstaunens dazwischen bliebe, der ihnen die Muße kühlen Schauens sichert. Und nur das Schauen gibt ihnen Leidenschaft, nur die Teilnahme über den Ab-

grund hinüber gibt ihnen Schicksal; Leben und Erleben selbst, so wie es die andern von Welle zu Welle wirbelt, würde sie zerreißen und entseelen. Deshalb vermochte er mit neugieriger Ruhe auf die Dinge zu blicken, die sich seiner Ahnung mehr als seiner Vernunft vorverkündigten.

Denn welche Phantasie wäre imstande gewesen, eine Wirklichkeit wie die hinter diesen Mauern zu malen, ohne daß leibliche Augen gesehen hatten, ohne die Gestalten, ohne die Gesichter, ohne zu wissen und empfunden zu haben, was der Zwang des Schweigens hier bedeutete? All die fünfzig oder sechzig Sträflinge, die zurzeit in der Feste waren, hatten beinahe vergessen, den Verlust ihrer Freiheit zu beklagen, hatten auch die Übeltaten fast vergessen, durch welche sie die Gemeinschaft mit freien Menschen eingebüßt, und jeden von ihnen erfüllte nur der einzige Wunsch, reden zu dürfen. Nichts weiter als dies: reden zu dürfen. Darin unterschied sich der Jüngling nicht vom Greis, der Phlegmatische nicht vom Hitzigen, der Einfältige nicht vom Klugen, der schweigsam Veranlagte nicht vom Schwätzer, der Trotzige nicht vom Reuigen. Der Neuling ertrug es noch; im Anfang schien es manchem leicht; um ihn war die Luft noch von gesprochenen Worten voll, Gehörtes und Gesagtes tönte noch in seiner Brust; drei Tage, zehn Tage, zwanzig Tage vergingen, und was er zuerst kaum bedacht, dann kaum als Fessel empfunden, ward ihm noch immer nicht zur Qual; viele mochten auch zu lange nicht gespürter Besinnung sich sammeln; wenn ihnen der Worte Schall entschwand, milderte sich die Wirrnis ihres Geistes, sie spielten in den Bildern der Vergangenheit, Erinnerungen schwebten auf, die äußere Welt schwamm in einem beruhigten Dämmern; eine Mahnung, ein Laut der Liebe, das mächtige Wort eines Richters, die Bitte eines Opfers, alles das gab dem Nachdenken Stoff, der Dunkelheit Beleuchtung.

Aber da wurde er gewahr, im Arbeitssaal etwa, beim Gottesdienst in der Kapelle oder während der streng beaufsichtigten Spazierstunde im Burghof, was in den Zügen der Jährlinge wühlte. Das Zusammensein mit den Genossen regte eine Frage auf; er durfte sie nicht stellen. Ein

Geräusch im Hause, Stimmen vom Wald, Schüsse, Tierschreie, die Beschaffenheit einer Speise, Anwandlung einer Neugier: wie schwer war es plötzlich, nicht fragen zu sollen. Es wurde zur Pein. Der Unvorsichtige sühnte schwer, wenn er sich vergaß. Die nicht gesprochenen Worte wurden dem Gedächtnis zur Last; jede Wahrnehmung drängte nach Ausdruck; es gab nichts Unscheinbares mehr für das Weben der Gedanken; der Stumpfsinnige erwachte, genau wie der geistig Belebte empfand er den Trieb nach Redetausch. Alles was sie sagen wollten und nicht sagen durften, stürmte ordnungslos in ihren Köpfen durcheinander; wenn einer den andern anschaute, bewegten sie die Finger, glaubten sich dadurch zu verstehen, hauchten in die Luft, scharrten mit den Füßen, strafften oder verzogen die Stirne, blinzelten oder schlossen die Augen, und diese stummen Zeichen waren eine Sprache für sich, Merkmale der Ungeduld. Lief eine Maus an der Wand des Arbeitssaals entlang, so zitterten sie alle bei dieser Unterbrechung, die Lippen der einen rundeten sich zum Ruf, die der andern zum Lachen, Arme streckten sich aus, eine ungeheure Spannung war in ihnen, bis die Aufseher mit ihren Stäben auf die Tische schlugen und mit finstern Blicken die Zungen bändigten, die sich regen wollten.

In der Zelle ganz leise für sich hinzusprechen, zu murmeln, einem eingebildeten Jemand Widerpart zu halten, ins leere Nichts zu lispeln, machte das Verbotene nur um desto fühlbarer und gab so wenig Befriedigung wie den Durstigen die Feuchtigkeit des eigenen Gaumens sättigt. Und mit dem Fingernagel oder mit einem Holzspan Worte, Hieroglyphen, Köpfe, Münder in den Kalk der Wand einzuritzen, steigerte nur noch das Verlangen nach dem Schall. Es überwand bei vielen jedes Bedenken, jede Furcht. Sie meldeten sich beim Aufseher. Gefragt, was es sei, antworteten sie, beseligt vom bloßen Klang der Sprache, sie hätten ein neues Geständnis zu machen. Vor den Direktor gebracht, bezichtigten sie sich solcher Untaten, die sie nie begangen hatten, nannten Namen, die sie erfinden mußten, schilderten Umstände und Verwicklungen, wie die Redewut sie ihnen einblies. Man war darauf gefaßt, das Aben-

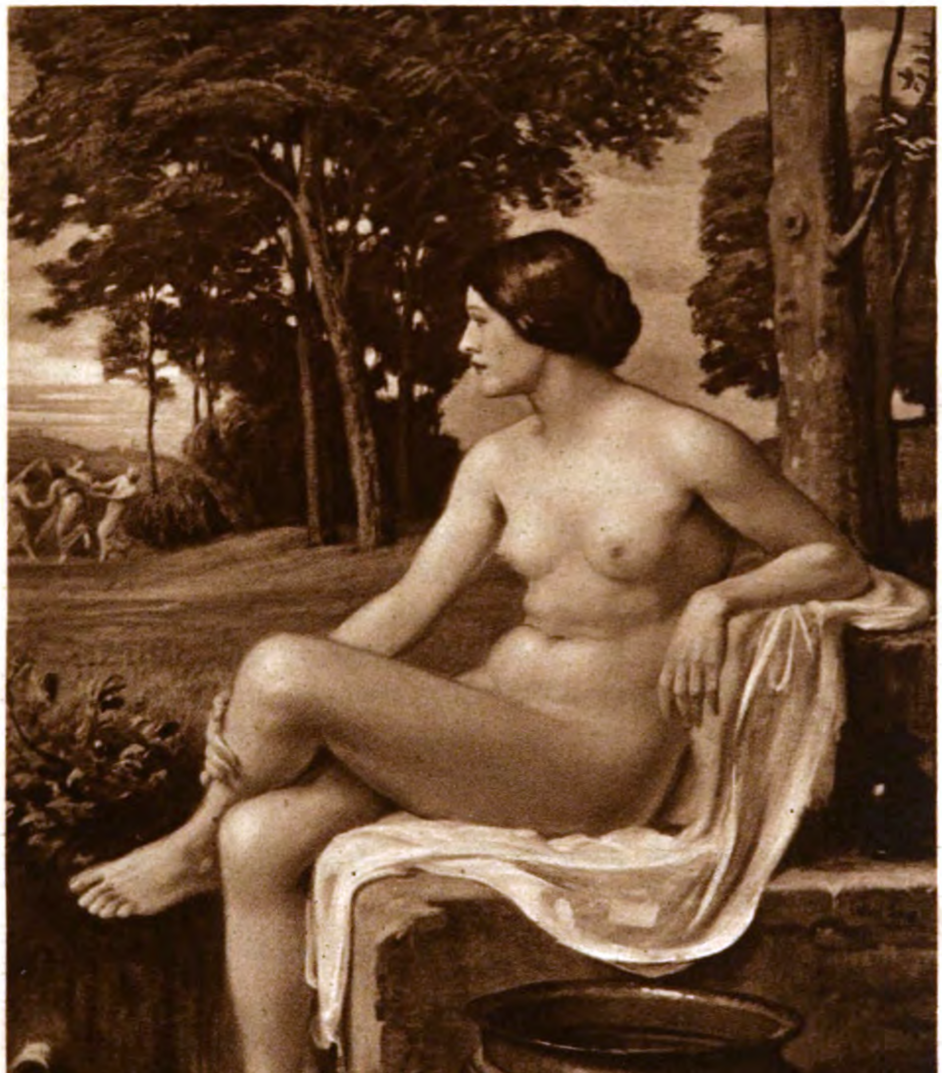
teuerliche wurde schnell durchschaut, dem Ungereimten nicht weiter nachgeforscht, wer einen Schein von Wahrheit vorzutäuschen wußte, ward dann doppelt hart bestraft. Er nahm es über sich, froh, daß er hatte sprechen dürfen, daß er Worte gehört, daß man ihn verstanden, ihm erwidert hatte.

Aber dies hinderte nicht, daß ihm in der Folge und im Verlauf der stummen Tage, Wochen, Monate seine Zunge wie ein verdorrendes Blatt erschien, daß sie sich selber wie halbe Leichname vorkamen, und daß dennoch nichts Unlebendiges mehr ringsum existierte. Die aufgezwungene Stille machte die toten Dinge laut, verlieh ihnen Gesicht, Willen und Gebärde. Ihre Einsamkeit hätte nichts für sie bedeutet als höchstens eine Plage unter Plagen, wenn das mitteilende Wort sie an Raum und Zeit und Zeitverlauf, an die Gewöhnlichkeit, gebunden hätte; nun war sie ein Grauen. Wer kann es aushalten, immer bei sich selbst zu weilen? Der Sinnvollste, der Gesegnetste nicht. Was im Menschen innen ist, das strebt nach außen; äußere Welt soll nur ein Gleichnis sein. Diesen Gefangenen aber, alt und jung, schuldig und minder schuldig, böse oder nur mißleitet, wurde alles Leben zu einem Draußen, zu einem Losgetrennten, Gefürchteten, Gespensterhaften und Geheimnisvollen, Mensch und Sache, ihre Laster und ihre Wünsche, ihre Verbrechen und die Wege dazu.

So dachte sich der eine den Wald, durch den er als Jüngling täglich vom Dorf zu einer Ziegelbrennerei gegangen war, wie ein gestaltetes Riesenwesen, erinnerte sich, obwohl dreißig Jahre seitdem verflossen waren, an gewisse Bäume, glattrindige, mit ausgebreiteten Wipfeln und an Gräben und Löcher im Pfad, die wie Furchen in einem Antlitz waren. Andern war ein Pferd, auf dem sie geritten, ein Hund, den sie abgerichtet, ein Vogelbauer vorm Fenster, eine Tabakspfeife, die sie besessen, ein Becher, aus dem sie getrunken, der Winkel an einer Stadtmauer, ein Binsendickicht am Fluß, ein Kirchturm, ein schmutziges Kartenspiel zu beständig redendem Bilde geworden, worin sie sich verspannen, die ihnen Brücken bauten zu ungehörtem Wort. Sie versetzten sich in Räume, die sie bewohnt,

in Quartiere, wo sie nur eine Nacht lang geweilt, sahen mit verwunderlicher Genauigkeit alle Gegenstände in den Zimmern der Bürger, in Häusern, an denen sie nur vorübergewandert: Ofen und Spind, Sofa und Pendeluhr, Tisch und Bücherbrett, und alles dies hatte Stimme, alles dies erzählte, all diesem antworteten sie; jedes Dinges Form da draußen, in fern und naher Vergangenheit, war Wort und Sprache.

Unter diesem Mantel des Schweigens, der sie alle zudeckte wie eine Finsternis, hatte die Reue keine Kraft mehr. So geschah es, daß sie in verbissenem Haß der Umstände gedachten, die sie einst verraten, der lebendigen oder unbelebten Zeugen ihrer Verbrechen. Den einen hatte eine Fußspur bezichtigt, den andern ein Knopf, den dritten ein Schlüssel, den vierten ein Blatt Papier, den fünften ein Geldstück, den sechsten ein Kind, den siebenten der Schnaps. Nun beschäftigte er sich tage-, nächtelang mit diesem Einzelnen, mit Fußspur, Knopf, Geldstück oder Kind, zog es zur Rechenschaft, belud es mit gedachten Flüchen, sah fast alle seine Gedanken davon regiert wie von einem Fetisch und konnte selbst in den Träumen nicht davon loskommen. Und die Träume, wie waren sie angefüllt mit Gesagtem, mit Rufen, mit Liedern, welcher Chor von Stimmen tobte in ihnen, wieviel nie vernommene Worte waren darin, vom rohen und gemeinen bis zum seltsamen! Sicherlich gab es einige unter den Kerkersträflingen, für welche die Träume das waren, was einem Kaufmann seine Unternehmen, einem Seefahrer seine Reisen, einem Gärtner seine Blumen sind. Brach dann für einen, der seine Strafe abgesessen, sagen wir zwölf Jahre, oder fünf oder nur zwei, die Stunde an, die ihn der Gesellschaft der Menschen wiedergeben sollte, so taumelte er schweigend hinaus zum geöffneten Tor, so erdrückte die ungeheure Gewalt des Eigenlebens, die er plötzlich zu verantworten hatte, Hirn und Brust; das Los- und Ledigsein zermalmte ihn, die Luftsäule, die Sonne, die Wolken brausten in seinen Ohren, es wirbelte ihn nur so hin, er mußte in die nächstbeste Kneipe flüchten zu tagelangem Rausch; auch soll es sich ereignet haben, daß einige ihrem Leben freiwillig ein Ende



Am Abend.
Gemälde von Albert Lang.
Mit Genehmigung der Münchener Graphischen Gesellschaft.

bereiteten, vielleicht nur darum, weil sie nicht gleich einen Gefährten fanden, um zu reden.

In eine solche Welt waren also, durch Mißgeschick halbkomischer Art, unsere beiden Dichtersleute verschlagen worden. Als Peter Maritz am Morgen erwachte, schlief Alexander noch, wie zu begreifen, denn er hatte den größten Teil der Nacht vergrübelt, er hatte sogar ein paar neue Verse gedichtet, was keinesfalls zu raschem Entschlummern dient. Peter Maritz rüttelte ihn an der Schulter, übergoß ihn seiner Langschläferei wegen mit Hohn und sagte, er seinerseits habe nicht ein Auge zuschließen können. ‚Ist dies nun eine Prahlerei oder ist es keine?' dachte Alexander. Aber er hatte gelernt, der Überlegenheit des Freundes die kleinen Menschenschwächen nachzusehen, und so schwieg er stille. Nach einigem Herumschauen machte er Peter Maritz lächelnd auf einen Spruch aufmerksam, der über seiner Pritsche in die Mauer geritzt war. Er lautete: „Bis hieher tat der Herr mich hilfreich führen, er wird mich itzt auch an den Galgen schnüren." An einer andern Stelle war mit einer indianerhaften Unbeholfenheit ein Beil gezeichnet, darunter stand: „Der Teufel hol' die Hacke." Neben der eisernen Tür war folgender Reim zu lesen:

> Der ist nicht flugs ein Edelmann, der geboren ist aus hohem Stamme,
> oder der Gold und Reichtum hat und tuet doch keine redliche Tat,
> die Tugend und der Edelmut adeln den Menschen besser wie Blut.

„Das nenn' ich ein erbauliches Gemüt," sagte Peter Maritz, „und es ist immerhin tröstlich zu wissen, daß wir uns unter Kollegen in Apoll befinden. Aber nun hab' ich Lust zu einem Frühstück, und wenn sich nicht bald ein Kellner sehen läßt, dann gnade der Himmel diesem Wirtshaus."

Erst nach einer Stunde erschien ein Wärter, fragte, ob sie für ihre Kost bezahlen wollten, und besorgte, nachdem sie sich dazu verstanden, Brot, Fleisch und Wein.

Peter Maritz forderte ungestüm, daß man sie vor den Richter führen möge, er erhielt keine Antwort, er fragte, wie lange sie in dieser verfluchten Höhle noch bleiben sollten, er erhielt keine Antwort; ein neuer Wutanfall packte ihn, als die Tür wieder versperrt wurde. Alexander bemühte sich lange vergeblich, ihn zu beschwichtigen, und da er endlich ausgetobt, kam eine große Niedergeschlagenheit und Verzagtheit über ihn. Unterdessen begab sich Alexander an das vergitterte Fenster, welches den Ausblick auf einen Teil des Burghofes verstattete, und er sah eine lautlose Kolonne von Sträflingen, die, geführt von einem halben Dutzend bewaffneter Aufseher, immer zwei und zwei hintereinander in langsamer Schrittart über das Steinpflaster wandelten. Niemals hatte er eine solche Schar wüster und trauriger Gestalten gesehen: bleiche, graubärtige Männer mit tiefeingebohrten Falten um die Mundwinkel, rauhe Haarstoppeln am Kinn oder auch langbärtig, die Köpfe geschoren, Beine und Arme kurios schlenkernd, die Hälse meist auffallend lang und dünn. Ein Bursche war darunter, der um Hauptеshöhe über die andern ragte; er schien kaum zu atmen, sein Blick war förmlich vergraben, als ob er über gräßlichen Plänen brüte; ein zweiter, der neben ihm ging, hatte ein Gesicht wie eine Schinkenkeule, rot und roh, aufgedunsen und tierisch. Ein Schmalbrüstiger, Hinkender fletschte beständig die Zähne, ein Rothaariger lachte stumm, mit offenem Mund, ein bäurisch Ungeschlachter hatte den Ausdruck idiotischer Traurigkeit im Gesicht, ein schlanker Mensch lächelte süß und infam vor sich hin. Einer sah aus wie ein Matrose, stämmig, weitblickig, breitbeinig, ein anderer wie ein Soldat, ein dritter wie ein Geistlicher, ein vierter wie ein Student, ein fünfter wie ein Schneider, aber doch alle nur wie Schattenbilder davon, ängstlich, trübsinnig und geisterhaft, ins Innere versunken wie in einen Schacht und nach außen hin nur lauschend. Das Geräusch ihrer Schritte schien ihnen wohltuend; als eine Krähe schnarrend über ihren Köpfen hinzog, schreckten die einen zusammen, die andern hefteten starr die Blicke empor.

Alexander rief den Freund herzu, er deutete schweigend hinaus. Peter Maritz zog die Brauen zusammen und

meinte, wenn es einem einfallen wollte, unter diese Unglücklichen ein Wort von der allgemeinen Empörung zu schleudern, die das geknechtete Deutschland durchraste, das wäre so, wie wenn man Feuer auf ein Schindeldach würfe. Das Fenster war offen, die zu letzt Vorbeiziehenden hörten sprechen, ihre Gesichter wandten sich den Zweien zu, unermeßlich erstaunt ob des Redetons, drohend, grinsend, begierig und wild. Ein Aufseher ballte die Faust hinauf, ein anderer winkte gebieterisch, die Freunde traten bestürzt zurück, Alexander schlug lebhaft ergriffen die Hände ineinander. „Was für Menschen," murmelte er, „und doch Menschen!" — „Dich dauern sie wohl?" fragte Peter Maritz zynisch. „Spar' dein Mitleid. Es macht dich dort zum Schuldner, wo du nicht handeln kannst. Handle, Freund! Mitleid ist Psychologie. Psychologie ist Unkraut, am verderblichsten im Garten der Kunst. Da hast du allerdings ein Fünkchen Leben gesehen, trag's nach Hause, blas es an, leuchte dir damit in die Verstecke der Menschheit, sing ihnen ein Lied zum Tollwerden, reiß ihnen die Herzen auf! Herrgott, nur Zeit und Gelegenheit, daß ich dieses Geschlecht ins Flammen bringe, auch dich, Poetlein, denn du bist träg und hast keine Rage in dir!"

So müssen die Wortgewaltigen fanfarieren, um den Empfindsamen die Seele wund zu schneiden. Peter Maritz' Ungeduld wuchs von Stunde zu Stunde, dann senkte sich wieder eine Wolke von Apathie auf ihn, dann schlug er wieder an die Türe und schrie nach Schreibzeug und Papier. Der Bote nach Bayreuth konnte vor abends zurück sein; wenn man in der Stadt unten nicht der eintreffenden Revolutionszeitungen aus dem Reich halber in Aufregung und Schrecken geraten wäre, hätte sich wohl auch unter den Beamten und Gerichtspersonen ein besonnener Mann gefunden, der die Verhaftung der beiden Reisenden, wenn nicht aufgehoben, so doch bedenklich gefunden hätte, obgleich man in ihren Koffern gefährliche und verbotene Bücher entdeckt hatte. Der Polizei-Aktuar ließ etwas der Art verlauten, er wünschte jedenfalls, sie in eine minder entwürdigende Haft zu bringen; die Ausführung wurde aber während des Nachmittags verschoben, und so kam es, daß

die zwei unrechtmäßig Eingekerkerten Mithandelnde werden mußten bei den Ereignissen der folgenden Nacht.

Es war am Morgen ein neuer Sträfling auf die Plassenburg gebracht worden, ein Friseur namens Wengiersky, der wegen Kuppelei zu zwei Jahren verurteilt war. Er hatte sich schon bei der Kopfschur ungebärdig gezeigt, und bei Verlesung der Hausordnung, insonderheit bei dem Paragraphen vom Schweiggebot lachte er mehrmals verächtlich auf. In den Arbeitssaal geführt, musterte er die Kameraden mit funkelnden Blicken, stand eine Weile mürrisch und untätig, rührte sich erst bei dem dreimal wiederholten Befehl eines Aufsehers, plötzlich aber rief er in die Totenstille des Raums mit gellender Stimme: „Brüder, wißt ihr auch schon, daß man im ganzen Land die Fürsten und Herren massakriert? Eine große Zeit bricht an, es lebe die Freiheit!" Weiter kam er nicht, drei Aufseher stürzten über ihn, und trotzdem er nur ein schmächtiges Männchen war, hatten sie Mühe, seiner Herr zu werden. Er wurde in Eisen gelegt.

Die übrigen Sträflinge waren erstarrt. Sie konnten das Vernommene kaum fassen; manche zitterten an Armen und Beinen vor Aufregung und sahen aus wie Verhungernde, an denen eine duftende Schüssel vorübergetragen wird. Erst allmählich wirkte das Wort, eine furchtbare Verständigung ging von Blick zu Blick vor sich; es war fünf Uhr nachmittags, um halb sechs Uhr sollten sie in die Zellen zurückkehren; die Wärter, den aufrührerischen Geist mehr spürend als seiner gewiß, kamen überein, die Arbeitsstunde zu kürzen. Auf das erste Kommando wurden die Werkzeuge niedergelegt, Putzlappen, Nadel, Zwirn, Korbrohr, Hobel, Sackleinwand; auf das zweite, zum Antreten, stieß auf einmal der Riese, Hennecke war sein Name, einen heisern Schrei aus, eilte gegen den ersten Aufseher zu, umschlang ihn und riß ihn zu Boden. Im Nu folgten die anderen seinem Beispiel, keuchend und dumpf jauchzend überwältigten sie ihre Peiniger, banden sie mit Baststricken, schoben ihnen Tuchknebel zwischen die Zähne, murmelten, fragten, sprachen, bis Hennecke energisch Ruhe gebot, sich an die Spitze des Haufens setzte, in den Korridor drang,

um, unwidersprochen zum Führer geworden, nach sicherem Plan vorzugehen. Sie waren dreiunddreißig, vierundzwanzig befanden sich noch in den Zellen, vier in Dunkelhaft. Der Haufe teilte sich; die größere Zahl unter dem Befehl Woltreichs, eines rothaarigen Diebes, zog in Kanzlei und Wachhaus, um die Beamten, die Schreiber, die Nachtaufseher, den Wachtposten am Tor, die Wache selbst zu überrumpeln und unschädlich zu machen; ein Unteroffizier, der verzweifelt Widerstand leistete, kam dabei ums Leben. Der Gewehre hatten sich die Meuterer mit umsichtiger Schnelligkeit versichert, das eiserne Haupttor wurde zugeschlagen und von ihnen abgesperrt, und die Gefesselten, mehr geschleift als geführt, wurden in einem verliesartigen Raum, der als Keller und Schuppen diente, zusammengepfercht. Indessen hatte die andere Abteilung einen Wärter handgreiflich gezwungen, sämtliche Zellen zu öffnen und die Kettensträflinge zu befreien. Nun wälzte sich die ganze Horde aus dem dunklen Eingang in den Schloßhof. Die krächzende Stimme Henneckes fragte, ob einer von den Muffmaffs, wie sie die Obrigkeits- und Aufsichtsorgane nannten, entkommen sei, worauf der mit dem Schinkenkeulengesicht erwiderte, es sei möglich, daß ein Soldat ausgewischt sei, er habe einen Kerl die Beine über die Achsel nehmen und den Berg hinunterrennen sehen. Es müsse Wache gehalten werden, beschloß Hennecke; niemand meldete sich hierzu. Hennecke kommandierte einen Alten auf die Mauerbrüstung. Widerwillig gehorchte der, weil er sich ungern von den Brotlaiben, Würsten und Bierfässern trennte, welche die Genossen aus der Kantine herzuschleppten.

Auch Peter Maritz und Alexander von Lobsien waren befreit worden. Sie traten unter den letzten in den Hof und duckten sich scheu in einen Winkel. Hätten sich am liebsten unsichtbar gemacht, die beiden, hätten sich wohler in ihrem Gefängnis befunden. Plötzlich fühlten sie sich als die verwöhnten Bürgersöhne, die sie waren, und schauten bang in diese stürmische Kleinwelt. Ruhiger bewährte sich Alexander; das Heldenherz von Peter Maritz aber schrumpfte zusammen wie ein Apfel in der Kohlenglut; er erwog die

Annehmlichkeit von Gesetz und Polizei; in Tat umgesetzte Ideen sind eine mißliche Sache, wenn man gerade dabei ist und mitspielen soll. Alexander hingegen war so kalt, wie es die Leute von Phantasie nicht selten werden, wenn sie ernstlich in Gefahr geraten. War doch so viel von Leben und Erleben schwadroniert worden; er sagte sich, daß das wirkliche Erleben nur zu finden ist, wo das Leben abgewehrt, nicht wo es aufgesucht wird, wo es erkämpft, nicht wo es wortreich begehrt wird. Hier drangen Geschehen und Leiden, Schicksal auf Schicksal gegen ihn ein wie Lichtstrahlen durch eine zersprengte Tür. Er lauschte mit schaudernder Aufmerksamkeit.

Die anbrechende Nacht wurde den Meuterern unbequem; ein gewisser Hahn, Buchbinder seines Zeichens und wegen seines Pergamentgesichts der gelbe Hahn geheißen, schlug vor, den Holzstoß neben dem Stallschuppen anzuzünden. Es wurden die Scheite in die Mitte des Lagers geschafft, bald flackerte das Feuer auf und überflammte die zuckenden Gestalten, die verwitterten Züge, kahlen Köpfe, grauen Kittel und ununterbrochen redenden Mäuler mit schwarzen, schiefen, einschichtigen oder weißblitzenden Zähnen. Ein fieberhafter Redesturm brach aus. Manche fanden erst allmählich den Mut zur Sprache; erst nippten sie wie glückselige Trinker, dann kam der Rausch über alle. Sie schrien gellend durcheinander, lachten und tobten in die Luft hinein, zerschlugen in zerstörender Gier die hergetragenen Flaschen und Gläser. Sie räkelten sich auf der Erde, patschten in die Hände, johlten unflätige Lieder oder auch ein kindisches Eiapopeia, umarmten einander, bissen einander, rauften, fluchten, meckerten, weinten, pfiffen, tranken und stopften faustgroße Bissen in den Mund.

Der Alte auf der Mauerbrüstung, ein vielfach abgestrafter Wildfrevler, sang beständig ein und dieselbe Strophe: „Wie wir leben, so halten wir Haus, morgen ziehn wir zum Land hinaus!“ immer in derselben schläfrigen und langgezogenen Tonart, nur um teilzunehmen am allgemeinen Chor. Woltreich zählte an den Fingern her, was er bei seinem letzten großen Fang gestohlen hatte: neunzehn Silbergulden, zwei Armbänder, eine Elfenbein-

kassette, ein Dutzend goldene Schaumünzen und vierzehn Uhren. „Vierzehn Uhren! Vierzehn Uhren!“ rief er strahlend, als ob sie noch in seinem Besitz wären. Ein stulpnäsiger, schmächtiger Mensch, der heitre Heinrich genannt, redete in einem fort von der Brandstiftung, die er begangen, und wie er sich dadurch an einem wucherischen Bauern gerächt. Der mit dem süßen und infamen Lächeln hieß Gutschmied und war ein zu sechs Jahren verurteilter Hochstapler. Er war viel in der Welt herumgekommen, war stets vierspännig gefahren, wie er versicherte, und trug noch einen Rest von noblen Manieren und gravitätischem Benehmen zur Schau. Ihn überschrie mit Kastratenstimme einer, der seiner Geliebten Gift in den Salat gemischt hatte, und der sich unschuldig fand und nichts wissen wollte von seiner Untat. Ein anderer, der Sohn eines Schäfers, hatte ein ganzes Dorf betrogen durch die Vorspiegelung eines unter Ruinen vergrabenen Schatzes, hatte den Ärmsten ihre Ersparnisse entlockt, um die bösen Geister des Schatzes zu besänftigen; aber er schien selber an den Schatz zu glauben, mit andächtiger Miene sprach er von den Kostbarkeiten, die nun auf ewig unerringbar seien. Und da war Hennecke, der gemordet hatte, einer umgehauenen Buche wegen, im Jähzorn den Nachbar erschlagen, dessen Gedanken noch immer an diesem Baum hafteten, welcher mit seinem Wipfel die Gartenbeete vor seinem Haus zerstört. Wie ein aus Eisen gegossener Riese stand er da, mit Blut bedeckt, kalt und wild. Da war ein Müller, der den Knecht erstochen hatte, weil er die Frau verführt, und der nicht müde wurde zu schildern, wie er vom Wirtshaus zu früherer Stunde als sonst heimlich nach Hause gekommen und die Treppe hinangeschlichen sei und wie das Kind geweint und wie sein Weib ihm entgegengestürzt und wie der ehebrecherische Schuft fliehen gewollt und wie er dann den Leichnam in den Bach geworfen und wie er darauf Tag und Nacht in den Wäldern herumgeirrt, sein winselndes Knäbchen an der Hand. „Da griffen sie mich,“ sagte er, „da griffen sie mich, und das Büblein hatte solchen Hunger, daß es den Mehlstaub von meinem Ärmel leckte.“

Der gelbe Hahn erzählte von einer Erbschaft, die ihm

hätte zukommen sollen und die sein Schwager an sich gerissen. Da hätte er Briefe gefälscht und Zeugen der Sterbestunde zum Meineid beredet. Wehmütig klang seine Trauer um das verlorene Erbe, Gold und Scheine zählte er im Geist zusammen und schwärmte, was er davon hätte genießen können, wie er ein schuldenfreier Mann geworden wäre, den Sohn hätte studieren lassen. Aber der Schwager stand mit den Pfaffen im Bund. Zwei waren da, die falschen Eid geschworen, Bauern, frömmelnde und scheinheilige Gestalten, die einzigen, die mit Sorgen in das Gewühl und Getöse blickten, weil ihre Zeit ohnehin bald erfüllt gewesen wäre, aber sie leierten Gesangbuchverse und tranken Schnaps. Betrüger, Diebe, Erbschwindler und Kuppler, Schatzgräber und Meineidige, Bankrottierer und Fälscher, sie alle träumten und schwatzten vom Gelde, priesen oder verwünschten das Geld, das sie verführt, bezaubert, berauscht und verraten hatte.

Ferner vom Feuerkreis, einsam für sich redend, saß auf einem Prellstein gekauert ein junger Kerl von seltsam kindlichem Aussehen, mit seltsam vollwangigem Gesicht und seltsam denkenden Augen. Er war kaum neunzehn Jahre alt und doch hatte er schon Blutschuld auf sich geladen, man konnte es kaum glauben, wenn man ihn sah, so sanft und hübsch. Er hieß Martin Eggebrecht und hatte in seiner Stadt einen Greis getötet, einen friedlichen Mann, und das aus unbekanntem Grund. Martin hatte die Metzgerei erlernen sollen, und er mußte sich dem Willen des Vaters fügen, trotzdem er diesen Beruf verabscheute. Solange er nur das Fleisch auszutragen hatte, ging's noch leidlich; doch als er zum ersten Male schlachten sollte, da vermochte er den Hieb nicht zu führen, sondern brach in Tränen aus. Er wurde gezüchtigt, entlief von der Lehrstelle und flehte den Vater an, daß er ein anderes Handwerk treiben dürfe; umsonst, er mußte zurück, mußte wieder ins Schlachthaus und wurde gezwungen, ein Kälbchen zu schlagen. Wie erbarmte ihn das Vieh! Er wurde trübsinnig, hatte böse Träume, aufgeregte Nächte, blutige Visionen, ein jagendes Herz, sah immer und immer wieder die dunklen und klagenden Augen der Kreatur auf sich ge-

richtet, Mattigkeit und schlechtes Gewissen folterten ihn, und eines Abends überfiel er im Stadtwald den alten Mann und brachte ihn um, stellte sich selber dem Gericht und wußte nicht, weshalb er die Tat begangen. Seit der Stunde grübelte er darüber nach, warum er die Tat begangen.

Und dann war da einer, den das Schicksal in einen Wirbel hinabgedreht hatte, aus dem ihn nur das verzweifelte und furchtbare Verbrechen wieder löste. Christian Eßwein, Mörder aus Vaterliebe und Gattenliebe, Mörder aus Stolz und Lebensangst, ein Mann von fünfzig Jahren mit langem grauen Bart und starr emporgereckter Haltung, von wunderlicher stiller Gewalt in Blick und Gebärde. Welch ein Dasein! Im alltäglichen Strom der bürgerlichen Existenz tauchen manchmal Gestalten von heroischer Prägung auf, deren Weg nur darum im Zuchthaus endet, weil ihnen die tragische Lebenshöhe und Absonderung fehlten; Gemeinsamkeit bindet ans Gemeine.

Dieser Eßwein hatte alles probiert, was ein Mann probieren kann, um sich und den Seinen Brot zu verschaffen. Er war Schmelzer, Seifensieder, Oblatenbäcker, Handschuhmacher, Wirt, Landbebauer, Knecht, Kleinkrämer und Händler gewesen, aber was er auch beginnen mochte, das Unglück war stets hinterher. War die Wirtschaft im Aufblühen, so brach die Cholera in der Stadt aus; hatte er zweitausend Oblaten gebacken, so kamen die neuen Blättchen mit der Namenschiffer in Mode, und sein Vorrat wurde wertlos; kaufte er Schweine für den Winter ein, wenn sie billig waren, da der Bauer kein Futter hatte und verkaufen mußte, so hatten sich alle Leute ebenfalls Schweine angeschafft, und man holte ihm nichts ab; bewahrte er Schinken und Würste für den Sommer, so trat eine entsetzliche Hitze ein und verdarb alles; waren einmal Ersparnisse im Haus, so erkrankte die Frau, und Arzt und Apotheker verschlangen das bißchen Geld. Er arbeitete Tag und Nacht, aber die Arbeit trug keinen Segen; es war, als ob er von dämonischen Feinden umstellt sei, und zum Schluß lähmte ihn die Furcht vor dem Verhängnis dermaßen, daß er bei jedem Beginnen schon des üblen Ausgangs gewärtig war. Er war nicht beliebt; er verscherzte es mit

der Kundschaft durch ein hochfahrendes und kurzes Wesen. Sein stolz verschlossener Sinn, der Entbehrungen still zu tragen wußte und durch Lamentationen niemals zur Last fiel, konnte bei seinen Mitbürgern nicht gewürdigt werden. Niemals war Zwist in seiner Familie, niemals Lärm und Zank. Am Abend saß er oft am Schachbrett, in die Lösung schwieriger Probleme vertieft, oder er las schöne Bücher vor, am liebsten die Lebensbeschreibungen seiner Helden Abd el Kadr, Ibrahim Pascha und Napoleon und sagte bisweilen mit düsterer Emphase: „Großartig sterben muß der Mensch, das ist das Ganze.“ Eine seltsame Noblesse seines Charakters trat bei verschiedenen Anlässen hervor. Einmal ereignete sich's, daß er bei Gelegenheit einer Klasseneinzahlung ein Los nahm. In einer Anwandlung froher Laune versprach er der Schwägerin, die dabei war, die Hälfte des Gewinns, wenn das Los gezogen würde. Das Los kam mit zweihundert Talern heraus. Eßwein schickte die jüngere Tochter, um das Geld abzuholen; sie verlor es unterwegs, es waren Staatsscheine, das Geld war hin. Kein Wort des Vorwurfs kam aus seinem Mund; er tröstete das Mädchen sogar und, nicht an dem genug, er bezahlte auch unter den schwersten Opfern, nur weil das Gewinnerglück bekannt geworden war und er sein Versprechen halten wollte, hundert Taler an die Schwägerin.

Seine beiden Töchter liebte er über alle Maßen. Er hatte sie nie zur Schule geschickt, sondern beide selbst unterrichtet. Auch sah er es lieber, wenn Gespielinnen ins Haus kamen, und ließ sie ungern zu andern Mädchen. In ihnen verkörperte sich seine Lebens- und Schicksalsangst, für sie zitterte er vor allem. Es war Weihnachten vorüber, und nur ein einziger preußischer Taler war noch im Haus, das Überbleibsel eines Geschenks von fünf Talern, das der Bruder Eßweins seinen Nichten zum Heiligen Abend geschickt. Die Uhr der Jahre schien abgelaufen, die Zeit selber stillzustehen, Hoffnungslosigkeit verrammelte alle Wege. Eßwein war müd und mürb, der ewige, nutzlose Kampf hatte ihn verworren und verzweifelt gemacht, seine Muskeln, seine Glieder gehorchten nicht mehr, böse Ahnungen verfinsterten seinen Geist. Am ersten Januar

mußte die Miete bezahlt werden, am ersten Januar war ein Wechsel fällig, am ersten Januar verlangte der Viehhändler sein Geld für gelieferte Schweine. Der erste Januar war wie ein Abgrund, Frau und Töchter wollten leben; wovon? Das Geschäft war so gut wie aufgelöst, alle Vorräte weg, und Eßweins Furchtgedanken kreisten wie Gespenster um den einen einzigen Taler, den letzten Schutz vor dem Bettlertum. Er zergrübelte sich das Hirn, um irgend etwas aufzufinden, das noch Hoffnung geben konnte; umsonst. Die Zeit verrann, ein Tag nach dem andern verfloß, eine schlaflose Nacht folgte der andern, und nun lagen noch drei Tage da, der Sonntag, der Montag und der Dienstag. Allein aus der Welt zu gehen, wie schön! Dann wäre er los und ledig, aber wie eigensüchtig dies! Die Frauen preisgegeben! O, er sah sie der Armut, der Gemeinheit, dem Mitleid, der Bosheit, dem Laster verfallen, er sah sie hingestreckt vor dem ungerührten Schicksal, beleidigt, besudelt, zertreten. Vielleicht daß die Mutter noch ihr ehrenvolles Brot finden konnte, aber die Töchter! Jungfrauen, reine, unschuldige, vertrauende Geschöpfe! Da war Anna, schön und stolz, wehmütig und weich, mit ihren dreiundzwanzig Jahren nach des Lebens Fülle begehrend und erwartend; und Rosine, die Fünfzehnjährige, vor der Zeit erblüht, heiter und anmutig, ohne Falsch noch Wissen um die Welt. Was würde aus ihnen? Ja, sie werden ihren Käufer finden, sagte sich Eßwein, sie werden sich des Lichts entwöhnen, sie werden die Hand beschmutzen, niedergeschleudert von der Gewalt des Elends. Wenn es Knaben gewesen wären, aber Töchter! Töchter! Es gibt einen Punkt, wo das Gefühl eines Vaters zum Gefühl eines Verliebten wird, noch starrer, noch herrschsüchtiger, noch angstvoller umschlungen von den Gewißheiten und Möglichkeiten des Geschicks. Ein Kind ist Eigentum, trotzte Eßwein, eigen Fleisch, eigen Blut; seine Ehre ist meine Ehre, seine Schmach die meine. Und ein Weib, mit dem man gelebt hat, vor Schande zu behüten, das ist Pflicht. Und so gab ihm die Liebe Kraft zu der furchtbaren Tat. Wenn auch nur der entfernteste Hoffnungsstrahl geleuchtet hätte, und wenn es nicht ein Werk der Liebe gewesen wäre,

so hätte ihm sicherlich der Mut gefehlt, als er mit dem Beil vor das Lager der Jüngsten trat, um sie noch einmal zu küssen, bevor er sie der Menschheit entwand. Dann hinüber — schmerzlos hinüber! Auch die andern beiden heißgeliebten — hinüber, schmerzlos hinüber. Was er ihnen raubte, wog nicht das auf, wovor er sie hütete. Kein lüsterner Geck soll euch nahen, ihr Töchter, kein Unwürdiger eure keusche Brust öffnen, der Verrat nicht zu euch dringen, Notdurft euch nicht peinigen, die Kälte der Herzen euch nicht frieren machen. Und nun Feuer ins Haus, und ein Ende mit dem eigenen Dasein. Ein Schnitt in den Hals, er sank nieder, er atmete noch, er lebte fort, der Arm schien wie gelähmt, das Blut floß, das Leben aber wollte nicht schwinden. Du stirbst nicht, du kannst nicht sterben, das Schicksal will dich noch! schrie es in ihm. Leute kamen herbei und löschten den Brand. Im Schutt des Wohnzimmers fand sich der letzte Taler. Dann Haft, Gericht, Verhör, Tage und Wochen eines schwarzen Traumes, endlich das ersehnte Todesurteil. Und: „Das Schicksal läßt mich nicht!" rief er er erschüttert, als die Begnadigung verkündet wurde, die ihm der König zuteil werden ließ; er wollte sich durch Verhungern töten, aber das Wort seines menschlichen Richters, ob er sich der verdienten Strafe schmählich entziehen wolle, brachte ihn davon ab. „Am Leben bleiben!" klagte er. „Gezüchtigt durch Zuchthaus für eine solche Tat! Eingekerkert mit dem Abschaum der Kreaturen!"

Jetzt, hervorgezerrt aus dem Frieden der Zelle, trug er die ganze Beschwer und Finsternis der Vergangenheit um sich, und während die andern gegeneinander sprachen, redete es in ihm. Es war etwas Aufgerissenes in seinem Gesicht; es wehte Todesluft um ihn. Spürte er erst in dieser Stunde, daß er ein Verbrechen begangen? Fühlte er das Einzige, Einmalige, Unwiederbringliche des Lebens und daß er kein Recht besessen, den Fügungen Gottes zuvorzukommen?

Unbezweifelbar, daß ein Mann wie er, von so großer Gesinnung und so reinem Herzen unter freundlichen Verhältnissen der Mitwelt das Beispiel edler Menschlichkeit gegeben hätte. Gerade unter Deutschen lebten zu jeder Zeit

Charaktere, denen nur die Glücksgunst fehlte, um in beschränktem Kreis Vortreffliches zu wirken; irgendwie haften sie mit ihrem Wesen noch in verstörter Welt und bildloser Finsternis, in einem Schattenland, und der tätige, in Heiterkeit gebundene Geist ist wie durch Ahnenfluch schon an ihrer Wiege erwürgt worden.

„Hol' mich der Geier, das ist eine Figur," sagte Peter Maritz, der unverbesserliche Literat. Alexander ermahnte ihn durch einen Wink stille zu sein, denn in ihrer Nähe erzählte Wengiersky einem gewissen Deininger, der wegen Kurpfuscherei saß, Eßweins Geschichte in aufgetragener Klatschbasenmanier und überstürztem Eifer. Er war aus derselben Stadt wie Eßwein und hatte sozusagen alles miterlebt. Doch stellte er ihn als einen Selbstsüchtling dar, einen Kerl, der den Seinen nicht das Brot gönnte und, von Größenwahn befangen, dem alten Kreisphysikus die Tochter verweigert hätte, als er sie zur Ehe begehrt.

Aber Alexander bedurfte der Auslegung kaum, deren böswilliger Teil ihm nichts verhüllte. Schicksale haben ihren Geruch wie Leiber. War er denn nicht dazu da, um die Schicksale zu spüren? Nannte sich Dichter, als einer, der schaut mit tiefen Blicken? Die Elenden schauen und spüren, ihren Krampf, ihre Not, ihre Sehnsucht, ihre Schreie von unten auf hören, ihr unterirdisches Dasein wissen! Und was sie scheidet von denen da oben, dieser Zufall einer Stunde: oder diese unlösbare Verworrenheit des müden Geistes und kranken Herzens, der Trotz der Armen, der Zwang der Besessenen, der Irrtum der Gewaltsamen: ihre Seele gehört doch dem Leben, ihr Auge dem Licht, und was sie niedergeschleudert hat, ist auch in mir, ruht in mir, wächst in mir, seufzt und will in mir, umflutet mir den Traum, lemurisch groß und häßlich. O, wie sie leben, dachte Alexander versunken, und wie ich sie alle gewahre, diese und hinter ihnen andre, ihre Brüder und Schwestern, ihre Ahnen und ihre Kinder, diese und die von draußen, den Landmann hinter dem Pflug, den Drechsler an seiner Bank, den Schuster vor der Wasserkugel, den Schmied am Blasebalg, den Maurer an der

Mörtelgrube, den Bergmann im Schacht, den Uhrmacher, durch die Lupe auf seine Rädchen lugend, den Schlächter und sein Beil, den Holzfäller im Wald, den Boten, der Briefe bringt, den Drucker am Setzkasten, den Fischer im Meer, den Hirten bei der Herde, die vielen Schweigsamen, die keine Worte haben; alle die unten sind, weil sie keine Worte haben, und die nach denen verlangen, die mächtig sind, darum mächtig, weil sie Worte haben. Denn Worte haben bedeutet Wissen haben, Ehre haben, bedeutet Kraft, Sieg und Leben. Worte bedeuten Leben. Und diese haben keine Worte, grübelte unser Poet auf seinem merkwürdigen Gedankengang weiter, ich aber lebe mit zwanzigtausend Worten und bin ihnen das Begehrte und die Gefahr zugleich. Doch nur fern von ihnen besitze ich die Worte, mitten unter ihnen bin ich stumm; was sie reden, ist Stummheit für mich, was ich rede, Stummheit für sie. Verstünden wir einander, dann wäre es schlimm für mich und schlimm für sie; sie würden mir aus der Brust zu reißen suchen, was Gott ihnen versagt hat, sie würden mich zermalmen in ihrer Wut. Ich muß fern von ihnen bleiben, um nicht zermalmt zu werden.

Indessen war die Aufregung der Sträflinge beständig gewachsen, und der Lärm stieg mit jedem Augenblick. Offenbar waren sie überzeugt, daß die Geschichte nicht lange dauern könne, und obschon ihnen Wengiersky immer wieder versichert hatte, draußen im Land gehe alles drunter und drüber, auch das Militär sei in Aufruhr, so war ihnen doch keineswegs geheuer zumute, und sie tobten und schrien, als ob jeder sich auf seine Weise in dieser Stunde zum Äußersten entfesseln wollte. In einen einzigen Ruf war ein Erlebnis gepreßt; Andeutungen hier und dort ergaben verzerrte Bilder der Existenzen; einer spiegelte sich im Außersichsein des andern, Prahlerei klang wie Beichte, Aufgeblasenheit wie Reue; sie brüsteten sich mit Gemeinem, und schlechtes Gewissen rann wie Wasser nach dem Regen. Daß sie gehungert, dessen rühmten sie sich; daß sie hinterm Busch gelegen mit einem Mädchen; daß sie den Richter belogen; daß sie bestellte Arbeit nicht abgeliefert; daß dieser oder jener Schurkenstreich noch nicht an den Tag gekommen,

darüber lachten sie sich toll. Der eine schwärmte von einem Kalbsbraten, den er bei der Kirmes gegessen, der andere von Wohlleben und Jungferieren, der dritte plätscherte förmlich in unflätigen Redensarten, einer hüpfte mit beiden Füßen und gluckste dabei wie ein Narr; zwei, die schon betrunken waren, hatten sich umhalst und wimmerten wie Hunde. Ein zwerg- und krüppelhafter Kerl fluchte fortwährend; Hennecke erzählte, daß er einst einen Bocksbart, in die Haut eines schwarzen Katers gewickelt, am Hals getragen, um sich stich- und schußfest zu machen; der Schatzgräber sprach von der Zauberblume Esdamanila, mit der man alles Gold in der Erde finden könnte; der Hochstapler, dessen Kopf ein Sammelsurium geschwollener Romanfloskeln war, schilderte ein Liebesabenteuer, das er mit einer Herzogin gehabt, der er dann die Brillanten gestohlen. Die keifende Stimme des gelben Hahns erschallte vielleicht zwanzigmal mit der Frage, ob jemand die Geschichte vom Major Knatterbeck kenne, der sich in Sachsen für den russischen Kaiser ausgegeben. Dazwischen hörte man Worte wie: „Ich will ihm schon die Wahrheit sagen, wie Johannes dem Herodes will ich ihm die Wahrheit sagen;“ oder: „Dem Amtmann hab ich einen glupischen Streich gespielt“; jedem rückten seine Jahre heran, jeder umklammerte sein Erlebnis. Unmöglich, dies Höllenwesen zu malen, unmöglich zu beschreiben, wie wunderlich es wirkte, daß mitten in dem wüsten Getriebe der Knabe Martin hockte und weinend die Hände vors Gesicht geschlagen hatte. Auch dessen Geschick erfuhr Alexander aus den flatternden Gesprächen, und mit wiederholtem Schauer dachte er: Das alles enthältst du, Leben, du Nußschale, du ungeheures Meer! Peter Maritz zitterte schließlich an Armen und Beinen; Alexander sprach ihm flüsternd Mut zu. Peter erwiderte ebenfalls flüsternd: „Ein Hundsfott hat Mut; ein Kerl von Phantasie braucht hier keinen Mut zu haben. Es ist des Teufels mit der bürgerlichen Gesellschaft, daß sie sich solche Geschwüre an ihrem Leibe schafft. Wozu Mut, wenn mir's die Nieren zerfrißt? Ein Hundsfott hat Mut.“

Auf einmal stürzte ein gewisser Peckatel, Friseur wie Wengiersky, ein schwerer Verbrecher, ein Mörder, der die

Manie gehabt, seine Opfer zu frisieren, wenn sie als Leichname dalagen und nur deshalb, als kranker Geist, der Hinrichtung entgangen war — dieser Peckatel also stürzte aus dem Tor des Gefängnishauses und wies mit Zeichen eines unverstellbaren Entsetzens zurück ins Finstere. „Der Eßwein," keuchte er, „der Eßwein!"

Urplötzlich ward es stille. Nur der Alte auf der Mauerbrüstung leierte sein Verschen weiter, und den Knaben Martin hörte man weinen. Urplötzlich schwiegen auch diese. Die meisten drängten sich zum Knäuel zusammen; Haupt um Haupt hob sich über den Feuerkreis, manche starrten auch seitlich hervor, und die vielen naßglitzernden Augen fragten angstvoll, was vor sich gehe. Peckatel wies scheu zurück; der Adamsapfel an seinem hohlen Hals bebte auf und ab.

Sie ahnten, was sich ereignet hatte. Der Unheimliche, war er nun endlich zu seinen Töchtern entronnen! Er, der einzige, dem auch die Freiheit Gefangenschaft war, der die Worte verschmähte, dem keine Mitteilung mehr dienen konnte. Als Alexander die wilden, zahlreichen, tiergleichen Menschengesichter in einem geheimnisvollen Schweigen lauschend und feuerglühend dicht nebeneinander sah, verlor er vor Aufregung fast die Besinnung. Er erhob sich rasch, um ebenfalls zu schauen; ein Brett, an das er mit dem Fuße stieß, klappte um, Peter Maritz packte ihn und preßte die Hand in seinen Arm, aber es war schon zu spät, vierzig oder fünfzig Augenpaare veränderten die Richtung ihres Blicks, hefteten ihre Aufmerksamkeit gegen die beiden, die sie auf einmal als Fremde erkannten. Furcht, Mißtrauen, Haß sprühte aus ihren Mienen, einige begannen zu murmeln: „Es sind Spitzel;" „es sind Spione;" „wer sind sie?" „wo kommen sie her?" So wurde gekündet und gefragt.

Die Vordersten schoben sich gegen sie hin. „Wer seid ihr?" gellte plötzlich eine heisere Stimme.

„Ja, wer seid ihr?" rief der riesenhafte Hennecke drohend. „Eier- und Käsebettler vielleicht? Muttersöhne und Milchmäuler?"

„Die wollen Hasauf spielen," schrie ein anderer.

„Die kommen aus einer guten Küche her," ein dritter.



Der Roman.
Gemälde von Alfred Stevens.

„Die sind weich wie Papier, wenn's im Wasser liegt," ein vierter.

„Heraus mit der Sprache, von wo seid ihr gekommen?" fragte Hennecke grimmig. „Warum habt ihr geschwiegen?"

Unterdrückten Tons gab Alexander eine Erklärung zum besten. Er wurde nicht verstanden. Ein abscheuliches Durcheinanderschreien entstand. Voller Wut drängten alle näher, da sprang Peter Maritz in seiner Herzensangst auf und brüllte mit Donnerstimme: „Ruhig, Brüder! Wir gehören zu euch! Wir sind Revolutionsleute! Wir haben euch frei gemacht! Wir haben Lieder gedichtet, die den Tyrannen an die Fenster geflogen sind und sie trefflicher als Kanonenkugeln zugerichtet haben."

„Hurra!" heulten die Meuterer. „Her mit den Liedern! Zeigt uns die Lieder! Singt uns eure Lieder! Heraus damit!"

Peter Maritz blickte seinen Gefährten flehend an. In diesem Blick war die ganze komische Verzweiflung, die den Bramarbas erfüllt, wenn's ihm ans Leben geht. Alexander zeigte ein verstörtes Gesicht. Der Atem der auf ihn Eindringenden verursachte ihm Übelkeit. Sie forderten mit Worten und Gebärden, ihr argwöhnischer Haß war nicht geschwunden. Alexander schämte sich seines Freundes und fürchtete doch auch für sich, mechanisch knöpfte er sein Gilet auf und holte das beschriebene Heftchen aus der Tasche. Er schlug das erste Blatt um und fing an zu lesen. Trotz jäh eintretender Stille verstand ihn aber keiner, die Hintersten schoben sich wütend vor, noch war der allgemeine Zorn im Wachsen, da riß Peter Maritz das Manuskript aus Alexanders Hand, stellte sich in große Positur und las mit schmetternder Stimme die folgenden Strophen:

Ich richt' euch einen Scheiterhaufen,
auf dem das Herz der Zeit erglüht,
mein Volk will ich im Blute taufen,
das sich umsonst im Staube müht.
Ich will euch Freiheitsbrücken zeigen
und Kronen, die der Rost zerfraß,
die Fürsten müssen euch sich neigen
und wer im Gold sich frech vermaß.

So öffnet denn die dunkeln Kammern
und strömt hervor wie Gottes Schar,
es soll mich heute nicht mehr jammern,
daß gestern Nacht und Grausen war.
Auf denn, ihr Armen und Geschmähten,
du seufzend hingestrecktes Land,
Genug der ungehörten Reden,
setzt mir das alte Haus in Brand!

Zerschlagt, was mürb und morsch im Staate,
von eurer Not klagt Dorf und Flur,
den stolzen Henkern keine Gnade!
Zerschmettert Höfling und Pandur!
Der Feige mag vergebens zittern,
der Held macht seinen Bruder kühn,
und aus zerbrochnen Kerkergittern
wird neue Welt und Zeit erblühn.

Eine andächtige, beinahe heilige Stille trat ein, als Peter Maritz geendet. Wie Schulkinder am Lehrer, der zum ersten Male vom Evangelium spricht, sahen sie empor, die Zuchtlosen, die Gemeinen, die Verräter am Eigentum, am Leben, an sich selber und an der Menschheit. Es ist etwas Sonderbares um Takt und Rhythmus eines Gedichts, wenn es mit unvertrautem, doch faßbarem und durstig empfangenem Klang ins Ohr der rohen Masse fällt. Da sieht man es, daß ihnen das vom Alltagsstaub gesäuberte Wort doch immer und ewig das reinste Wunder bleibt und daß sie die himmlischen Engelschöre zu vernehmen glauben, wenn nur Reim um Reim tönt. Nachdem sie eine lange Weile in ihrer Atemlosigkeit verblieben, brach jählings aus allen Kehlen wie aus einer ein Begeisterungsjubel von einer Vehemenz los, daß die uralten Mauern der Burg bis in den Grund erschüttert schienen. „Wer hat das gemacht?“ „Eine tüchtige Sache!“ „Ein wackeres Stück!“ „Das geht wie Trompetenschmalz!“ „Wer hat's geschrieben?“ „Auf Papier steht's geschrieben?“ „Der Dicke hat's gemacht?“ „Nein, der Kleine.“ „Wer? Der Kleene?“ „Der Kloane?“ „Der Schmächtige?“ „Tausendsasa!“

So johlte, schrie, gellte, fragte, antwortete es durcheinander. Peter Maritz, auf einem leeren Faß stehend, schaute mit halb triumphierender, halb ungewisser Miene hinab, denn schon hatte er sich mit Würde in seine Deklamatoren-Rolle gefunden, und es fehlte nicht viel, so hätte er sich selber als Dichter der aufpeitschenden Verse gefühlt, an deren Mittelmäßigkeit er jedoch keinen Augenblick zweifelte. Jedenfalls schwenkte er das Heftchen wie eine Fahne in der Luft und stutzte erst dann, als zwei von den am nächsten und erregtest tobenden Meuterern seinen Freund Alexander brüllend auf die Schultern hoben, um ihn über den vom Feuer lohenden Platz gegen die noch geschlossenen Tore zu tragen. Die übrigen begriffen den Vorgang zugleich:

Zerschlagt, was mürb und morsch im Staate,
von eurer Not klagt Dorf und Flur,
den stolzen Henkern keine Gnade!
Zerschmettert Höfling und Pandur! —

Dies war Silbe für Silbe ihrem Gedächtnis treu geblieben, und schon hatten sie eine Melodie dafür, vielleicht einem alten Kneip-, Vaganten- oder Soldatenlied entnommen. Fünf oder sechs Kerle rissen den hölzernen Querriegel vom Tor, die Flügel taten sich weit auseinander, und der tobende, berauschte, gefährliche Haufe wälzte sich ins Freie. Mit todbleichen Mienen hockte Alexander auf den Schultern seiner Träger. Gedanken von einer absurden Zerstücktheit schwirrten ihm durch das Hirn. Solchen Lorbeer zu ernten hätte er sich im Traum nie eingebildet. Sein ganzes Dichterwollen und innerliches Trachten erschien ihm als eine satanische Fratze, die Welt schien ihm verkehrt, wie wenn man Häuser auf die Dächer baut und Kirchen über ihre Türme stülpt; ein unbeschreibliches Gefühl des Mißbehagens überkam ihn, sein Gedicht aus Peter Maritz' Mund war ihm als der trübseligste Auswurf der Verlogenheit vorgekommen, und er wurde kalt im Herzen wie bei einer Krankheit.

Es war gelindes Wetter und Mondschein. Durch die Allee der blätterlosen Wipfel funkelte der Lampenschein

aus den Häusern der Stadt empor, auch links und rechts durch Baumlichtungen der Laternen-Augen eines Weilers oder Gehöfts. Vom Hof der Plassenburg lohte das halbverbrannte Feuer den Davonziehenden nach, die plötzlich mitten in ihre Empörergesänge hinein den schrecklichen Ton von Trommelwirbeln vernahmen. Was dies zu bedeuten hatte, war klar. Mit der Raserei der Verzweiflung und des Trotzes drängten die Vordersten vorwärts. Alexander hob mechanisch die Hände und beschwor den Gott der Sterne um Erlösung von der Pein, die zu ertragen ihn beständig schwerer dünkte. Peter Maritz, durch das Dunkel beschützt, war dem Sträflingshaufen vorgeeilt, kaum daß er das militärische Signal gehört. Ihm bangte nicht wenig um das Schicksal seines Kameraden, und ein Seufzer der Erleichterung entfuhr ihm, als von ferne die Helme und Bajonette aus dem Abenddunkel blitzten. Der Zusammenstoß erfolgte rascher, als die Meuterer gedacht. Eine überhelle Kommandostimme befahl ihnen über einen Zwischenraum von hundert Schritten, sich zu ergeben. Sie antworteten mit einem Wolfsgeheul. Allsogleich prasselte die erste Gewehrsalve, und von einer Kugel durchbohrt, stürzte Alexander Lobsien lautlos von den Achseln seiner Träger auf das Schottergestein der Straße herab. Ein Halt, ein Starren, ein wehes Rufen der Verwundeten, und die Meuterer stürzten nach allen Seiten fliehend in den Wald.

Zwei Stunden später saß Peter Maritz unten im Leichenhaus neben dem Körper seines toten Freundes. Kann man besser als durch den Tod bezeugen, daß man gelebt? Selbst dann, wenn man nur Verse geschrieben? Es ist eine eigene Sache um die Tat; sie will ihren Preis, und einen andern Preis als das Wort. So gestaltet das Dasein aus Zufallswirrungen ein Schicksal, und über den vergehenden Menschen bleibt nur die unendliche, aufgeblätterte Schönheit des Lebens selbst.

Toskanische Volkspoesie
Rispetti und Ritornelle*)
Übersetzt von Paul Heyse

Heut trieb's um Mitternacht mich, aufzustehn.
Da stahl mein Herz sich grad' aus meiner Brust.
Ich sprach zu ihm: Herz, wohin willst du gehn?
Es sagte, daß zu Euch es gehen mußt'.
Sieh, daraus kannst du meine Liebe schließen:
Mein Herz bricht aus der Brust, um dich zu grüßen.

❖

Mußt du vorbeigehn hier, so tu's bei Nacht.
Dann hörst du, wie mein Herz so heftig schlägt,
Wie'n Klopfer, der ans Türchen pocht mit Macht.

❖

Heiraten will ich, und Euch will ich haben.
Was kümmert mich's, ob Not ich leiden werde!
Ich werd' es schlecht, Ihr werdet's lustig haben.

❖

Das Wasser, Schatz, womit du früh dich wäschest,
Gieß' es nicht weg; es nützt ja noch genug.
Verkauf's als Medizin dem Apotheker:
Es heilt die Wunden, so die Liebe schlug.

❖

O Liebe, Liebe! Warum nennt man's Liebe?
's ist eine Kette, die kein Ende nimmt,
's ist ein Gefängnis, trauervoll und trübe.

---

*) Canti popolari Toscani scelti e annotati da Giovanni Giannini. Firenze, Barbèra. 1902.

Als ich nur klein war und ein Wickelkind,
Hab' ich Papa nur und Mama gehört,
Jetzt meinem Beppo nur, wenn er mich nimmt.

Blumen im Moose.
Ich kreise stets um Euch, der Biene gleich,
Die immer dicht umkreist die Heckenrose.

Eh' ich dich je verlasse, Liebste mein,
Beginnen neu zu sprechen tote Zungen,
Und fließt aus allen Brunnen roter Wein,
Und alle Fische sind ans Land gesprungen.
Eh' deiner Liebe je ich werd' entsagen,
Wird der Orangenbaum Limonen tragen.

Ich war in Rom, wollt' sehn Sankt Peters Dom.
Als ich zum ersten Säulengang gekommen,
Dacht' ich an Euch und kehrte wieder um.

Sag mir, du Schöner, was ich soll beginnen,
Damit ich meine Seele mag erretten.
Geh' ich zur Kirche, bleib' ich nicht darinnen;
Nicht ein Ave-Maria kann ich beten.
Ich geh' zur Kirch' — nichts sagen kann ich dort,
Nur deinen holden Namen fort und fort.
Ich geh' zur Kirch' und kann nicht beten drin;
Dein holder Name liegt mir stets im Sinn.

Mein Liebster kommt die Straße her da drüben.
Er macht so stolze Schritte wie ein Löwe.
Draus seh' ich, daß er anfängt mich zu lieben.

Ich bin verliebt in unsern Glockenturm ...
Nicht in den Turm, verliebt nur in die Glocken ...
Nein, in den Blonden, der die Seile zieht! *)

Wie pflegt ein ländlich Mädchen doch zu tun,
Das seinen Liebsten sieht vorübergehn?
Sie tritt vor's Haus und ruft und lockt das Huhn,
Bis es dem Bursch beliebt, sich umzudrehn.
Und wendet sich dann um der gute Freund —
„Schu, schu, mein Hühnchen! Du bist nicht gemeint."

O Mägdlein, das da auf der Schwelle steht,
Ein Buch in Händen, drin Ihr scheint zu lesen,
Gleich schließt Ihr's, wenn der Schatz vorübergeht.

Blüh'nde Violen.
Wir tun, als wollten wir das Kätzchen rufen,
Und küssen uns geschwind indes verstohlen!

O kleine Schwalbe mit den raschen Flügeln,
Wenn meinen Schatz du triffst, schick ihn zu mir.
Sag ihm, ich blieb zurück auf diesen Hügeln,
Als wie ein armes Lamm, das sich verirrt.
Sag ihm, daß ich zurückblieb ohne Liebe,
Als ob ein dürres Blatt im Winde triebe.
Sag ihm, daß ich zurückblieb hier allein,
Als wie das trockne Gras am Wiesenrain.

---

*) Auch im Italienischen reimlos. Auch sonst wird es in diesen Liedchen mit dem Reim nicht immer genau genommen, und oft tritt nur eine Assonanz dafür ein.

Blühender Thymian.
Laßt mich nur singen; ich bin so vergnügt.
Von meinem Schatz hab' ich 'nen Brief gekriegt.

Wie lang auf deine Rückkehr mußt' ich warten!
Ich hörte deinen Tod schon mir verkünden.
Die Rosen waren aufgeblüht im Garten,
Draus wollt' ich weinend einen Kranz dir winden.
Nun, da du kamst, mein holder Schatz, nach Haus,
Werf' ich zum Fenster meinen Kranz hinaus.
Nun, da du wiederkamst zu deiner Treuen,
Woll'n wir den Kranz in alle Winde streuen.

Wir haben schon als Kinder uns geliebt
Und wuchsen wie zwei Blumen auf zusammen.
Ach, daß es doch nun eine Trennung gibt!

Du sollst nicht länger hier herumspazieren.
Mein Vater schlägt mich, und du läßt's geschehn.
Was kümmerst du mich und dein Lamentieren!

Was tat ich deiner Mutter, Liebster mein,
Das sie zu solchem Groll und Haß getrieben?
Sie will, ich soll dir nicht mein Lieben weihn,
Und ihr zuliebe sollst du mich nicht lieben.
Welch unvernünft'ge Mutter du doch hast!
Die ihren Sohn liebt, die ist ihr verhaßt.

Denkst du wohl noch, wie oft in meinem Schmerz
Vor deinem Fenster ich gestanden habe?

Nimm doch ein Messer, stoß es mir ins Herz,
Laß unter deiner Treppe mich begraben.
Wenn du hinuntersteigst die Treppe dann,
Fängst du auf meiner Brust zu schwatzen an.
Wenn Ihr dann Eure Treppe steigt herunter,
Schwatzt Ihr auf meiner Brust ganz froh und munter.

❧

Blüh'ndes Radieschen.
Hab' ich denn je Dolchstiche dir gegeben?
Ich gab dir nur auf Mund und Wangen Küßchen.

❧

Was sehn mich Eure schwarzen Augen an?
Sagt mir, in welcher Absicht Ihr es tut.
Wenn Ihr was wollt von mir, so denkt nicht dran!

❧

Es war im Mai, ich weiß es noch gar wohl,
Da ließen wir uns was von Liebe träumen.
Die Rosen standen schon in vollem Flor,
Die Kirschen hingen schwarz schon an den Bäumen.
Sie wurden schwarz und reiften schon am Zweig
Da sah ich dich und fiel in Liebe gleich.
Nun fällt das Laub, der Sommer ging dahin –
Dich noch zu lieben, kommt mir nicht in Sinn.

❧

Mein Liebster muß zum Militär. O Qual!
O lieber König*), laßt ihn avancieren,
Daß er Sergeant wird oder Korporal!

---

*) O Vittorino, nämlich Vittorio Emanuele II.

Ich sagte dir's: Mach dich gefaßt darauf:
Find' ich was Beßres, werd ich dich verlassen.
Nun ich was Beßres fand, geb' ich dich auf.

Blüh'nde Kohlraben.
Was mir geschah, ist Vielen schon geschehn:
Euch lieben, Schöner, und das Nachsehn haben.

Blühende Myrtensprossen.
Weil ich Euch liebte, mußt' ich so viel weinen.
Ach, arme Tränen, in den Wind vergossen!

Heut wird der Liebste frei'n, der mich verlassen.
Jetzt wird er selig sein in Liebesfreuden,
Und ich vor Weinen weiß mich nicht zu fassen
Und muß, ich Ärmste, aus dem Leben scheiden.

Sie wird **mein** Glück nun, **meine** Küsse haben,
Mich Ärmste wird man bald genug begraben.
Sie werden nun in Wonne sich umarmen,
Indessen bricht vor Weh das Herz mir Armen!

Ich gräme mich nicht drum, das fehlte noch!
Ist's nicht Beppino, wird's ein Andrer sein.
Den Ring am Finger krieg' ich darum doch.

Du Falscher hast mich im April verlassen.
Du dachtest wohl, krank würd' ich davon werden?
Krank war ich. Du hast mich genesen lassen.

Ich hab' gefreit, um auch im Buch der Frauen
Zu stehn und eben auch 'nen Mann zu haben.
Nun, da ich muß das Brot der Reue kauen,
Schlägt mich mein Mann vom Morgen bis zum Abend.

Blüte der Winde.
Nehmt einen Mann, ja nehmt nur einen Mann,
Wenn ihr abbüßen möchtet eine Sünde.

Blühendes Erdbeerkraut.
Laßt sie nur singen, diese Schwätzerin.
Sie gleicht dann einem Kätzchen, das miaut.

Mich schmerzt der Hals, ich kann nicht länger singen,
Doch würd' ich's gern den ganzen Abend tun,
Um einen Menschen nur in Wut zu bringen.

Es singt so schön sich in der Abendfrische,
Weil alle Mädchen dann von Liebe sprechen.
Von einer geht zur andern das Gezischel:
Wer wird wohl diese frische Blume brechen?

Wer eine kann von uns zur Frau erwerben,
Ist schon im Himmel, braucht nicht erst zu sterben.
Wer eine nur von uns bekam zum Weibe,
Ist schon im Himmel bei lebend'gem Leibe.

Bei Mondschein.

Von

Hermann Hesse.

Mag Menschenkampf und Menschenhaft
In wilden Kreisen ringen,
Will jeden lieben Abend doch
Der stille Mond als treuer Gast
Uns seinen Frieden bringen.

Und jeden Frühling will der See
Im Spiegel junge Blüten wiegen,
Und wenn es kahl und Winter wird,
So kommt der lichte kühle Schnee,
Das Dunkel zu besiegen.

Und wenn einst alle unsre Hast
Und unser Glückverlangen
Vertobt hat und im Boden schläft,
Kommt noch der Mond, der alte Gast,
Den alten Weg gegangen.

Das Märchen von der getrösteten Witwe.

Von Hans Sendling.

Ehrfurcht gebührt dem Dichter. Dem Schicksal gleichend hat ihn Schopenhauer genannt. Er pflügt das Leben, er ist der Säemann. Indem die Menschheit ward, entstand er. Er war im ersten Menschen lebendig, der um sich blickte und mehr als tierische Gefühle in sich trug. Gleich über der Wurzel erntet er das Leben und schneidet die Ähren nebst dem wogenden Halm. Frei aus der Schürze des Säers wirft er die Körner zurück, unmittelbar in des Lebens verjüngenden, weitertreibenden Schoß. Wo und wann Menschen leben, ist der Dichter, aber er lebt vor ihnen her, eine wandelnde Säule aus Wolke und lichtem Schein; wir erkennen nie, zieht er die Scharen nach sich oder zieht er nur vor ihren starken Schritten her. Wir sind er, und er ist wir; unser Enträtseln, unser Verlangen, unser Schmerz. Aber er ist mehr, weil wir herrlicher sind als unsere Schmerzen und als der Schutt, der von uns bleibt. Er ist unsere Kraft, unsere Erhebung, das hohe Lied des Wissens ist er, daß wir sind. Je mehr wir wachsen, desto freudvoller, lichter, jauchzender wird er in uns, „und singend einst und jubelnd durchs alte Erdenhaus, zieht als der letzte Dichter der letzte Mensch hinaus“.

Des Dichters Widerspiel ist der Gelehrte. Er begleitet, er hütet die Ordnung, er sortiert. Er säet nicht in das Land und er sieht die Ähren nicht wogen; wenn er sie wahrnimmt, erkennt er forschend, welche Sorte das ist. Er durchgräbt das Land nach den Spuren der Menschheit, Edelgestein und leuchtende Kristalle hebt er ans Licht und stellt sie in seine Läden, daß sie Alle sehen, oder er hebt die Lumpen und Scherben auf und verwertet sie noch. So und so ist er notwendig für die be-

wußte Kultur. Aber das Leben ist und war lange, lange Zeiten ohne ihn.

Der Gelehrte bewahrt vielleicht des Dichters Namen auf. Wo nicht einzelne Männer schon sortierte Gelehrsamkeit betreiben, wird des Dichters Name von niemandem gekannt. Die Menschheit empfängt nur, sie ist zu fruchtbar, zu gewaltig zur Dankbarkeit. Niemals bleibt sie rastend stehen, und sie blickt nicht um wie das Weib des Lot; aber des Dichters Werk trägt sie mit sich, erzählt, bewahrt es weiter und gibt ihm die Unsterblichkeit. —

Der einfache Mensch hat die schamhaftere Seele, nicht der vorgeschrittene und „aufgeklärte"; ihn erzieht man desto notwendiger zum Anstand der Schamhaftigkeit. Er nennt die Tierfabel kindlich, er verachtet das Märchen von den Tieren, worin die jungen Völker das Arge von den Menschen weiter erzählten, welches ihr Dichter trauernd und zürnend sah. Fast alle Völker kennen die Tierfabel, Hebräer und sonstige Semiten, Chinesen und andere. Am meisten haben arische Völker erzählt in der Maskierung der gierigen und listigen Tiere, indem sie die Scham verspürten, daß der Mensch nicht anders als der Schakal und der Fuchs, der Wolf und so vielfach noch nicht besser sei. Inder, Griechen, Germanen, Litauer, Slawen. Der Römer ist der Ungenierliche, der Realistische, er hat am meisten vom unpoetischen Gelehrten in seiner Volksnatur, vom exakten Begriffsbildner. Es ist unnötig, auf die besondere Fülle und Bedeutung germanischer Tierfabulierung erst zu weisen, von der Menschenkenntnis des Reineke Vos, die niederdrückend, aber wieder durch den Humor befreiend ist, bis zum leichten Märchen des Volkes in der Sammlung der Gebrüder Jakob und Wilhelm Grimm. —

Der Fuchs wollte wissen, ob seine Frau ihm treu sei, da legte er sich unter die Bank und stellte sich tot. Und die Füchsin saß in ihrer Kammer und weinte in ihrem Jammer. Die Magd, die Jungfer Katze, saß auf dem Herd und kochte. Da hört die Magd aus der Küche, daß jemand vor der Haustür ist. Es ist ein junger Fuchs, der will die Füchsin freien. Ach, was fällt ihm ein! Die sitzt in ihrer Kammer und weint in ihrem Jammer. „Wie

sieht er denn aus?" fragt vom Oberstock herunter die schluchzende Füchsin. Es ist schon ein feiner junger Freier. Und ehe der junge Fuchs vor der Haustür noch umgekehrt ist, ruft die Witwe durchs Haus:

„Nun macht mir Tor und Türe auf
Und kehrt den alten Herrn Fuchs hinaus!"

Gerade machen sie sich daran, da rührt sich der alte Fuchs unter der Bank, prügelt das ganze Gesindel durch und jagt es zum Hause hinaus.

Das Märchen geht durch alle deutschen Stämme. Mit allen möglichen Varianten und Ausschmückungen. Denn dauernd im Märchen ist ja immer nur der Kern. Es können erst verschiedene Freier abgewiesen werden, damit die Spannung — zwar auf Kosten der Pointe — sich steigert, es kann auch der Kater anstatt des alten Fuchsen sein. Dieser kann auch wirklich tot sein, es wird nun schleunigst die vergnügte Hochzeit gehalten, und wenn sie nicht aufgehört haben, so tanzen sie heute noch. Das alles ist aber nebensächlich, bis auf den springenden Punkt dieser Märchen, daß die in Jammer zerfließende Witwe, sobald sie hört, es sei ein genügend schöner Freier da, den beweinten Gemahl auf dem kürzesten Wege zum Hause hinausschaffen läßt. Smît't Aas æwern Tûn! heißt es in der modernen mecklenburgischen Version.

Über die Moral dieser Geschichte oder vielmehr die verschiedenartigen Moralwendungen ereifern wir uns hier natürlich nicht. Auch nicht über die Tatsache an sich, daß die Erzählung oder Fabel so verbreitet wie kaum eine andere ist.

Im vorliegenden Falle ist es die skeptische Beobachtung der Volksdichtung, die wir verfolgen. Sie geht der Länge nach durch die ganze Geschichte der Menschheit, und sie geht durch die ganze Breite der Wirklichkeiten. Außer im Märchen, in der Fabel, der Novelle hat sie sich niedergeschlagen in unzähligen Sprichwörtern, die die epigrammatische Ausdrucksform einer universalen Beobachtung sind. Das Sprichwort vergißt es zwar auch nicht: die Witwe hat nur ein halbes Herz (slawisch: Vdovec má jen polovici srdce). Aber wie ein armes Veilchen steht diese liebenswürdigere Wen-

dung unter dem dichten Gestrüpp und scharfen Dorn. Muß jemand Tatsächlichkeiten hören, so sind die historischen die zuverlässigsten. Um dieselbe Zeit, da die Erzählung von den treuen Frauen nach einer deutschen Lokalisierung ausschaute und bald darauf das Städtchen Weinsberg wählte, zog durch Kleinasien das große Kreuzheer, Nordfranzosen, Provenzalen, Normannen. Zwischen Nizäa und Doryläum überfielen die Seldschuken das in langen Kolonnen ziehende Heer und schnitten den Train für eine Weile ab. Bei ihm befanden sich die Frauen der Kreuzzugsherren und anderer vornehmerer Ritter, die sich die kostspielige Maßregel leisten konnten, ihre Frauen und deren Bedienung mitzunehmen. Man kann sich, wie sie ringsum die sarazenischen Reiter und Turbane sahen, die Angst der christlichen Frauen denken, daß sie nun alle in die Harems und auf die Sklavinnenmärkte gebracht werden würden; mitten im Geschrei drinnen und Gefechtsgetümmel draußen aber stürzten sie eine nach der andern an ihre Lederkoffer, suchten ihre Kostbarkeiten und guten Kleider heraus und machten sich in aller Eile fein, jede wollte schöner als ihre Freundinnen sein. So erwarteten sie ihr Schicksal, bis wieder der Christenruf heranscholl, und als die Eheherren die Geretteten in ihre Arme schlossen, da merkten sie — so unverkennbar, daß es bis in die Chroniken gekommen ist — die kleine kühle Enttäuschung ihrer herzallerliebsten Frauen.

Weil die ins Volksmärchen gekleidete Erfahrung, von der wir ausgingen, immer und überall wieder gedacht worden ist, geht sie durch die ganze Welt. Von China und Indien bis herum an den Stillen Ozean, und wo an den Zuflüssen des La Plata abends in den Venden die in den Poncho gehüllten Männer beieinander hocken, wird sie verständnisvoll erzählt. Wäre sie den Völkern unentdeckt geblieben, wenn sie im altsanskritischen Indien das eine, erste Mal nicht erzählt worden wäre? Schwerlich. Die Indier wußten, daß mittags die Sonne am höchsten steht, und dieselbe Kenntnis findet sich bei den Eskimos; müssen demnach uralte prähistorische Kulturwanderungen vom Ganges bis nach Grönland und Alaska gehen? Nicht jeder glaubt's. Immerhin aber würde er aufhorchen, wenn er wahrnähme,



Der Brief.

Gemälde von Max Thedy.

daß Sanskritmann und Eskimo sich einer eigentümlich verwandten Gleichnissprache bedienen. Es kann dieselbe Erkenntnis überall autochthon vorhanden sein, ihre Formensprache jedoch von einem Volk zum andern entlehnt werden. Ersteres muß aber sogar der Fall sein, denn sonst interessiert die Weisheit der anderen Völker nicht.

Die Frage im einzelnen ist nun bei unserem Märchen um so verwickelter, als unaufhörlich Kunstpoesie zum Volke niedersinkt, und wiederum die Kunstpoesie aus dem Born des Volkserdichteten die höchste Kraft und Wahrheit ihrer Stoffe nimmt. Dieser Wahrheit von innen her bedarf einmal jede Dichtung, damit sie richtig leben soll, schon weil nur jene die klare Gemeinverständlichkeit enthält. Darum gibt es diese wiederkehrenden Volksstoffe, die beständig von neuem in die Kunstdichtung aufgenommen, von ihr wiederholt werden. Wenige Themata im Oberstock der literarischen Dichtung erreichen an beständiger und universaler Wiederkehr den Stoff von der allzurasch getrösteten Witwe, der im Unterstock des Tiermärchens am liebsten auf den Namen der Füchsin geht.

Seit dem Mittelalter kennt das ganze Abendland die verbreitete Volkserzählung auch in der mehr oder weniger künstlerischen Form der literarischen Novelle, woraus dann wieder die Versdichtung oder auch das Drama sich ableiten. Wir nennen aus der ganzen Fülle nur ein paar Namen, die bekanntesten neueren: Brantôme, Lafontaine, Voltaire, Rétif de la Bretonne, Goldsmith, Weiße, Lessing, Wieland, Heinse, Lichtenberg, Brentano, Chamisso.

Chamissos „Lied von der Weibertreue", etwas langatmig, ist wohl die für unseren Kreis bekannteste Version. Es ist eigen, daß selbst das große Kind Chamisso, dieser gütig reine Mensch und Dichter, der scharfen Ironie unseres Stoffes nicht entgangen ist. Ihm gewachsen ist er freilich nicht gewesen, wenn er sich auch angelockt fühlte und ihn zweifellos begriff. Dabei war seine nächste Vorlage unglücklich minderwertig gewählt: der spöttisch oberflächliche Jean de Lafontaine († 1695), dessen ganze Männlichkeit nichts weiter vorzubringen hat, als ein plattes und glattes Plaidoyer für die siegende freche Frivolität. Diese Schlußapotheose über-

nimmt natürlich Chamisso nicht, aber der amüsierte Ton der Vorlage behält doch seine Einwirkung auf ihn.

Der Hauptmann bei Chamisso ist auf einer Räuberhetze gefallen. In seinem Grabgewölbe sitzt in unsagbarer Verzweiflung die Witwe mit der alten Magd, der Amme; sie ist entschlossen und hat den Schwur getan, dem Gatten nachzusterben. Weinend, klagend, dem Tod von Gram und Hunger entgegenharrend, sitzt sie da, beim traurigen Lämpchen des Toten. Unweit am Galgen schlenkert der ergriffene Räuber, den ein junger Landsknecht bewachen soll. Den friert im winterlichen kalten Nachtwind, er läuft hin und her und guckt in die Gruft, aus der der kleine Lichtschein kommt. Sie wollen beide sterben, sagt ihm die Amme, die schon gräßlich hungert. Ihn dagegen friert, Hunger hat er auch, aber auch zu essen, und in dem Gewölbe ist Schutz. Er holt seine Wurst und sein Brot hervor, und zuerst die Amme, dann die Frau, nach dem nötigen Sträuben, essen mit. Nun geht das weitere, wie sich dies bei Chamisso von selbst versteht, möglichst anständig zu, der junge Landsknecht wird morgen wiederkommen, vorläufig nimmt er einen Kuß der schönen Witwe mit. Und sie denkt ihm nach, errötend, betroffen, zurück ins Leben atmend. Da stürzt ihr junger Bekannter verstört wieder herein: Man hat ihm seinen Toten gestohlen!

„Blitz Hagel, das war mein Henkerschmaus,
Den Platz da füll' ich morgen noch aus" —

morgen werden sie ihn nämlich zum bitteren Lohne hängen. Aber die Amme, die Alte, weiß Rat — sie werden rasch den Hauptmann aus der Gruft holen und ihn an den Galgen hängen. Um Gott, es ist ja des Landsknechts guter Herr Hauptmann, den er da zum Galgen tragen hilft! Ach, laßt sein! Nein, lieber sterben, als das! Der Hauptmann sieht dem Räuber sowieso nicht gleich, dem fehlte der Vorderzahn. Da nimmt die Witwe einen Stein und schlägt dem Gatten den Vorderzahn ein, „du lieber lieber Landsknecht!" Es pfeift der Wind die Heide entlang, die Knochen geben gar guten Klang „zum Lied von der Weibertreue".

Das Zahnausschlagen, nebenbei, ist eine vom Volk

besonders gebrandmarkte Pietätlosigkeit dem Toten gegenüber. In zahlreichen verbreiteten Märchen und Aberglauben kennzeichnet sich das. Auch in historischen Sagen. Als der junge Kaiser Otto III. die Aachener Gruft Karls des Großen öffnen ließ, worin das Gros der Historiker einen Akt der Verehrung erblickt, das Volk schon damals aber gar nicht, da entstand die feine Sage, der junge Herr habe dem toten Kaiser an die Nase gefaßt und einen Zahn von ihm mitgenommen.

Ein anderer Akzent ist Chamisso gänzlich entgangen. Im Mittelalter und noch Jahrhunderte danach gilt die unverbrüchliche Schimpflichkeit des Henkeramtes. Der Scharfrichter ist nicht unehrlich, aber der Henker. Der auf sich haltende Mann stirbt lieber, als daß er den Toten zum Galgen hebt, und darum hängt in allen damaligen Formen unserer Erzählung die Frau den gestorbenen Gatten auf. Das Weib in seiner kopflosen Sinnlichkeit und Willkür macht sich auch noch für immer „unehrlich" um den ersten besten Schatz. Chamisso setzt dafür das modernere, flauere Motiv, daß der Landsknecht zaudert, weil er seinen eigenen Hauptmann erblickt, dann aber doch mit zugreift. — Unter sonstigen älteren Verfeinerungen des Stoffes heben wir hervor, daß einige Bearbeitungen den Gatten nicht erst als Toten einführen, wodurch er persönlich einigermaßen gleichgültig bleibt, sondern daß sie ihn vor unseren Augen sterben lassen, unter rührenden Zeichen seines Weiterdenkens für die Frau.

Dem Mittelalter und dem Abendlande überhaupt hat der römische Satiriker Petronius aus Neros Zeit diejenige Grundlage der Erzählung vermittelt, die die meisten erweiternden Bearbeitungen gefunden hat. Er bildet nicht die einzige, aber eine wichtige Brücke für die Wanderung des Stoffes. Petronius verlegt die Erzählung nach Ephesus, nach Kleinasien. Ob Zufall oder nicht, kann damit die Wegrichtung dieses literarischen Stoffes angedeutet sein, vom Osten her zu Griechen und Römern. Eine „Matrona", eine schöne, noch junge, angesehene Frau, verzweifelt über den Tod des Gatten, will in seiner Gruft Hungers sterben, und bei ihr ist die Magd. In der Nähe hängen gekreu-

zigte Räuber, bewacht von einem Soldaten. Es vollzieht sich alles wie bei Chamisso, aber kurzfertiger, und nach drei „glücklichen" Liebestagen wird der Gatte für den einen Leichnam, der inzwischen von Verwandten zur Beerdigung gestohlen ist, ans Kreuz gehängt. Das Zähneausschlagen fehlt, ebenso die Scheu des Liebhabers, den Toten ans Kreuz zu heben; das sind erst germanische und mittelalterliche Zutaten.

Die Hauptlinie dieser literarischen Erzählung, von Petronius bis Chamisso, verfolgen wir nun in vielen einander ähnelnden Stationen, mittelalterlichen und späteren, verfolgen die frühen Verzweigungen von der Hauptlinie, die über Frankreich weiter führt, nach Italien, Spanien, England, Schottland, und nicht zuletzt nach Deutschland. Deutschland, wie immer, horcht nach allen Seiten um, es hat die direkten Quellenbeziehungen zu der lateinisch-römischen Form, und außerdem gesellen sich von Zeit zu Zeit die indirekten über Frankreich hinzu. Nun tritt aber zu dieser ganzen, mit Petronius einsetzenden römisch-mittelalterlich-modernen Linie höchst interessant eine neue, anderweitige hinzu. Das ist die, die unmittelbar vom mittelalterlichen Orient zum mittelalterlichen Abendlande führt. Über alles dies unterrichtet Adalbert Kellers Einleitung zu seiner Ausgabe „Li Romans des Sept Sages" (1836) und Ed. Griesebachs 1873 erschienenes, geistvoll geschriebenes Büchelchen „Die treulose Witwe", das freilich die gegebene Unübersichtlichkeit der Sachlage bei der Lektüre noch recht verstärkt.

Wie schon der Titel der Kellerschen Ausgabe sagt, geht auch die Richtung der zweiten Linie nach Frankreich. Dieses Land hat von früh an für den Stoff die größte Vorliebe gehabt und sie auch behalten. Es hängt das nicht unwesentlich damit zusammen, daß in Frankreich, allerdings auch in den übrigen romanischen Ländern, erst die verheiratete Frau in Liebesbeziehungen eintritt, durch die Ehe, bestenfalls oder meistenfalls in die Liebe zu dem für sie ausgesuchten Mann. Dagegen gibt es aktive Herzensangelegenheiten junger Mädchen nicht, außer allenfalls in der verbotenen Heimlichkeit. Durch alles dieses wird die

romanische Liebe zu einem anderen Begriff und namentlich zu einem anderen Ziel herabgedrückt, es fehlt in ihr das Element der Jungfräulichkeit von vornherein. Entsprechend sind die französischen Epigramme über den Witwenstand ausgesucht dreist, und begeisterte Aufnahme mußte die Anekdote des Petronius finden. Für die sittenfreien Hofleute der Valois im sechszehnten Jahrhundert war „Nostre Dame d'Ephèse" zum geflügelten Wort geworden, und als man hundert Jahre später eine Bühne in unserem Sinne besaß, hat dieser Stoff zu den beliebtesten gehört und ist von kundigen dramatischen Autoren mit besonderem Eifer bearbeitet worden.

Als Tragödie? Daran dachte Niemand. Als Posse, Lustspiel, komische Oper und derlei. So wird er als Laszivität, als Zote, dem sittlichen Wert nach, weitergegeben.

An sich bedarf es des tragischen Abschlusses nicht. Die Sühne am Schluß, die bei den biedersten Bearbeitern und daher bei deutschen auftritt, daß nämlich der gründlich empörte Liebhaber schließlich die Witwe tötet, ist nur der naivere Ausgang, aber darum noch nicht der sittlich notwendige. Wirksamer ist sogar die Beibehaltung der stillschweigenden Ironie bis über den Ausgang, weil dieser nun in dem Leser erreglicher, agitatorischer hinterbleibt. Dickens hat von dieser Taktik bei seinen großen Romanen gegen das Advokatentum und andere Übelstände Gebrauch gemacht: sie gedeihen unbehelligt fort, wie bei der Frau Füchsin Hochzeit, und sie tanzen, da sie wohl nicht freiwillig aufgehört haben, noch immerzu. —

Für die Herkunft aller Verbreitungslinien unserer Erzählung von einem bestimmten geographischen Punkte beweist der gleiche Kern der Erzählungen an sich noch nichts. An solche gemeinsame Herkunft zu denken, wird dagegen nahe gelegt, wenn außer dem springenden Punkt der Erzählung auch noch kompositionelle Einzelheiten bei den verschiedenen Völkern wiederkehren. Dadurch, daß zu den islamitisch-orientalischen Versionen, die im Mittelalter ins Abendland herüberwanderten, der Galgen gehört, kennzeichnen sie sich mit vieler Wahrscheinlichkeit als auf derselben Grundlage beruhend, wie die Anekdote des Petronius.

Wiederum ist vom Islam auf eigene Hand an der Komposition modelliert worden, so gut wie vom Mittelalter. Und zwar hat die orientalische Erzählungsweise die Historie merkwürdig herumgedreht. Das Motiv, das zu solchen Abänderungen führt, ist ja bei aller mündlichen Tradition dasselbe, ob sie Sage, Epos, Märchen, Fabliau, Anekdote heißt: erzähle deine Geschichte gut, gib sie anschaulich, mache alles deinen Hörern mundgerecht, drehe, modernisiere, vertausche Zeit, Ort, Personen, Hergang, aber — laß die Pointe stehen.

In den Erzählungen „Tausend und Eine Nacht" und in der türkischen Leseart, die aus der Zeit der Eroberung von Konstantinopel stammt, ist es der Mann, der am Grabe seiner Frau sterben will. Dort ist es ein Seidenhändler, hier ein Schneider. Also Leute von wenigstens stofflich verwandten Berufen. Diese Abänderung, die das vorgefundene Motiv des Sterbens am Grabe sonst stehen läßt und die den Forschern so auffällig war, ist nahezu selbstverständlich. Die vielgehütete muhammedanische Frau ist gar nicht in der Lage, sich selbständig entschlossen an das Grab ihres Mannes zu setzen. Solche Unwillkürlichkeiten der Schicklichkeit, wovon noch das Sterben nicht dispensiert, haben aber schon in den antiken und vormuhammedanischen Kompositionen die Dienerin als unerläßlich hinzugefügt. Und deren bezeichnende Hinzufügung ist der eine hauptsächliche Grund, der auch mich, unabhängig von den approbierten Theorien über die Tiersage, mindestens eine Beeinflussung des germanischen Tiermärchens durch die orientalisch-antike Überlieferung annehmen läßt. Denn an sich bedarf die germanische Frau des weiblichen Adjutanten nicht, der zur Jungfer Katze in dem Märchen von der Füchsin wird.

Der Mann der arabischen und türkischen Erzählung will am Grabe seiner Frau aus Liebe zu ihr sterben. Aber der Prophet Aysa kommt vorbei und erweckt die Frau. Aysa ist niemand anders, als Isa, derselbe heilige Mann, der einst des Jaïrus Töchterlein und den Sohn der Witwe erweckt hat und dem als religiöser Persönlichkeit auch die Religion des jüngeren Stifters legendarische Verehrung zollt. Der

glückselige Gatte läuft nun fort, um seiner wiedergeschenkten Frau die nötigen Schleier und Kleider zu holen. Währenddem kommt ein Prinz vorbei, die Frau gefällt ihm für seinen Harem, und sie geht ohne Besinnen mit. Der Gatte kommt zu dem Prinzen und fordert seine ihm rechtlich gehörende Frau. Nun tritt hier der Zug des weiblichen Ratschlags in der Weise hinzu, daß die Frau sofort einen Ausweg weiß, die prekäre oder vielmehr rechtlich gar nicht zweifelhafte Lüge zu lösen. Die vielgeübte Wehr und Waffe aller Unfreiheit tritt in Aktion, die unbesinnliche weibliche Lüge. Das ist ihr Mann gar nicht! es ist ein Räuber, der sie gestohlen, ausgeplündert und in das Grab eingesperrt hat. Der Prinz will den Seidenhändler oder Schneider aufhängen lassen, da tritt als Deux ex machina der Prophet abermals hervor, klärt alles auf, und an den bereitstehenden Galgen kommt das Weib.

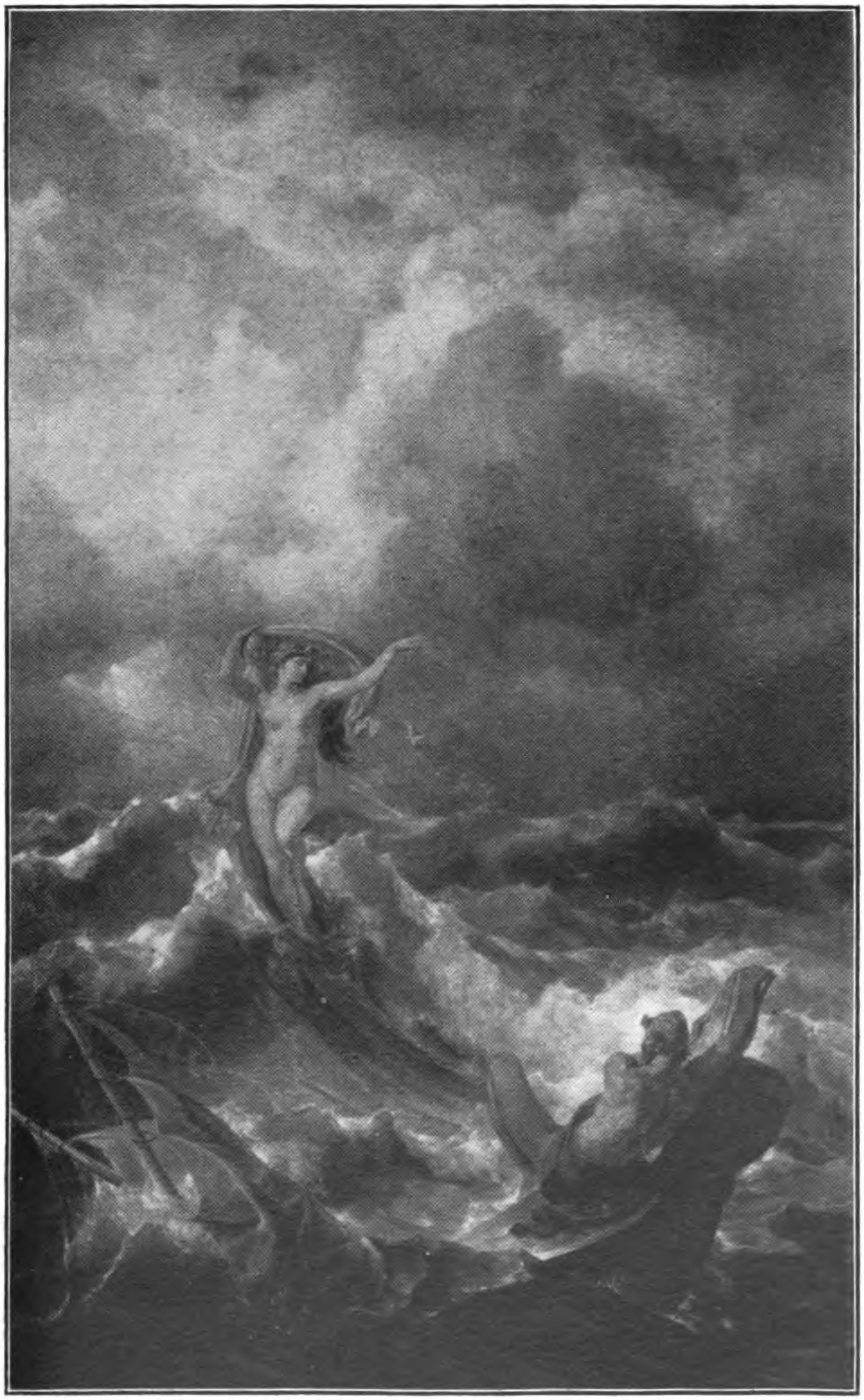
Die Sammlung „Tausend und Eine Nacht" stammt aus dem sarazenischen Ägypten, enthält jedoch keineswegs originale arabische Stoffe. So, wie die wichtige und schöne Kultur des Islam auf der Aneignung von Hellenistischem, Spätantikem einerseits, von Indisch-Ostasiatischem anderseits beruht, so sind auch diese berühmten Märchen in der Hauptsache indischen oder östlicheren asiatischen Ursprungs. Auf der Wanderung nach Westen ist persisches und endlich auch westasiatisch-mittelländisches Material hinzugekommen und das Ganze nun in das arabische Gewand gekleidet worden. So jung die endgültige Redaktion von „Tausend und Einer Nacht" ist, die wohl erst dem fünfzehnten Jahrhundert entstammt, so sind doch schon um die wirkliche Zeit des Harun al Raschild oder bald danach diese Märchen und ihre Spuren im vorderasiatischen Orient anzutreffen. Längst vor jenen Redaktionen wurden sie im Volke erzählt, und in deutlich klarliegender Weise setzt zur Zeit der Kreuzzüge ihre wichtigste Weiterwanderung nach Europa ein. Von da ab nehmen die Literaturen der Italiener, Franzosen, Deutschen sie auf, auch wenn sie sich noch vielfach des Klosterlateins bedienen. Es beginnt eine abermalige Zurechtstutzung, in das europäische Milieu, teils durch literarische Sammler und Bearbeiter, wie Boccaccio,

teils durch den formenden Erzählermund der Volksmärchenpoesie. „Tausend und Eine Nacht“ dagegen ist erst seit Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, wieder auf dem Wege über Frankreich, dem Abendlande bekannt geworden.

Nunmehr liegt es nahe, unsere Erzählung auch im originalen Indischen aufzusuchen, und da hat man sie in der Tat in verschiedenen Spuren entdeckt, wovon die älteste sich in dem sanskritischen Roman „Dasa-kumâra-tscharita“ findet. Ferner ist bemerkenswert, daß indischen Ursprungs die Erzählungen der „Sieben weisen Meister“ sind, die relativ früh in der griechischen und lateinischen Welt verbreitet gewesen sind, sowie in der persischen, syrischen, türkischen, rabbinisch-hebräischen, und seit dem dreizehnten Jahrhundert italienische, französische, deutsche Bearbeitungen erfahren haben. Es sind die Erzählungen des sog. Sindabadkreises, woher die griechische Bearbeitung „Syntipas“, die hebräische „Mischle Sendebar“ heißt. Der arabische Gelehrte Massudi im zehnten Jahrhundert führt diese Erzählungen auf den Roman eines indischen Philosophen, das „Buch des Sindabad“, zurück. Dieses grundlegende indische Buch im Original fehlt uns leider. Aber an dem indischen Ursprung der Erzählungen der Sept Sages oder Sieben weisen Meister ist gar nicht zu zweifeln, trotz ihrer europäischen Umkostümierung auf die Zeit des „Kaisers Pontianus“ und seines Sohnes erster Ehe Diocletianus.

Das Motiv der schlechten Frau bildet schon den äußeren Rahmen, innerhalb dessen die weisen Meister ihre Geschichten erzählen. Den Diocletianus verfolgt seine Stiefmutter mit ihrer liebenden Person, verleumdet ihn dann beim Vater und wird endlich statt seiner, der schon zum Galgen verurteilt ist, hingerichtet. Ferner ist die besondere Novelle von der Witwe darin, und zwar in den Grundzügen mit genauen Anklängen an die Version des Petronius. Nun tritt wieder mittelalterlich das Aufhängen des toten „Herzogs“ durch seine eigene Frau hinzu und ebenso das Zahnausschlagen. —

Wir verlassen diese indisch-antik-orientalisch-abendländischen Kettenzüge, deren richtiger Lückenschluß neuen Möglichkeiten der Forschung noch vorbehalten bleibt. Wo



Leukothea. Gemälde von Friedrich Preller.

Ahnungen, Schlüsse, Herüber- und Hinüberverbindungen naheliegen, sind sie auch nahegerückt worden. Mehr zu zeigen verbot das Dickicht der Sachlage, das schlechterdings noch nicht vollkommen zu durchleuchten ist, verboten auch die mannigfachen Schwierigkeiten, die hier nicht in ihrer verwickelten Ausführlichkeit dargelegt werden sollten.

Daß im germanischen Tiermärchen die Magd ihre symptomatische Rolle spielt, ist schon betont worden. Weiter ist es höchst bemerkenswert, daß wenigstens in der einen Lesart des Märchens von der Füchsin das Moment des bloß geheuchelten Todes des Gatten auftritt. Indem wir nun diese Abweichung ganz besonders ins Auge fassen, gelangen wir am Schluß noch zu der verwandten Erscheinungsform der Erzählung bei den Chinesen. Das deutsche und das chinesische Märchen erfordern natürlich für den Zusammenhang eine vielgliedrige Kette, an die auch die übrigen Lesarten der Erzählung sich anreihen.

Die Einflüsse Indiens auf China sind bekannt; für unseren Fall sie des näheren zu bezeichnen, darauf muß jedoch verzichtet werden. Die Chinesen nun haben aus unserer Novelle, ohne das Krasse darin gänzlich auszuscheiden, das weitaus zarteste Kunstwerk von allen gemacht. Eine solche hohe Verfeinerung und Ästhetisierung geht ja durch die gesamte chinesische Dichtung und hängt zusammen mit der Subtilität in den menschlichen Gegenseitigkeiten, wozu sein hohes Kulturalter dieses Volk erzogen hat. Ich gebe die Novelle in starker Verkürzung, nach der Inhaltsangabe durch Griesebach.

Zur Zeit der Regierung des Kaisers Tschau lebte ein großer Gelehrter namens Tschwang-sang. Er war ein Schüler und Anhänger des Laotse, des in das sechste Jahrhundert v. Chr. gesetzten Stifters der Lehre und Sekte des Tao, des mit der Vernunft oder dem λόγος inhaltseinen höchsten Wesens. Drei Frauen nacheinander heiratete Tschwang-sang, die eine starb, die zweite schickte er fort wegen eines ehelichen Fehltritts, und die dritte hieß Tien-sche, sie war schön wie ein Engel, und ihr Gesicht hatte die Farbe eines Eiszapfens, der undurchsichtig weiß ist.

Eines Tages ging Tschwang-sang in der gebirgigen

Umgebung seines Wohnortes umher und sah zwischen den Gräbern, die unter den Abhängen waren, einen ganz frischen Hügel. Darauf saß eine junge Frau, die beständig ihren offenen Fächer schwang. Er frug sie, warum sie das tue, und sie antwortete, hier liege ihr Mann begraben. „Während seines Lebens war sein Weib ihm alles, und auf dem Sterbebette sprach er den letzten Wunsch aus, wenn ich wieder heiraten wolle, so möge ich warten, bis die Erde seines Grabhügels trocken geworden sei. Nun fächle ich diesen, weil ich besorge, die aufgeworfene Erde werde nicht so bald trocknen.“ Tschwang-sang dachte allerlei, sagte aber als wohlerzogener Mann: „Eure Handgelenke sind schwach!“ und fächelte ihr selber das Grab trocken, worauf sie fröhlich wurde und lachte, daß du ihr Gesicht mit deiner Hand hättest umspannen mögen. Sie wollte ihm zum Dank verschiedenes schenken, er nahm aber nur den Fächer von ihr an.

Zu Hause erzählte Tschwang-sang alles seiner Frau, die außer sich vor Zorn geriet und meinte, so Weiber wie diese gäbe es wenige. Tschwang-sang sprach darauf folgenden Vierzeiler — das leichte sentenziöse Improvisieren gehört zur besseren chinesischen Bildung und ist allgemein verbreitet —:

In ihrem Leben spricht jede mit tiefster Dankbarkeit!
Nach dem Tode sehnen sich alle das Grab zu fächern!
Ein Bild kann dir die bunte Haut des Tigers und Drachen
zeigen, aber nicht ihren inneren Bau:
Die Kenntnis des menschlichen Antlitzes ist nicht die Kenntnis des Herzens.

Sie sprachen noch viel hin und her, wobei Tien-sche unter anderem versicherte, daß ein keusches Weib nie zum zweiten Male heirate, und einige Sentenzen verfocht über die Ungerechtigkeit der Männer in ihren allgemeinen Auffassungen. Schließlich riß sie ihm den Fächer weg und zerbrach ihn aus Scham über jene Frau.

Tschwang-sang sagte nichts weiter, wurde aber nach einigen Tagen plötzlich krank, und unter dem Jammer seines Weibes, das mit ihm sterben wollte, verschied er.

Tien-sche weinte Tage und Nächte, schlief nicht und vermochte weder zu essen noch zu trinken. Am neunten Tage, als der Tote in der Halle stand — begraben wird oft erst nach vierzig Tagen — kam ein junger vornehmer Student an, dessen Gesicht wie ein Bild war, mit Lippen, als wären sie mit Drachenblut gefärbt. Er war nach der feinsten Mode gekleidet, in farbigen Nankingkleidern, mit schwarzem Barett, gesticktem Gürtel und Scharlachschuhen. Er teilte im Hause mit, er sei der Enkel des Königs von Tsu und sei gekommen, um ein Schüler des Tschwang-sang zu werden. Er trat zu dem Toten und hielt eine Ansprache an ihn, dann wollte er auch Tien-sche sehen, um ihr seine Höflichkeiten zu sagen, sie lehnte aber ab. Erst als er sie erinnerte, daß er als ein Schüler des Tschwang-sang, der er wenigstens hatte werden wollen, in einem Verwandtschaftsverhältnis zum Hause stehe, erschien sie. Und als sie ihn sah, ging es ihr durch und durch, und sie wurde von Liebe zu ihm ergriffen.

Hier spielt die Rolle der Amme oder der Jungfer der Diener des Prinzen, dem Tien-sche ihre Verliebheit mitteilt, während er die des Prinzen schon weiß, und der daher vielen guten Wein und schmeichelhafte Worte bekommt. Während nun die Frau „gleich einer Äffin" auf die Hochzeit entbrannt ist, macht der Prinz aus Gewissenhaftigkeit Schwierigkeiten, die sie aber alle widerlegt. Nicht bloß wegen der Welt, sondern auch moralisch brauche sie keine Rücksicht zu nehmen. Denn noch kürzlich habe Tschwangsang sie durch einen Strom von Schmähungen beleidigt, weil er ein Weib das Grab des Mannes trocken fächeln sah. Kurzum, sie schmückt sich für ihren Freier und richtet das Brautgemach, der Prinz erscheint im hohen Staat, und in der Halle, von wo der Tote in einen Stall gebracht ist, wird die Zeremonie vollzogen.

Aber in dem Augenblick, wie sie in die Brautkammer eintreten, bekommt der Prinz eine Art epileptischen Anfall. Der tödlich bestürzten Frau sagt der herbeigerufene Diener, nur eines kann ihn heilen, und nach einigen Winkelzügen kommt er damit heraus: das Gehirn eines Mannes, in Wein gekocht. Sofort besinnt sich Tien-sche auf die günstige

Gelegenheit. Sie nimmt Beil und Lampe, geht in den Stall, streift die Ärmel auf und schlägt mit aller Kraft auf den geschlossenen Sarg ein. Endlich ist dieser aufgesprengt, da sieht sie mit Entsetzen, wie Tschwang-sang sich aufrichtet und sie anruft. Er steht auf und geht mit der sich Sträubenden in die Kammer. Zum Glück ist der Prinz nebst Diener verschwunden. Nun folgen die Auseinandersetzungen, was die Hochzeitszurichtungen zu bedeuten haben, des Gatten Erstaunen und ihre um keinen Einfall verlegenen Ausreden. Aber niemand anders, als Tschwang-sang hat mit Hilfe seiner geheimnisvollen Weisheiten den Prinzen und seinen Diener herbeigezaubert. Es ist alles Vision gewesen, wie sich zeigt, als er flüchtig das Bild für einen Augenblick wiederholt, den Prinzen wiederkommen und abermals verschwinden läßt. Denn es widerstrebt der chinesischen Bearbeitung, die argen Dinge als herbe und schimpfliche Wirklichkeit zu bringen. Sie läßt es bei der durchgeführten Hypothese bewenden, behandelt sie wie einen schlimmen Traum, den kein anderer erfährt. Desto gründlicher scheitert aber so an der geheimnisvollen Übermacht des weisen, wissenden, philosophischen Mannes das lügenschnelle Weib. — Freilich nun, da einmal die Probe gemacht worden, ist alles aus. Daß das Wort des Weibes überhaupt auf die Probe gestellt wird, das ist die eigentlichste Tragik dieses Märchens. Und so reißt sich denn die Frau den gestickten Gürtel ab, knüpft ihn an einen Balken und hängt sich auf. Als Tschwang-sang sieht, daß sie tot ist, legt er sie in den zertrümmerten Sarg und singt das Totenlied; auf seiner tönernen Flöte begleitet er den wehmütig nachdenklichen Gesang. „Weh, weh! Ich zerbreche diese tönerne Flöte, denn ich werde nicht mehr auf ihr spielen. — Was ist sie, wer bin ich?" So schließt das Lied. Dann steckt er das Haus in Brand, der Sarg verbrennt mit zu Asche; es verbrannte alles, bis auf das Buch vom Pfad der Tugend und das Buch der südlichen Blumen, die von den Leuten in den Bergen aufbewahrt wurden und noch heute von Hand zu Hand gehen. Tschwang-sang aber wanderte nach dem Westen, in die abgelegenen Gegenden, und heiratete nicht mehr.

Königin Mode.

Vom Biedermeier.

Es lebt ein Wesen, das uns alle knechtet —
Daß heißt: kein Wesen, sondern ein Begriff,
Ein Etwas, das die Logik selbst entrichtet,
Dem Könige gehorchen auf den Pfiff;
Das toll ist, ohne jegliche Methode
Und selbst die Weisen dennoch oft entzückt.
Das immer Recht hat, ist es auch verrückt —
Dies wunderliche Ding, es ist die Mode!

Wenn sie befiehlt, pariert zuletzt ein jeder —
Vielleicht mit Knirrschen — aber er pariert,
Bis zu dem Kaffern, der sein braunes Leder
Mit neuen Mustern schmerzhaft tättowiert;
Wenn sie befiehlt, ist zwischen Schön und Häßlich
Mit einem Schlag der Unterschied verwischt;
Auch das Bizarrste, von ihr aufgetischt,
Bald wird er durch Gewohnheit unerläßlich!

Als sich der Höhlenmensch mit Ocker-Arten
Rot-gelb bestrich, war schon die Mode da —
Nein, früher schon, als sich den Dünnstbehaarten
Zum Gatten nahm die Pithekanthropa!
Zur Mode ward die lichtere Behaarung,
Und flugs verlor der Mensch sein Affenfell —
So war der Geist der Mode eventuell
Des Menschheitswillens erste Offenbarung!

Die Mode — überlegen wir es reiflich! —
Hat auf den Weg uns zur Kultur gebracht —
Durch Atavismus wird uns da begreiflich
Erst ihre ganze unbegrenzte Macht.
Weiht der Geschmack ihr oft auch derbe Flüche —
Es beugt sich resigniert ihr der Verstand:
Er weiß, sie kriegt ja doch die Oberhand,
Sie wurzelt tief im Urgrund unsrer Psyche!

Man muß sie lächelnd sich gefallen lassen,
Regiert sie auch tyrannisch, ohne Sinn,
Sie schenkt uns bunte Anmut doch in Massen,
Des Tages ewig junge Königin!
Sie ist ein Weib — sie ist *das* Weib! Wie dieses
Leiht sie dem Leben Fröhlichkeit und Glanz!
Wenn sie verschwände, wär' der Horen Tanz
Was Monotones, ach! und gräßlich mießes!

Beherrschen tut sie alle zwei Geschlechter —
Doch freilich, was das Mannsvolk anbelangt,
Berechtigt sie weit öfter zum Gelächter,
Als daß man ihr was Richtiges verdankt!
Vergebens sehnen wir uns unbeschreiblich,
Daß sie die triste Männertracht verschönt —
Nein, wenn der Mode meine Leier tönt,
So meint sie nur die Mode, welche weiblich!

Die sorgt, daß Alles unaufhalsam wechselt
An unsern Frau'n — zum Beispiel: die Figur:
Bald sind sie mehr barock und rund gedrechselt,
Bald schlank und kantig — gotisch von Statur;
Bald sind die Schultern schmal, bald sind sie breiter,
Bald sind die Hälslein kurz, bald sind sie lang,

Bald täuscht uns Mangel vor, bald Überschwang,
Die Konstruktion des Mieders — und so weiter!

Wenn Einer im Besitz von einer Frau ist,
Die nicht dem Wunsch der Mode schenkt Gehör,
So hat ihr Haar, bis daß es schließlich grau ist,
Langweilig stets die nämliche Couleur —
Ist sie modern, so glänzt blauschwarz — romanisch
Ihr Haupthaar heute — morgen wieder braun,
Dann ist es wieder waizenblond zu schau'n,
Dann wird es prachtvoll goldrot — tizianisch!

Ein Scheitel macht die Frauen sanft — madonnig,
Ein Lockenköpfchen neckisch und naiv
Ein Gretchenzopfpaar schmachtend, süß und wonnig,
Ein Tituskopf gedankenvoll und tief.
Zopfschnecken an den Schläfen wirken immer
Ästhetischüberweiblichmalweibhaft —
Kurzum: des Proteus ganze Zauberkraft
Verleiht das Haar allein dem Frauenzimmer!

Wer aber lehrt die Mittel zur Verwandlung?
Die Mode ist's! Vom Scheitel bis zum Fuß
Hat sie die Frau in ständiger Behandlung
Vom Abendmantel bis zu den Dessous!
Die zarten Heimlichkeiten der Toilette
Macht sie zum Quell der Freude für den Mann.
Sie hält das Weib nicht nur am Tag im Bann,
Von ihr entkleidet, legt sich's auch zu Bette!

Sie gibt dem ganzen Leben Stil und Richtung,
Sei's für die Welt und sei's auch für zu Haus;

Sie sucht den Frauen ihre Lieblingsdichtung,
Das Lieblingsbild, die Lieblingsoper aus;
Sie löst die Frage: Radeln, Reiten, Rodeln,
Flirt, Bridge, Klavierspiel, Tennis, Diabolo?
Die Seele, wie den Körper weiß sie so
Mit sanftem Zwange zeitgemäß zu modeln!

Sie sorgt, daß uns der Liebsten Reiz nicht rostet,
Vielmehr im Tage dreimal sich erneut
Und jammert auch der Mann, wieviel das kostet,
Ist vom Effekt er dennoch hocherfreut.
Sie sorgt in unermüdlichem Betriebe,
Daß nie des Weibes Weiblichstes verpufft,
Sein geistig-leiblich-rätselhafter Duft —
Die Mode ist der gute Geist der Liebe!

Fritz v. Ostini.



Jane Seymour, Königin von England.
Gemälde von Hans Holbein dem Jüngeren.
Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl, München.

Heinrich VIII. von England und seine Frauen.

Von Carry Brachvogel.

Mit vier Zeichnungen von Meinhard Jacoby.

Kaum hatte Heinrich VII. über Bürgerkriege und ihre Greuel hinweg die Dynastie der Tudors in England begründet, da stand sie auch schon auf nur vier Augen: auf seinen eigenen und denen seines zehnjährigen Söhnchens Heinrich. Freilich hatte vor etwa einem halben Jahr der Thronerbe Arthur sich mit Katharina von Aragonien vermählt, der Tochter Ferdinands des Katholischen. Voll Stolz und Freude blickte damals der englische Schwiegervater samt all seinen edlen und unedlen Briten auf die üppige Südländerin, die der kränkliche Prinz von Wales heimführen durfte. Reiche Morgengabe und reiche Hoffnung brachte sie mit. Ihre bräutliche Hand war ein Unterpfand für die Freundschaft, die das alte mächtige Spanien künftighin dem jungen, erst emporstrebenden England schenken wollte. Ihre prangende Jugend schien sie vorzubestimmen zur Stammutter eines zahlreichen, blühenden Geschlechts. Fünf Monate später lag Arthur auf der Bahre. Trüben Auges, nachdenklichen Sinnes sah der englische Schwiegervater auf die jugendliche Witwe. Noch schluchzte sie —, aber es war nicht anzunehmen, daß sie all ihr lebelang um einen Gatten schluchzen würde, dem sie kaum vermählt gewesen, und dessen kränkliche Art wohl nicht allzuviel Reiz gehabt haben mochte für eine sechzehnjährige, temperamentvolle Frau. Wenn sie eine neue Ehe schloß, würde sie dem nächsten Gatten die Freundschaft Spaniens vermitteln und ihm, nicht den Tudors das zahlreiche, blühende Geschlecht begründen.

Nachdem er sie eine Weile trüben Auges und nachdenklichen Sinnes betrachtet hatte, kam ihm ein rettender

Gedanke. Er ergriff die Kinderhand seines kleinen Heinrich und legte sie zum Verlöbnis in Katharinas Rechte. So behielt England den Anschluß an Spanien; das zahlreiche, blühende Geschlecht kam eben um etliche Jahre später zur Welt. —

Niemand fragte den kleinen Prinzen und die große Prinzeß, ob ihnen dies neue Personenarrangement gefiel; die Väter waren einig, und die Kinder hatten nur zu gehorchen. Einen Dritten mußten sie aber doch fragen, sogar freundlich um Dispens bitten: den Papst in Rom. Seit ältesten Zeiten her galt ja die Ehe mit des Bruders Weib als sündig. Sagte doch schon die Bibel, daß Gott einen solchen Bund mit Unfruchtbarkeit strafen würde.

Der Papst zögerte ein wenig, machte ein wenig Schwierigkeiten, ließ sich ein wenig bitten und gab schließlich den Dispens. So wurden im Jahre 1509 der achtzehnjährige, schöne Unband Heinrich und die vierundzwanzigjährige würdevolle Katharina ein Paar und zwar gleich ein Königspaar, denn Heinrich VII. war soeben gestorben.

Die Ehe ging, trotz oder vielleicht gerade wegen des Altersunterschiedes der Gatten, lange Jahre hindurch sehr gut. Der Jüngling Heinrich hatte wohl jenes Bedürfnis sich anzuschmiegen, sich von geliebten Frauenhänden sanft gängeln und bemuttern zu lassen, das gerade wilde junge Männer so oft zu älteren Frauen führt. Katharina besaß außerdem alle Eigenschaften, die einem Hof imponieren mußten, dessen Thron sozusagen zwischen den Schlachten aufgeschlagen war und noch unfein neu glänzte. Ein Hof, nicht weniger zügellos als romanische Höfe, aber viel ungraziöser,



Katharina von Aragonien.

ausgelassener und unkultivierter. Ein Hof, an dem niemals der gute Geschmack vermittelte zwischen dem Erlaubten und Verbotenen, sondern Plumpheit jedes rohe Ding mit rohem Worte nannte. Ein Hof, an dem, wie der Chronist meldet, „jedes Hoffräulein von über fünfundzwanzig es als Sünde und Schande betrachtet hätte, keinen Geliebten zu haben".

An einem solchen Hofe mußte eine Frau Eindruck machen, die mit jedem Schritt, mit jeder Geste ihre königliche Würde betont und bei jedem dritten Wort merken läßt, daß sie zum ältesten und edelsten Blut der Christenheit gehört. Zweifellos hat auch ihr junger Gatte zunächst für die erlauchte Tradition einer alten Rasse gehalten, was in Wirklichkeit nur Beschränktheit, Öde und Hoffart war. Denn bei aller Bildung, die sie besaß, war diese üppige Spanierin ein enger Kopf, bei aller Leidenschaftlichkeit ihres Temperaments ein armes Herz. Nicht die Liebe, sondern der Buchstabe war ihr des Gesetzes Erfüllung. Am Buchstaben, am Recht des Buchstaben hing sie mit einer Verbohrtheit, die sie jedenfalls daheim, im väterlichen Palast, gelernt hatte. Auf den Buchstaben gestützt, hat sie gelebt und ist sie gestorben.

Zunächst freilich beherrschte der Buchstabe nur ihren Glauben, ihre Andachtsübungen, die kein Ende nehmen wollten. Diese finstere Marionettenhaftigkeit des Bekenntnisses fiel aber nicht besonders unangenehm auf, solange die Königin noch Zeit fand, ihrem Mann und dem Lande immer wieder eine neue Hoffnung zu geben. Hoffnungen, die freilich ohne Erfüllung blieben, denn fünfmal nacheinander kam das Kind zu früh, tot oder lebensschwach zur Welt. Erst nach siebenjähriger Ehe gebar die üppige Spanierin, von der man ein zahlreiches, blühendes Geschlecht erwartet hatte, eine lebensfähige Prinzeß, Maria, nachmals als Königin „die Blutige" genannt.

Bei allen mütterlichen Mißerfolgen blieben der Königin zunächst die Liebe und die Zuversicht des Gatten bewahrt. Als die Höflinge zur Geburt der kleinen Maria gratulierten und schüchtern Wünsche anfügen wollten für einen künftigen Sohn, unterbrach sie der König und meinte: er und

seine Königin seien noch jung und hofften, dem Lande noch manchen Prinzen zu schenken. Ein schönes Selbstvertrauen, das aber von Tag zu Tag sich vermindern sollte! Die Jugend begann bald zu schwinden: noch nicht dem Mann, dem Sproß einer nördlichen Rasse, die unter blassem Himmel spät reift und spät vergeht, aber der Frau schwand sie, der Tochter des Südens, deren Blüte sich früh erschließt und früh verwelkt. Schon schritt Katharina, erschöpft und kränkelnd von Fehlgeburten, der Stille des Matronenalters entgegen, und noch immer wuchs kein Erbe an Heinrichs Seite heran, immer noch stand die Dynastie Tudor auf zwei Augen.

Den König befiel ein Frösteln, wenn er der Zukunft gedachte; das kaum geeinigte Land mußte neuen Bürgerkriegen anheimfallen. Frösteln ... Zweifel ... Grübeln ... angstvolles Forschen und Fragen, warum wohl ihm, ihm gerade der Sohn versagt blieb, warum sein Haus unter dem Fluch der Erbenlosigkeit verlöschen sollte.

Wer Unabänderlichem, Unbegreiflichem allzulang und allzutief nachsinnt, findet immer eine Erklärung und wär' sie auch noch so vertrackt. Auch König Heinrich ward (nach seiner Auffassung) eine Erleuchtung. Ja, die Tudors standen unter einem Fluch, und der Fluch hieß — Katharina von Aragonien. War sie nicht die Witwe seines Bruders gewesen? Bedrohte nicht schon die Bibel solche Ehen mit Kinderlosigkeit? War es nicht ein sichtbares Zeichen von des Himmels Zorn, daß all seine Knaben im zartesten Alter dahingegangen und nur die einzige Maria lebte?

Indes der Geist des Königs sich mit solchen Fragen plagte, fiel sein Auge auf A n n a B o l e y n, eine Hofdame, die erst vor kurzem aus Frankreich heimgekehrt war und ihre Landsleute in helles Entzücken versetzte, durch ein scharmantes je ne sais quoi, das sie sich in Paris angeeignet hatte. Sie war nicht besonders hübsch, aber mit den hundert kleinen Frauen- und Toilettenkünsten, die sie in Paris gelernt hatte, stellte sie die anderen Damen der Königin in Schatten, die von gallischen Sitten und Artigkeiten nur den erwähnten Liebhaber kannten. Als der König diese

graziöse Pseudo-Pariserin längere Zeit betrachtet hatte, wußte er, daß der Fluch, der Katharina hieß, von den wohlgepflegten, parfümierten Händen Anna Boleyns gelöst werden konnte und mußte.



Anna Boleyn.

Anna Boleyn war zweifelsohne ein verführerisches Wesen, und die Königin war damals zweifelsohne schon eine in jeder Hinsicht recht unerfreuliche Erscheinung geworden. Es wäre aber dennoch töricht zu glauben, daß Heinrich, nach Art moderner Bohémiens, die eine Frau sitzen lassen wollte, nur, weil ihm eine andere besser gefiel. Von einer derartigen Schwäche oder Verliebtheit kann gar nicht die Rede sein; schließlich braucht sich ja ein König auch nicht immer gleich scheiden zu lassen, wenn ihm ein Hoffräulein gefällt ... Übrigens hat Heinrich wohl kaum je in seinem Leben eine Frau als Frau leidenschaftlich geliebt; er hat immerfort durch Liebschaften und Ehen hindurch die Mutter seiner künftigen Söhne gesucht. Hätte Katharina ihm einen Erben geschenkt, nie wäre ihm in den Sinn gekommen, sie zu verlassen. Doch kein Sohn nannte sie Mutter, — so flammte Anna Boleyns Stern empor.

Mit der ganzen Gewalttätigkeit seiner unbändigen Natur drängt der König nun zur Ehescheidung, setzt Himmel und Hölle in Bewegung, um sie zu erreichen. Glauben sie ihm in Rom nicht aufs Wort, daß er ob der Ehe mit der Schwägerin Gewissensbisse spürt, machen sie Schwierigkeiten mit der Lösung des Bundes, schön! so reißt er eben England von Rom los, gründet eine Hochkirche, deren Oberhaupt er selbst ist, und läßt aus seiner neuen Machtvollkommenheit heraus die Ehe mit der Schwägerin für ungültig erklären. Wenn Katharina sich nach wie vor als

seine Frau, seine Königin fühlt und beträgt, so stört ihn das in seiner frischen Bräutigamsstimmung nicht viel. Er ist jetzt aus eigener Kraft ein freier Mann und heiratet!

Das Los Katharinas ist gewiß hart und beklagenswert, aber gerade in ihrer Scheidungsangelegenheit hat sie bewiesen, daß sie eben ein enger Kopf und ein armes Herz war, unfähig, sich über den Buchstaben zu erheben. Sie blieb auf dem Buchstaben stehen, der besagte, daß sie Heinrichs Weib und Königin sei, und keine Macht der Welt konnte sie zwingen, von diesem Buchstaben auch nur ein Tüpfelchen abzulassen. Dieser Buchstabe ließ sie, die sonst so Würdevolle, sich in würdeloser Zärtlichkeit dem Manne nahen, als er ihrer längst schon überdrüssig geworden war. Dieser Buchstabe verschloß ihr den Sinn für die lebendige Wirklichkeit und Not, daß sie nimmer verstehen konnte, warum Heinrich von ihr fortdrängte, fortdrängen mußte. Sie beharrte eigensinnig dabei, daß sie sich keiner Schuld gegen ihren Mann bewußt sei, und verstand nimmer, daß auch ein Verhängnis zur Schuld werden kann. Ihr Verhängnis war — der ungeborene Sohn. Es wäre königlich gewesen, wenn sie dies Verhängnis in seiner ganzen Schwere begriffen hätte, (recht kleine Frauen, wie z. B. Josefine Bonaparte, waren in diesem Punkte königlicher als sie!), aber der Buchstabe hatte den Geist in ihr getötet. Wie eine echte Shakespearesche Königswitwe hat sie die paar Jahre, die ihr nach der Ehescheidung (1533) noch blieben, zwischen hoheitsvollem Jammer und hoheitsvoller Entrüstung verbracht, die Pausen dieser Gemütszustände mit abgeleierten Gebeten füllend. Im Januar 1536 starb sie — ein halbes Jahr zu früh! Denn sechs Monate noch, und sie hätte den Triumph erlebt, Anna Boleyn, die Verhaßte, nach kaum dreijähiger Ehe zum Schafott schreiten zu sehen.

Das erste Jahr der jungen Ehe war freilich für Anna ein köstliches Flitterjahr geworden. O, sie war ja klug gewesen, die scharmante Pseudo-Pariserin, und hatte spröde getan, bis sie den Ring am Finger trug. Trug ihn kaum, und konnte schon dem König jenes Geständnis machen, das man in wohlerzogenen Romanen nur errötend flüstert,

im kinderlosen Hause Tudor aber am liebsten durch Herolde von allen Türmen hätte verkünden lassen. Was kümmerte es nun Anna Boleyn, daß sie bei den Anhängern des alten Bekenntnisses verhaßt war, daß das Volk sie nicht als des Königs Gemahlin, sondern nur als sein Liebchen ansah?! Heinrich umgab sie, die Gesegnete, mit aller Liebe und Sorge, deren er fähig war. Als ihre schwere Stunde nahte, stand er zitternd, stolzer Hoffnung voll, bereit den ersehnten Sohn ans Herz zu schließen. Doch weh der Enttäuschung! Ein Mädchen kommt zur Welt, ein kleines Prinzessel, das später einmal die große Königin Elisabeth sein wird. Später! — alle Verdammnis und alle Zuversicht birgt dem König dies karge Wort. Später? Was wird später einmal sein, wenn er die Augen geschlossen hat?! Später! Vielleicht kommt der Erbe später! Königin Anna ist ja noch jung, hat noch lange Zeit vor sich, um ihm Söhne zu schenken ...

Schon im nächsten Jahre winkt eine neue Hoffnung, winkt und äfft wie ein grausenhafter Spuk: ein toter Knabe wird geboren. Schaudernd rückt der König von der Königin ab; auch sie hat den Fluch nicht vom Hause Tudor zu bannen vermocht, ungeschwächt waltet er weiter und erwürgt das Kind im Mutterleibe. Nun muß Königin Anna um einer Dritten willen erdulden, was Königin Katharina einst um sie erlitt. Der König ist im stillen bereits wieder auf der Suche nach einer passenden Mutter für den künftigen Sohn. Gefällige Höflinge eilen ihm zu Hilfe, beuten seine Vatersehnsucht für ihre religiösen Parteifehden aus. Schon hat, wer gegen Anna spricht, das Ohr, das Vertrauen des Königs. Man beschuldigt sie lutheranischer Sympathien ... des Ehebruchs ... des Hochverrats, ganz zu schweigen von schmählicheren Vergehen. Der Tower — der Prozeß — das Schafott. — So endete im Mai 1536 die lustige Anna Boleyn ihr heiteres, junges Leben.

Bände sind geschrieben worden, um, je nachdem, ihre Schuld oder ihre Unschuld zu beweisen, das Urteil, das sie schlug, gerecht oder grausam zu nennen. Nun, sie mag keine Lilie sonder Makel gewesen sein, denn sie war fast dreißig, als sie heiratete, und hatte ihre Kindheit, ihre ganze

Jugend an den ausschweifenden Höfen von Paris und London verbracht. Anderseits mag man in Betracht ziehen, daß frühere Jahrhunderte im Ehebruch der Frau ein todwürdiges Verbrechen sahen, und daß Heinrich keineswegs der einzige Mann und Fürst war, der ein treuloses Weib blutig richtete. Doch über Schuld und Sühne hinweg bleibt eins bestehen: sie hätte die ärgste Sünderin sein dürfen — mit einem Sohn im Arm wäre sie für König und Richter unantastbar gewesen. Da bloß ein Mädchen ihr am Halse hing, mußte sie sterben. Wie Katharina ist auch ihr das Verhängnis zur Schuld geworden; nur scheint ihr kluger und stolzer Sinn die geheimen Ursachen ihres Schicksals besser begriffen zu haben, als die vom Buchstaben versteinerte Spanierin. Denn noch in den letzten Worten, die sie am Fuße des Schafottes sprach, spürt man's wie eine tiefe Erkenntnis, wie eine demütige und mitleidsvolle Liebkosung für den Gehetzten, dem auch sie nicht die Ruhe des gesicherten Besitzes hatte gewähren dürfen. „Möge Gott den König schützen und ihn lang herrschen lassen, denn nie gab es einen besseren und edleren Fürsten, und mir war er immer ein guter und sanfter Herr. Und wenn einer über mein Schicksal spricht, so möge er milde richten!" —

Schon am Morgen nach ihrer Hinrichtung gab's eine neue Königin, Jane Seymour, die ehedem in Annas Diensten gestanden und längst schon ihre Eifersucht erregt hatte. Jane Seymour konnte sich in keiner Weise mit ihrer Vorgängerin messen: sie war eine kleine, schmächtige, sehr blasse Königin, deren schwermütige Augen immerfort ein fernes, unsichtbares Schrecknis zu erblicken schienen. Von irgendeiner großen Leidenschaft ist zwischen ihr und Heinrich wohl kaum die Rede gewesen. Sie nahm ihn, weil man einen König nicht ausschlägt, und er nahm sie, weil sie ihm gut gefiel und weil ihr Anhang ihm ihre Gesundheit, ihre Unberührtheit und ihre Sanftmut rühmte. Auf seine Vaterinstinkte wirkten natürlich die ersten Eigenschaften, den Ehemann aber bestach vor allem die Sanftmut. Anna Boleyn war ja alles andere gewesen, denn eine Taube, und Heinrich, der brutale, selbstherrliche Heinrich, hat öfters gleich



Bildnis der Anna von Cleve.
Gemälde von Hans Holbein dem Jüngeren.
Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl, München.

einem bürgerlichen, unterjochten Gatten über die heftigen, lärmenden Szenen geklagt, die seine sonst so scharmante Gattin ihm mache.

Wie einem fernen, unbekannten Schrecknis mag die kleine Königin Jane ihrer schweren Stunde entgegengesehen haben. Bei den ersten Anzeichen rannten Ärzte und weise Frauen herbei, indes der König, von wildester Hoffnung und Furcht geschüttelt, die verkrampften Hände zum Himmel hob: „Nun laß es genug sein! Löse den alten Tudor-Fluch, auf daß mir der Sohn geboren werde!"

Stunden voll unsäglicher Bängnis schleichen vorüber. Einmal stürzt eine Hofdame, die offenbar schon völlig den Kopf verloren hat, herein und ruft dem Könige zu, daß es schlecht gehe, daß entweder die Mutter geopfert werden müßte oder das Kind. Ohne sich eine Sekunde zu bedenken, schreit der König: „Die Mutter! Opfert die Mutter! Das Kind muß leben!"

Das Schicksal ist der kleinen Königin Jane gnädiger als ihr Mann. Sie lebt. Lebt für den großen Augenblick, den vor ihr zwei Königinnen nicht mit all ihren blutigen Tränen hatten erkaufen können. Lebt, indes der König schier besinnungslos, überwältigt von Glück und Stolz, als ein Erwählter unter der breiten Lichtwelle der Gnade steht, die plötzlich von oben über ihn verschüttet wird. Nun brauset, Glocken, braust es in alle Winde, daß sie es von Sonnenaufgang nach Sonnenniedergang wehen! Brauset, Glocken, braust es übers graue Meere hin, daß seine Wellen es an allen Küsten emporrauschen! Braust, Glocken, braust es bis zur Sonne empor, daß sie es mit den Milliarden ihrer goldenen Atome über den ganzen Erdkreis hin funkelt: „Der Herr, Unser Gott, hat sich dem Hause Tudor versöhnt. Ein Erbe ward Uns geboren!" Inmitten des allgemeinen Jubels (Bischof Latimer schreibt u. a. an Cromwell: „Ich glaube nicht, daß bei der Geburt Johannes des Täufers mehr Freude geherrscht hat, als bei unserem so lang ersehnten Prinzen!") merkte man kaum, daß die kleine Königin Jane vierzehn Tage nach der Geburt des Prinzchens starb.

Von 1537—40 lag dann ihr Diadem im Schrein. Heinrich gönnte sich Ruhe nach der Steeplechase seiner drei

Ehen. Heiratsprojekte wurden zwar immerfort entworfen, denn mit dem einen Sohn war man noch weit entfernt von dem zahlreichen, blühenden Geschlecht, das man einst erhofft hatte. Aber immerhin — der Erbe war da, und sein Vater also nicht mehr genötigt, mit der unanständigen Hast vergangener Tage zu freien. Doch schon begann Heinrich zu kränkeln, schon mußte man damit rechnen, daß seine Jahre gezählt sein könnten. Da drängte Thomas Cromwell, Graf v. Essex, des Königs Kanzler und Großsiegelbewahrer, aus politischen Gründen (er wollte England dem protestantischen Deutschland nähern) zur Ehe mit einer germanischen Lutheranerin, mit Anna von Cleve.

Heinrich hat bis zum Jahre 1539 wahrscheinlich nichts von der Existenz dieser niederdeutschen Herzogstochter geahnt, aber Cromwells Beweisführung leuchtete ihm ein, ans Heiraten war er gewöhnt, er sagte „ja". In sein Eheleben, das bislang nur von Tragik, Schuld und Tod geklungen hatte, tritt nun, auf den breiten Füßen Annas von Cleve, die Komik ein.

Holbein, der Hofmaler, wurde vom König nach Cleve geschickt, um ein Bild der künftigen Königin zu malen. „Ein schönes Bild," flüsterte ihm Cromwell heimlich und dringend zu, denn er hatte, um den König zu bestechen, der Prinzessin alle möglichen Reize nachgesagt und wollte nun nicht durch den Hofmaler dementiert werden. Holbein, der kluge Künstler, setzte sich also in Cleve hin und malte. Malte ein Bild, das der Prinzeß glich und ihr doch wieder unähnlich war in jedem Zug. Wie er das fertig brachte? Sehr einfach. Sie war der häßliche Typ der Niederdeutschen, und er malte den schönen. Sie besaß nur die garstigen Merkmale ihrer Rasse: die Grobschlächtigkeit, die Schwere, das Phlegma. Er verlieh ihr von Künstlers Gnaden die reizvollen: schlanke Fülle, blendende Farben, tiefe Lebenskraft.

Der König war entzückt, als er das Bild sah; der alte junge Unband von früher wachte wieder in ihm auf und konnte es kaum erwarten, bis seine holdselige Niederländerin den Fuß auf englischen Boden setzen würde. So bezaubert war er von dem Bild, daß er, der fettgewordene

leidende Vierziger, noch einmal den Ritt ins romantische Land riskierte, allein, nur von seinem Oberstallmeister begleitet, der Braut nach Rochester entgegenkam, wo sie nach einer stürmereichen Überfahrt in der Neujahrsnacht 1540 eintraf. Wie ein verliebter Student trug er ein Geschenk für sie in der Tasche und dachte sich diese erste Begegnung wahrscheinlich reizend aus ... Sie würde erschrecken, wenn er so mit einem mal vor sie hintrat, er, der sie in wenig Tagen schon als Gemahl umfangen sollte! Erschrecken würde sie, höchst anmutig erröten, bis an die weiße Stirn, die Meister Holbein so zart gezeichnet hatte. Ihre schlanke Gestalt würde erbeben unter den heißen Blicken des verliebten Mannes. Um ihren Mund aber — den Mund, den Meister Holbein so süß gemalt — spielte sicher das schelmische Lächeln der siegreichen Frau ...

Mit dem Reden würde es freilich ein wenig schlecht gehen, denn Anna sprach nicht englisch und Heinrich nicht flämisch. Aber braucht Liebe viele Worte?! Genügt ihr nicht beglückendes Stammeln und Flüstern?! „My beloved Queen!" „Herzlieber König und Herr!" Rasche Händedrücke ... Küsse ... das Geschenk ... Alles nur von Minuten Dauer, aber das Glück von Tagen einschließend. Dann verläßt er die Braut heimlich wie er gekommen, doch durch das Dunkel der Nacht glitzert die regenbogenfarbene Brücke ihrer Sehnsucht, auf der ihre zärtlichen Gedanken sich entgegenlaufen und sich umschlungen halten ...

So ungefähr mochte Heinrich sich's geträumt haben, denn bei allem Despotismus und aller Brutalität war er zuweilen in Liebesdingen ein romantischer Kopf. Leider sah aber die Wirklichkeit ganz anders aus, als seine Einbildungskraft und Meister Holbeins Pinsel gefaselt hatten. An Stelle der schlank-rundlichen, errötenden Anmut trat ihm ohne jede Gemütsbewegung ein langes, plumpes, häßliches Mädchen entgegen, das ihn mit stummem Phlegma anstarrte, weil er ihre Sprache ja doch nicht verstand. Dem König verging alsbald jede Lust zum Reden oder gar zu einem süßeren, mündlichen Verfahren. „Er war nicht so lange bei der Prinzeß, als man braucht, um zwanzig Worte zu sagen." Dachte nicht mehr an sein Geschenk. Verließ

die Dame. Verließ Rochester. Überraschte Cromwell mit der freudigen Mitteilung, daß er „die flandrische Stute" nicht heiraten werde.

Die Form dieser Willensäußerung war ja nicht gerade feinsinnig, aber deutlich, und machte Cromwell bestürzt. In beweglichen Worten stellte er dem König vor, daß ein Bruch mit Anna in diesem Augenblick nicht nur England von den Protestanten trennen, sondern auch eine Dynastie bloßstellen mußte, die der Welt schon zwei Eheskandale gezeigt hatte. Ganz gegen seinen gewohnten Eigensinn, sah Heinrich das ein, gab aber die Hoffnung nicht auf, von dem Mädchen aus Cleve doch noch loszukommen. Er versuchte ein dilatorisches Vorgehen. Verschob die Hochzeit. Ließ sich's durch den Kopf ziehen, daß seine Braut schon früher einmal halb und halb einem lothringischen Grafen versprochen gewesen war ... Er hoffte, daß Anna von all den Verzögerungen endlich gekränkt sein und ihrerseits die Verlobung lösen sollte; ihr Bruder, der Herzog von Cleve, hatte ihr ja ausdrücklich gestattet, frei über ihre Hand zu verfügen. Ach! er rechnete nur nach seiner eignen Unbändigkeit, nicht aber mit dem stummen Phlegma des Mädchens vom Niederrhein. Die kannte keine Phantastereien und keine Heftigkeiten, sondern war eine sachliche Natur, der nichts die Seelenruhe und den gesegneten Appetit rauben konnte. Auf Sentiments und Differenzierungen ließ man sich in Cleve nicht ein. Wenn man einen Vertrag geschlossen hatte, sah man zu, daß er gehalten wurde, gleichviel ob sich's um einen Ballen Tuch, eine Tonne Fische oder einen König von England handelte. Und so brach denn ein Morgen an, an dem Heinrich wieder einmal als Bräutigam vor Cromwell stand und seine hochzeitlichen Gefühle in die Worte preßte: „Geschäh's nicht dem Königreich und dem Ansehen vor der Welt zuliebe, — keine Macht der Erde sollte mich zu dem zwingen, was ich heute tue."

Als das bindende „Ja" gesprochen war, dachte Cromwell natürlich, wie die Heiratsvermittler immer: ‚Die Liebe kommt nach'. Sie kam aber nicht nach. Schon am Morgen nach der Hochzeit sprach der König unverblümt über

die tiefe Abneigung, die seine Frau ihm einflöße. Sprach sechs Monate lang so beharrlich, so unverblümt davon weiter, bis er endlich alle Großen und Bischöfe seines Reiches davon überzeugt hatte, daß gegenseitige Hochachtung in der Ehe zwar schön und wünschenswert ist, aber für die Frage der Nachkommenschaft nicht völlig ausreicht.

Ein Grund, die Ehe nichtig zu erklären, war schnell gefunden; Annas Phlegma und praktischer Sinn bewährten sich auch hier wieder tadellos. Von sentiments oder ressentiments ist auch jetzt keine Rede bei ihr; gelassen schließt sie einen neuen Vertrag, einen vorteilhaften Trennungsvertrag, denn Heinrich knausert in seiner Herzensfreude nicht. Freilich wird sie künftighin nicht mehr „Königin" heißen, sondern „des Königs gute Schwester", aber sie wird als Prinzeß von Geblüt betrachtet werden, 3000 Pfund Jahreseinkommen haben und obendrein Paläste, kostbare Kleider, Juwelen als Mitgift, wenn sie etwa eine neue Ehe schließen will. Anna, das sachlich denkende Mädchen, sagte sich wahrscheinlich, daß auf diese Weise ihr kurzes Walten im Hause Tudor doch ganz ersprießlich gewesen wäre. Sie war offenbar zufrieden mit ihrem Los, mit der Freigebigkeit und den Wünschen des Königs, der sie bitten ließ, England auch nach der Trennung als ihr Vaterland zu betrachten. Sie ist nicht wieder heimgegangen nach Cleve, sondern an der Themse geblieben, und es ist nicht ausgeschlossen, daß Britanniens mutton chops und Plumpuddings bei der Wahl ihres Wohnsitzes eine Rolle gespielt haben, denn das Fräulein aus Cleve war eine starke Esserin. Sie hat Heinrich keinen Nachfolger gegeben, — das halbe Ehejahr an seiner Seite scheint ihr für zeitlebens genügt zu haben.

Bis zu ihrem Tode (1557) hat sie in England gewohnt und in diesen siebzehn Jahren eine Überfülle von Ereignissen mitangesehen. Sie hat den König lange überlebt, ihn, seine beiden letzten Frauen und seinen Nachfolger. Zuletzt sah sie, die einst als Verkörperung des protestantischen Gedankens in dies Land gekommen war, das blutige Königinnentum der katholischen Maria, Heinrichs ältester


Katharina Howard.

Tochter, in London einziehen. Ich weiß nicht, ob sie sich über das bunte Auf und Ab menschlicher, königlicher Geschicke besondere Gedanken gemacht hat, aber ich denke mir, daß sie unter all den wechselnden Regierungen und Bekenntnissen immer ihre Gemütsruhe bewahrte und ihren bedächtigen, guten Appetit, dessen Unergründlichkeit Heinrich stets zur Wut gereizt hatte.

Nachdem die protestantische Partei mit Anna von Cleve ihren Mißerfolg errungen hatte, meinten die Anhänger des alten Bekenntnisses, so etwas könne ihnen nicht begegnen, und sie führten dem König als Gemahlin Lord Howards junge, bildschöne Tochter Katharina zu. Wie bei Anna Boleyn, dauerte die Ehe kaum drei Jahre. Dann stand die Königin, die kinderlos geblieben, unter der gleichen Anklage wie jene, und wie jene legte sie, die Zweiundzwanzigjährige, ihren reizenden Kopf unter das Beil des Henkers.

So war man zwischen Hochzeiten, Scheidungen und Hinrichtungen bis ins Jahr 1543 gelangt. Da freite der alternde König noch einmal, aber nicht mehr um des blühenden zahlreichen Geschlechtes willen, von dem er früher geträumt hatte, und nicht um seinem Land eine Allianz oder sonst einen Vorteil zu gewähren. Ganz einfach und persönlich, wie ältere, kränkliche Herren heiraten, nahm er eine Frau, die ihn pflegen, erheitern und ihm seinen Lebensabend verschönern sollte. Keine blühende Jugend und keine, die er für ein unbeschriebenes Blatt hielt: Katharina Parr war schon eine Dreißigerin und Lord Latimers Witwe, als er sie im Sommer 1543 zur Königin wählte. Die englischen Historiker sind ausnahmslos sehr zufrieden mit ihr und stellen ihrem sittlichen Verhalten das beste Zeugnis aus.

Sie war klug, heiter und skrupellos, wie das Leben selbst. Ihre starken Nerven schreckten nicht zurück vor den abgeschlagenen Frauenköpfen, die neben Heinrich lagen. Lachend schritt sie die Stufen zum Thron hinan; setzte sich zutraulich zu dem finstern, unförmlich gewordenen Despoten, der keinen Zug seiner früheren, strahlenden Schönheit bewahrt hatte. Mit ihrer hellen Heiterkeit hat sie ihm manche Sorge, manche dunkle Stunde fortgeglänzt, hat ihn allzeit geachtet und gehegt, wie's ein ältlicher, kranker Herr verlangen kann. Und er wiederum hat die Klugheit seiner Kitty respektiert, ihre zurückhaltende Geistesart, die sich nie bis zuletzt schenkte, sondern immer noch etwas für sich selbst übrig behielt, und ihre eigenen, unbeirrten Ansichten hatte — trotz und neben des König Heinrichs Majestät. So schien dieser Bund das Ideal einer guten Ehe, war es wohl auch, solange er im Leben dauerte, bis zum Januar 1547. Da aber, als der Tod dem König winkte, da ward es klar, wie wenig Heinrich und sein sechstes Weib sich eigentlich bedeutet hatten. Als es zum Scheiden kam, gingen des Königs Gedanken weit fort von der lustigen, klugen Kitty, in langentschwundene Zeiten zurück, zu der kleinen, blassen Frau, die ihm als einzige seiner Seele Sehnsucht erfüllt hatte. Darum steht in seinem Testament zu lesen: „Wir begehren ein ehrenvolles Grab mit schönem Gitter für Unsren Leib. Und wünschen, daß in diesem Grab auch die Gebeine Unsrer treuen und liebevollen Königin Jane beigesetzt werden sollen."



Katharina Parr.

Die lustige Kitty hat sich kaum um ihn gegrämt, und den Rang, den er ihr geschenkt, gar gering geachtet. Brutal und vorurteilslos, wie das Leben selbst, hat sie wohl ge-

dacht, daß für ein stattliches Weib ein lebendiger Edelmann mehr wert sei, als ein toter König, und sie hat nicht gezögert, die letzten Konsequenzen dieser vorurteilslosen Erkenntnis zu ziehen. Wenige Monate nach Heinrichs Tod heiratete sie den Admiral Lord Seymour, starb aber schon das Jahr nachher, im Herbst 1548. Starb im Wochenbett — gerade, als hätte sie den alten Tudor-Fluch mitgenommen in die neue Ehe, als müßte jedes Weib, das Heinrichs Krone getragen, am Kind zugrunde gehen.

Ruhendes Sein.

Die Lust wie das Leiden,
Sie quälen die Seele;
Sie sind wie die Unrast
Der wogenden Welle;
Sie sind eine Botschaft
Vom nahen Vergehen;
Ein Eilen zum Ende
Ist alles Geschehen.
Nach Rast strebt der Pendel
Und jegliche Regung;
Und Sehnsucht nach Ruhe
Ist alle Bewegung.
Die Seele der Gottheit
Ist ruhendes Sein,
Ist wunschlos und streitlos,
Ist raumlos und zeitlos,
Ist Frieden allein.

Peter Rosegger.



Bildnis meiner Frau.
Marmorbüste von Hans Dammann.

Sécheresse de coeur.

Skizze von Emmy Lewald (E. Roland)

Five o'clcok.

Er und **Sie** (beide im Seitenlicht der verhangenen Lampen und dem Flackerschein des brennenden Samowars sehr gut und sans âge aussehend) sind in einem Gespräch mit toten Pausen begriffen, das sich nur mühsam schleppt, weil die beiderseitige Stimmung nicht auf den gleichen Temperaturgrad eingestellt ist.

Sie mit einem starken Unterton von Gereiztheit.

Er elegisch.

Die feuilles mortes in den Vasen duften nach Erde und Vergänglichkeit.

Es ist stark mit Ambrée geräuchert worden. Der Geruch seiner Zigarette bleibt ganz unmerkbar; er legt sie eben angeraucht aus der Hand.

Er (den Kopf mit den graumelierten Schläfen zur Seite geneigt): „Schade! Schade! Auch Sie blasiert! Und ich dachte, gerade Sie würden sich diesem allgemeinen Prozeß entziehen! Wo sind die berühmten Gegengewichte, liebe Freundin?"

Sie (erschreckt): „Aber ich bin nicht blasiert! Dazu bin ich ja viel zu andauernd empört über die Mängel unserer Zustände! Blasierte Menschen haben doch gar nicht mehr den Elan zur sittlichen Entrüstung."

Er (milde beharrend): „Manchmal sind Sie doch ein wenig sec au cœur — auch Sie! Nur daß Sie das vorläufig noch als Unrecht empfinden und nicht als Recht. Sie sind gottlob noch auf einer unteren Stufe."

Sie (sich in ihr Kissen zurücklehnend): „Meine Art von Menschenmüdigkeit hat gar nichts mit Blasiertheit zu tun! Sie ist eine Folge der Überfütterung mit Material. Wohin ich blicke, immer Menschen. Sie ahnen gar nicht, wie viele

mir durch den Tag laufen! Und je umfangreicher die Quantität, um so anspruchsvoller wird man auf die Qualität. Toujours perdrix. Das heißt, dies Wort ist so angewandt schief. Denn um perdrix handelt es sich in den seltensten Fällen. Oft sind es trockene Suppenhühner, alte ungenießbare Hähne oder jammervolle Küken."

Er lächelt mißbilligend.

Sie: „Ja natürlich! Ich bin Ihnen wieder zu drastisch! Aber das Recht, sich auszuschelten, halte ich nun einmal für eines der allerberechtigtsten Menschenrechte! Mir graut davor, wieder in eine neue Saison hinein zu müssen! Ich verlange nur eins von den Menschen — aber gerade dies Eine besitzen sie nicht: so wie man zuweilen in Seidenläden nach einer bestimmten Schattierung von Rot sucht. Da gibt es hundert Rots — eine ganze Skala von Himbeer zu Erdbeer, von Kirsch zu Pflaumenrot-Chaudron, Bordeaux in ungezählten Nuancen — aber jene ganz bestimmte, so überaus edle Farbe, die zwischen altem Kupfer und späten, im Schatten gereiften Tomaten hin und her vibriert, dies gewissermaßen beseelte Rot, das mir vorschwebt, das gibt's gerade nicht. So geht's mir mit den meisten meiner Bekannten! Viele sind erträglich, viele sogar nett, manche haben Tugenden, weithin anerkannte, äußerst ehrenvolle Tugenden — manche haben hocherfreuliche, sehr sympathische Fehler, was mir immer lieber ist als das Übermaß von Tugend — aber was ich suche, die ‚seelische Essenz‘, nach der ich dürste, hat kaum einer. Sie war vielleicht nie da, hat sich vielleicht verflüchtigt ... glänzende Kristallflakons, in denen früher ein Tropfen Rosenöl war — wer kann all die vergangenen Zustände dieser so matter of fact gewordenen Gesellschaftsfiguren beurteilen? Sie leben für den Tag, und ihre Gedankenwelt nährt sich einzig von den aktuellen Ereignissen des Tages. Es hat gar keinen Sinn, sich mit ihnen zu unterhalten. Die Worte fallen wie in einen Brunnen. Sagt man etwas Hübsches, so verschwendet man's. Memnonssäulen, die nicht klingen ... oder Litfaßsäulen, die alles vom laufenden Datum wissen, aber nur das. Man hat bei diesen Gesellschaften oft das Gefühl, als würde einem abends noch einmal die

‚B. Z. am Mittag' vorgelesen. Und dann saust man per Auto nach Haus ... wieder ein Abend verloren! Stunden in den Wind geschlagen. Warum hat man nicht lieber Plato oder Goethe indessen gelesen?! Das Nachgefühl auf Plato und Goethe ist so angenehm ... während das Nachgefühl auf das Diner!! Man hat Kinnladenschmerzen vom dauernden Konventionslächeln. Trinkt man keinen Alkohol, so empfindet man den Unsinn des ganzen Getriebes, das Irrenhausartige mit tragischer Gewalt. Trinkt man Alkohol, so scheint es ja momentweise ganz nett — aber am nächsten Morgen wacht man mit Kopfweh auf, unlustig, träge. Weltschmerz, nüchtern, ist sehr fatal."

Er: „Sie vergessen die Oasen in der Menschenwüste — diese plötzlichen Entdeckungen — wenn dies eine, unerklärliche in uns auftaucht, von dem wir nie wissen, aus welcher Untiefe unseres Gefühls es eigentlich emporschwimmt? Die Sympathie für jemanden ... Wir möchten die Hände ausstrecken. Ein Gefühl von Wärme überkommt uns! Wir sehen ein Refugium in der Menschenbrandung, sehen Palmen im Sande. Mit einemmal verlohnt sich alles. So wie damals, als wir uns kennen lernten! After dinner, ganz zufällig, eigentlich nur, weil Ihre Armbandkette im Gedränge an meinem Manschettenknopf hängen blieb. Ohne dies kleine Désastre wären wir vielleicht wesenlos aneinander vorübergeglitten."

Sie (mit einem Anflug von Zärtlichkeit): „Ja, aber Sie sind auch die einzige derartige Trouvaille geblieben!"

Er: „Wo würde Ihnen denn Geselligkeit Spaß machen?"

Sie: „O, in Rom zum Beispiel! In Kreisen, wo alles auf Limonade und viel geistliche Herren hinausläuft, wo man dann beim Nachhausefahren Säulen und Plätze magisch verzaubert aus dem schwachen Glanz der Straßenlaternen hervorschimmern sieht, wo man berühmte Brunnen wie schöne Beruhigungen rauschen hört ...

„Oder meinethalben in kleinen Städten, wo man zu Fuß nach Haus geht, wo es keine Droschken gibt und das bestellte Mietsfuhrwerk wie Protzentum erscheinen und mißfallen würde. Wie stimmungsvoll klingt solch ein Gesellschaftsabend aus! Gärten duften durch die Nacht, stark

und streng, so die rechten Kleinstadtgärten, wo alles durcheinander wächst, Bauernblumen und Lilien, Akelei und hoher, nach Honig duftender Flox. Vielleicht war die Gesellschaft spießbürgerlich und etwas komisch und ein wenig Mehlstaub auf allem — aber doch wenigstens nicht diese entsetzliche Seelentrockenheit, zu der die große Stadt erzieht! Ich glaube manchmal, dies Austrocknen ist einfach ein Akt der Notwehr von seiten der Seelen! Denn wenn sie alles mit Wärme erfassen wollten, was an mannigfachen Eindrücken auf sie zuströmt, würden sie sich ja täglich halb zu Tode empfinden. Da macht man es lieber wie mit dem Lago Fucino — alle Quellen vergraben, alles hübsch ausgedörrt, alles hübsch einförmig! Mir kommen die Seelen meiner Freunde nachgerade zuweilen vor wie die verschütteten, verkrümmten Gestalten im Museum von Pompeji. Aschenregen ist auf sie gefallen — immerfort —"

Er (ungläubig): „Haben Sie wirklich einmal in kleinen Städten mitgemacht?"

Sie: „Gewiß, als ich jung war. Kleinstädtische Geselligkeit ist etwas Unerträgliches ohne Liebe. Mit Liebe aber ein von Romantik durchglühtes Milieu, wie es dramatischer nicht gedacht werden kann. Ach, Liebe in kleinen Städten ist erst die wahre Liebe! Es ist, als bekäme man täglich den Himmelstrank in Zauberschalen serviert — diesen Trank, der so spärlich aus den großstädtischen Brunnen fließt. Ja, die großen Leidenschaften in den kleinen Städten! Die Menschen haben so ausgiebige Zeit, sie zu züchten, auszugenießen ... im Nebenamt sind sie Haustöchter, Doktoren, Beamte, was weiß ich, ihr Hauptberuf aber ist doch die tägliche Kultivierung dieser Liebe — ein unaufhörliches Begegnen, ein sicheres Berechnen in jeder Minute, wo der andere sich aufhält, um welche Straßenecke er zunächst biegen wird? Es ist ein Feuer, beständig geschürt, doppelt heiß lodernd, weil es natürlich verborgen brennen soll und es so überaus schwer hält, in kleinen Städten etwas inkognito zu tun. Den einen Blick, den du zwei Sekunden lang während deines Grußes aus der linken Augenecke zu deinem Ideal hinüberglissierst, fängt nicht nur die alte Dame interessiert auf, die unsichtbar hinter ihrem Fenster am Spion

sitzt, — auch der Mann in der Sodabude nimmt ihn ad notam, der Aktenbote deines Vaters, der dich ‚klein gekannt' hat, der Briefträger, der ja ohnehin Deine ganze auswärtige Korrespondenz zu kontrollieren pflegt. Würdest du wegen verbotener Liebe plötzlich verhaftet, all diese Zeugen würden aufstehen wider dich und vereidigt deinen Flirt beschwören, der längst offenes Geheimnis war. Du hast kein Gefühl, das geheim geblieben wäre, und die davon stammende Unruhe verdoppelt seine Kraft. Du ahnst gar nicht, wie genau dich dein Briefträger kennt! Er weiß längst, bei welcher Handschrift deine Finger zittern werden, wenn er eine ersehnte Botschaft langsam aus der Posttasche vorkramt. Immer bist du dabei, dich zu verraten, und die beständige Gefahr schürt dein Gefühl, wirkt wie Rum in der Limonade oder wie die Cocktailkirsche, die man in Amerika in den Tee wirft. Hier hat man drei Briefträger. Ganz empfindungslos schleudern sie dir die Sachen in den Kasten und wirken nur persönlich, wenn sie mit Geldsendungen kommen. Sie kennen nur deine Adresse, aber der kleinstädtische Briefträger kannte deine heiligsten Geheimnisse. Wenn du dich verlobst, gratuliert er zuerst, denn er hat es ja längst kommen sehen."

Er (lächelnd): „Wie Sie rückwärts idealisieren! Vermutlich sehnten Sie sich brennend fort, als Sie dort gefangen saßen? Eine angeschmiedete Andromeda, die dauernd auf einen recht interessanten Perseus wartete?"

Sie: „Natürlich! Ich litt enorm. Wenn wir jung sind, leiden wir doch grundsätzlich. Wir würden uns ja wie ganz nüchterne Banausen vorkommen, wenn unsere Empfindungsnerven sich nicht an tausend Ecken wund stießen? In der Erinnerung sehe ich aber nur den Allgemeinton. Da liegt das Ganze wie von Sonnenduft umsponnen da. Jugendland zwischen brauner Heide, freudvoll und leidvoll zugleich — — —

„Ja, aber wer steckt sich hier in diesem Hexenkessel noch in die Unkosten eines unbequemen, schlafraubenden Gefühls? Nehmen Sie Ihre ungezählten Bekannten durch! Ist einer dabei, der eine unglückliche Liebe hat? Ach, nein, diese temperamentlosen Herzen bringen es allenfalls zu

einem ganz schwachen Aufguß — lediglich Wohlgefallen. Klappt die Sache nicht, wird sie ad acta gelegt. Man hat ja täglich so viel Verpflichtungen auf den block-notes verzeichnet. Zeit zu Gefühls-Evolutionen ist nicht vorgesehen. Früher warfen die langen Pferdebahnfahrten noch nachdenkliche Minuten ab, so an gewissen grünen Tiergartenecken, wo man länger hielt, weil die Gäule umgespannt wurden! Plötzlich eine Rast in der Hetze — absolutes Ausruhen. Man döselte müde hin, starrte mechanisch in die Zweige, hatte volle drei Minuten, um intensiv an etwas Ernstes und Liebes zu denken — — — ich erinnere an die Poesie der ‚kleinen Gelben', die einst so gemächlich am Kanal klapperte. Aber jetzt?! Der elektrische Betrieb duldet solche individuelle Abschweifungen garnicht. Die Hochbahn rasselt viel zu schnell über alle Träumereien. Wir bilden uns immer ein, fortzuschreiten. Faktisch werden wir andauernd ärmer. Die Beförderungsmittel sind rascher geworden, der Freuden weniger. Immer seltener kommen die netten stumpfsinnigen Momente, wo man sich einmal ‚innerlich besehen' kann, wie König Candaules, diese sonderbare, von Hebbel vorgeahnte Ibsen-Figur, diesen Prozeß so frauenzimmerlich ausdrückt — das Tagesmühlrad duldet keinen Stillstand. Unsere Herzen sind auch wie Parfüm, deren Duft verflogen ist. Wissen Sie eigentlich, daß Parfüm lagern muß wie alter Wein? Pinauds älteste Jahrgänge sind die besten. Auch seelische Essenzen müssen lagern — sonst bleiben die Herzen sec. Sec ist für Champagner gut, aber für Herzen schlimm. Ach! so viele Seelen sind extra dry geworden in diesem so eilig hinstampfenden Jahrhundert! Ich kenne keinen einzigen Menschen mit einer großen Leidenschaft — keinen, dem nicht jedes augenblickliche Gefühl ganz bequem binnen kurzem wieder auszuroden wäre. Ich kenne kein junges Mädchen, das sich aus unglücklicher Liebe verzehrt! Nein! sie verzehren sich nur noch aus Ehrgeiz. Die Narben, die ihnen die Gedanken schlagen, sind tiefer als alle Herzenswunden. Die Qual ihrer Nächte sind nichtbestandene Examina, unerreichte Doktorgrade, abgelehnte Arbeiten; der Mann aber ist aus ihrer Sehnsuchtssphäre ausgeschieden, beiseite getan — Mode von Anno dazumal.

Neulich lud ich mir drei junge Freundinnen zum Tee. Ich hatte gerade einen Neffen zur Hand, einen jungen Adonis, wunderbar gebügelt und gesalbt — so der Typ, in den sich vor zwanzig Jahren alle drei bis zum Versemachen und Tollwerden verliebt hätten. Jetzt? Über meinen Adonis hinweg redeten sie vom Kolonial-Frauenbund, von Stimmrechts-Chancen, von den verstiegensten Differenzierungen.

Wenn er etwas fragte, lächelten sie mitleidig. — So? Er studierte auch? Nun ja! Weil die Herde es tut, weil es für Jünglinge aus guten Häusern das gegebene ist — —

Sie aber tun es aus heiliger Passion! Ethisch fühlen sie sich weit über ihm, empfinden ihn als rückständigen Durchschnitt. Seine schöne Gepflegtheit erscheint ihnen stutzerhaft. Er hat etwas weich-schwärmerisches, so den zur Seite gerichteten Träumerblick des jungen Mönchs vom Konzert des Giorgione; sie aber sind forsch, männlich, anmutlos und gesund.

Als er gegangen ist, suchte ich ihre Urteile über ihn einzusammeln.

Derartige Jünglinge, erklärten sie, hätten etwas Konfektioniertes — Herrenmagazin ohne persönliche Note. — Und dann ging's gleich weiter über einen Kongreß in Melbourne.

Ich möchte Töchter haben! Sechs Töchter. Fünf könnten dann meinethalben studieren, wenn sie wollen. Aber eine müßte dabei sein, die bei der Heimkehr vom Ball aus Liebe zu einem Leutnant — aber keinem Lumen, keinem zum Generalstab kommandierten, sondern einem ganz zukunftslosen Linienleutnant — die also einer ganz gewöhnlichen farblosen Jugendliebe wegen noch einmal die Kleiderbürste in den Spiegel würfe oder die Wasserkaraffe gegen den Bettpfosten, die in echter Mädchenverzweiflung die Hände ränge, weil die Kaution nicht reicht oder er eine andere umgirrt.

Dies Mädchen würde ich dankbar und freudig betrachten als die einzig normale von den sechsen. Ich würde sie mit Rührung als meine Tochter empfinden — oder als Tochter Evas, was in diesem Falle dasselbe wäre. Ich würde ihr die Pelzboa versprechen, nach der sie sich sehnt,

eine Fahrt nach Interlaken (die anderen fünf wollen natürlich nicht in so abgegriffene Orte) und für nächsten Winter die Reise zu einer Tante, in deren Stadt sehr viel Garnison liegt.

Ich würde zu ihr sprechen: ‚Also doch! Ich fürchtete, Deine Sorte wäre ausgestorben wie die Azteken oder die Mönche von Monte Cassino — endlich noch ein Echo von einst! Ein Naturton unverkümmert durch Intellekt! Lies nicht Nietzsche oder Bölsche, mein Kind! Lies Du Lenau und weine dabei, wenn Du magst! Geh bei Mondschein im Garten spazieren! Erröte, wenn ‚sein' Name genannt wird. Der Name Deines Linienleutnants ohne Kommando. Erröte für alle fünf anderen mit, denn Deine Schwestern haben es verlernt — vielleicht weil sie anämisch sind, vielleicht auch, weil sie überbildet sind. Sie haben die Gefühlswelt ausgeschaltet — sie leiden an sécheresse de cœur. Es ist ein chronischer Zustand bei ihnen. Sei Du normal — vieux jeu — sei sentimental meinethalben — aber daß man nur irgendwie einmal wieder Herzenstöne hört.'"

Er (seufzend): „Ja, Herzenstöne."

Sie: „Nehmen Sie alle Ihre Bekannten durch! Wer hat da Herzenstöne? Wo fühlen Sie die liebenswürdige Wärme echter, tiefgehender Sympathie? Wem fehlt etwas, wenn Sie einmal nicht mehr auf der Welt sind? Vielleicht der Zeitungsfrau an der Ecke bei Ihrem Ministerium, der Sie täglich um dieselbe Stunde das Abendblatt abgekauft haben. Die Kollegen? Was empfinden die? Angst, sich bei Ihrem Begräbnis zu erkälten!"

Er: „Liebe Freundin! Seien Sie nicht so schrecklich lugubre!"

Sie: „Wissen Sie, die Buddhisten hatten ganz recht mit ihrem Karma! Man sollte sich solch ein Karma im Gefühl der Mitmenschen anlegen. Man sollte viel eitler darauf sein, vermißt zu werden, wenn man tot ist. Aber selbst zu dieser Form von Ehrgeiz sind wir zu träge. Nein, es ist nichts mehr mit uns. Wir sind hoffnungslos. Auch Sie, mein Freund!"

Er (müde lächelnd): „Warum nun plötzlich in die Offensive?"

Sie (immer gereizter): „Auch Sie sind nicht mehr, was Sie waren! Ich glaube, Sie trinken nachgerade bei viel zu vielen Frauen Tee! ... Ich schwärme für Plaketten und besitze sehr schöne Exemplare; ihr Anblick tut mir wohl, wenn ich sie ganz für mich allein auf dem pfirsichfarbenen oder saphirblauen Sammet liegen sehe — aber dann kommen andere Menschen und fassen sie an, wenden sie um; sie werden blind, verlieren den Flair. Eine zu abgegriffene Plakette bekommt eine Patina von Verbrauchtheit." (Sie sieht ihn anzüglich an.)

Er (gleichmütig): „Man muß sie neu oxydieren lassen!"

Sie: „Ja! Aber womit frischt man mattgewordene Freundschaften auf?"

Sie sehen sich über den Tee in die Augen.

Er (langsam und ausweichend, während in seiner Erinnerung blaß und undeutlich eine Stunde steht, als er einst den ganzen Teetisch umwarf, um ihr eine Sekunde früher die Hände küssen zu können).

„Das ist eine Doktorfrage!"

Beide fühlen, wie sec au cœur sie sind ...

Er (steht auf, reckt die Schultern): „Ich möchte mal ein paar Jahre Leuchtturmwächter sein — ganz einsam, hoch über der Meeresbrandung — oder so etwas wie Salas y Gomez."

Sie: „Und ich möchte auf einer Wiese leben und Schafe hüten."

Er: „Wir haben beide eine platonische Neigung zur sogenannten naturgemäßen Lebensweise."

Sie (mit Ironie): „Platonisch — wie alles bei uns ist."

Er (seufzend): „Ja, dazu reicht es eben."

Er küßt ihr sehr zeremoniell die Hand und geht.

Sie sieht nachdenklich zu, wie seine Silhouette durch die Portiere entschwindet —

Sie: „So — — das ist nun der Auftakt zur neuen Saison! Jedes Jahr eine Note temperamentloser. Und so immer weniger — von Phase zu Phase, bis von der ganzen sentimentalen Teetrinkerei nichts übrig bleibt, als die abgebrühten Blätter ..."

Ein Liebeslied.

Ich singe von deinem seidenen Schuh
Und von deinem rauschenden Kleid,
Ich träume dich jede Nacht, o du,
Meine Böse, mein Herzeleid!
Ich weiß keinen Namen als deinen,
Ich kann um keinen Schmerz
Und um keine Lust mehr weinen
Als um dich allein, mein Herz.
Ich will kein Glück mehr kennen
Und keine andere Not,
Als um dich in Sehnsucht brennen —
O du, warum bist du tot?

Hermann Hesse.

Die Würfler.

Die stolz in Gunst mit ihren Sternen sind,
In Wein und Speise, Würden, Ehren, Gold,
Laßt sie sich rühmen! All ihr Glück ist blind,
Wie Würfel, die auf dreimal sechs gerollt.
Der Wein macht ihre Augen rot und krank,
Die Speise macht sie schwer, die Ehre toll,
Ehre, die Fliege auf der Metzgerbank,
Die Sommerfliege, allen Giftes voll.
Der anderen drei Würfel zählen drei,
Wer wäre, der mit dreimal eins gewinnt?
Sie würfeln sich an allem Glück vorbei,
Die nicht in Gunst mit ihren Sternen sind.

Gustav Schüler.

Kreuzfahrerlegende.

Von Alice Freiin v. Gaudy.

Mir kommt ein altes Märlein in den Sinn,
Von einem König, der das Kreuz genommen,
Und seiner schönen, jungen Königin . . .

Des Harrens Jahre sind ihr hingeschwommen
Wie Ewigkeiten — denn ihr Sehnen stand
Zu ihrem Herrn, im fernen Morgenland,
Und ihre scheue Träumerseele schrak
Vor seines Bruders liebesheißen Blicken,
In dessen Hand des Landes Zepter lag.
Wie Sonnenfeuer schlanke Lilien knicken,
Die Tag um Tag nach Tau und Regen dürsten,
So quälte sie die Glut des jungen Fürsten —
Und als sie keinen Ausweg mehr gewußt,
Ließ sie ihn, von den treusten ihrer Mannen,
In eine scharfbewachte Feste bannen.
Ihr lag die Tat wie Alpdruck auf der Brust,
Denn sie empfand mit ihrem regen Sinn
Der wilden Lebenskräfte zornig Drängen,
Die sie gewagt, in Mauern einzuengen . . .

Da kam ein Bote: „Heil Dir, Königin!
Dein Herrscher kehrt zurück vom heiligen Grabe:
Nun sorge, daß er frohe Heimfahrt habe!“
Sie breitete in tiefer Seligkeit
Die Arme aus, erlöst von bangem Leid:
„Dank! Dank der langersehnten Jubelkunde!
Bekränzt die Hallen! Schmückt das dunkle Schloß!
Der Glocken Vollklang grüße diese Stunde!
Die schönsten Kleider aus den Eichenschreinen,
Mit Gold gestickt, besetzt mit Edelsteinen,
Bringt hin dem Königsbruder — und ein Roß:

Als **erster** von des Reiches Fürstlichkeiten,
Soll er dem Herrscher froh entgegenreiten!"

Von Perlen schimmerte ihr goldnes Haar.
Unter des Tores Eichenlaubgewinde
Stand sie, das junge Antlitz freudeklar,
Daß sie des Königs erstes Grüßen finde.
Doch als der Zug den Burgweg aufwärts klomm,
Hing starr des Herrschers finstrer Blick am Grunde,
Und zischend kam es aus des Bruders Munde:
„Du glaubst mir nicht? Dort steht sie, hold und
fromm,
Und ist doch untreu, ist voll List und Sünde!
Frag' Deine Mannen: mich hat sie gebannt
In Kerkerhaft, der ich ihr Tun erkannt —
Daß ich den frevlen Wandel niemand künde!
Ihr Liebeswerben wies ich ab, mit Hohn,
So bin ich ihrer Rache nicht entgangen!"

Da quoll es auf, wie dumpfer Brandung Ton:
„Die **Wahrheit**, Mannen: war der Fürst
gefangen?"
— „Herr — dort im Turm. Ein Jahr wohl.
Scharf bewacht."
Wild, gellend hat der König aufgelacht.
Sein Lachen schütterte den Wall entlang,
Schrill, als ob eine Harfensaite sprang,
Und aus der Scheide fuhr sein langes Schwert —
Doch als die Sonne auf dem Kreuzgriff lohte,
Stieß er es hart zurück. Sein Auge drohte:
„Nein — treu Gewaffen — du bist mir zu wert!
Hört, was ich sage. Jenes Weib am Tor,
Bringt auf ein Schiff. Zwei Tage weit vom Lande
Werft sie ins Meer. So sterbe ihre Schande!
So sterbe — wer ein Mitleidswort verlor."

Die Königsburg liegt stumm im Mondenschein.
Er dringt, wie Frost, in ihre Hallen ein,

Er überzieht mit fahlem Todesglanz
Die Höfe, Stiegen, Turm und Zinnenkranz.
Zwei alte schwarze Pappeln vor dem Tor
Steigen, wie Riesen, drohend hoch empor,
Des Herrschers einzige und treuste Wachen:
Denn seit der junge Fürst am Aussatz krankt,
Hat seiner Knappen Schar hinwegverlangt,
Und flieht die Feste, wie die Kluft des Drachen.

Aus offnem Söller starrt, gedankenschwer,
Der stumme König Tag um Tag aufs Meer,
Als suche er, auf fernen Wogensäumen
Ein Glück, von dem die finstern Augen träumen:
Ein holdes, jugendschönes Angesicht,
Das seines Herzens Schläge angstvoll zählte,
Als ihn des Fiebers wilde Hitze quälte —
Das in Verzweiflung flehte: „Stirb mir nicht!"—
Das jäh erblaßt sich neigte bei der Kunde:
„Ich schwöre Kreuzfahrt, Gott, wenn ich gesunde!" —
Das ihn zum Abschied schmerzbewältigt küßte,
Das jetzt in Freudeglanz ihm leuchten müßte,
Wenn nicht — — —
Dann springt er auf in wildem Leid,
Und die geballten Fäuste hält er fest
Wie Eisen, an der Schläfe Glut gepreßt,
Fluchend in gottvergessner Bitterkeit ...
Da knistert, wie von leisem Tritt, der Sand —
Auf seine Schulter gleitet eine Hand:
„Herr — — Herr, vergebt! Wenn ich den Jammer schau,
Den jungen Fürsten, der in Siechtum endet,
So möcht' ich wieder flehen, daß Ihr sendet
Zu jener fremden, zauberkundigen Frau,
Die schon im Nachbarland zu vielen Malen
Den Aussatz heilte und der Schwermut Qualen!

Hört Eures alten, treuen Dieners Rat,
Der Euch und ihn dereinst im Arm getragen,
Der sich mit Euch durch jeden Feind geschlagen —
Herr, rettet, eh' der Tod dem Jüngling naht!"

„Ein Weib in diesen Mauern? Nimmermehr!
Nie mehr!... Ich hasse ihr verderbt Geschlecht."
„Weil eine fehlte? Herr — Ihr tut nicht recht.
Bedenkt: des jungen Bruders Qual ist schwer,
Bedenkt, Ihr kürzt das Leben Eures Erben!"
— — „So mag die Hexe kommen. Doch nicht mir
Soll sie begegnen! Und ich rate Dir:
Verbirg sie meinem Blick — — sonst muß sie sterben!"

Im dunklen, spitzgewölbten Turmgemach
Lag, qualvoll eingewühlt in seine Kissen,
Der junge Fürst. Und eine Stimme sprach:
„Bekenne! — Sieh, ... ich muß die Wahrheit
wissen.
Mein Heilkraut ist durch Segensspruch geweiht:
Es hilft nur dem, der seine Brust befreit.
Willst Du gesunden, mußt Du kühn gestehn,
Ob Dich begangne Frevel heimlich drücken.
Nach heißer Reue wird die Heilung glücken!"
Da rief er knirschend: „Das kann nie geschehn!"

Und dreimal kam die tiefverhüllte Frau
Und sprach zu ihm mit ihrer milden Stimme:
„Bekenne!" — Aber ungebärdig, rauh,
Wies er sie fort, in schmerzgereiztem Grimme:
„Was nutzt mir Heilung? Wenn der König weiß,
Was ich getan — wenn ich die Schuld bekannt,
So muß ich sterben von des Bruders Hand
Und reiß' ihn mit, in der Verdammnis Kreis!"
Doch als das schwere Wort zum König kam,
Sprach er: „Ich bürge. Ihm wird nichts geschehn.
In meiner Gegenwart soll er gestehn,
Was ihm die Reinheit seiner Seele nahm."

Und wieder gingen Tage wilder Qual...
Da ließ der junge Fürst dem König künden:
„Wie Flammen brennen niebekannte Sünden——
Ich will gesunden! Komm in meinen Saal!“
Vor allem Volk, das da versammelt stund,
Hob er die Stimme, tief das Haupt gesenkt:
„Dein Weib——war rein! Ich habe sie bedrängt.
Ich war der Schuld'ge. Lüge sprach mein Mund.
So wahr der Aussatz weicht, der mich entstellt:
Es gab kein keuscher Herz in dieser Welt!“

Da sank ein Schweigen, wie Gewitterdrohn,
Auf die Entsetzten, deren keins sich rührte.
Dann kam ein halberstickter, heis'rer Ton:
„Weh' Dir, der mich zu jäher Tat verführte!
Dein Leben schon' ich — doch ich fluche Dir.
Zieh' fort, für immer! Siebenfältig Leid,
Als mich zerreißt, verbittre Dir die Zeit...
Mein Wandel sei ein Bußgebet vor ihr,
Vor meiner Heil'gen, die ich blind verstieß,
Die ich in heißem Zorne töten ließ!
Was trübte Gott mir des Verstandes Licht —“

Da flüstert eine Stimme: „Klage nicht!“
Des Hingesunknen wirres graues Haar,
Streift eine Hand mit leisem, sanftem Kosen.
„Nicht den Verzweifelten, den Hoffnungslosen —
Ich grüße ihn, der meine Freude war!
Die treuen Mannen haben mein geschont,
Auf stiller Insel hielt ich mich verborgen.
Heilkundig Volk, das dort in Frieden wohnt,
Lehrte mich, für das Wohl der Kranken sorgen.
So ward ich — unerkannt — die Zauberin,
Die manchen schon von bangem Schmerz erlöste:
Nun bin ich Dein, mein König! Nimm mich hin —
Daß ich auch Dir die wunde Seele tröste!“

Stummes Ständchen.

Von

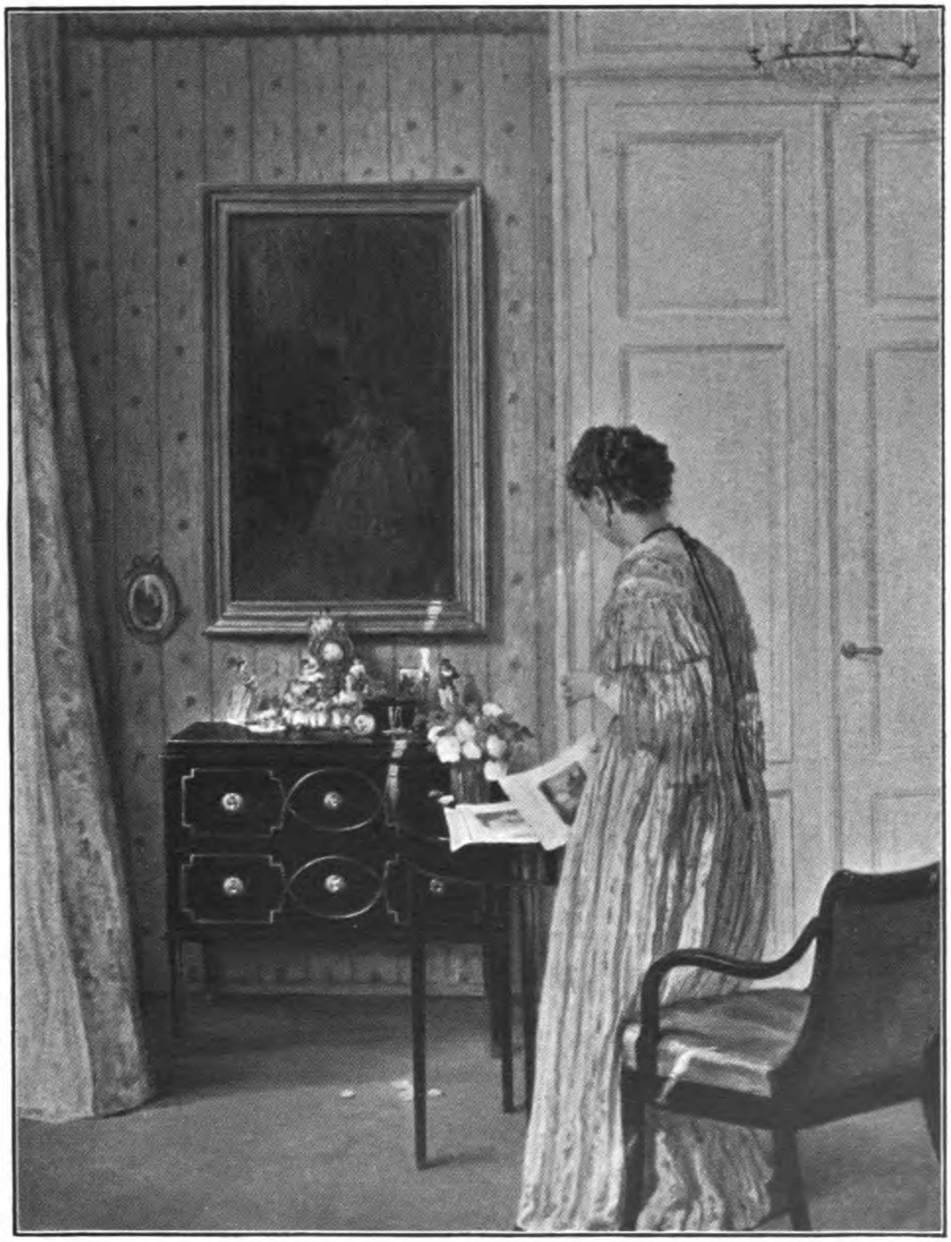
Hugo Salus.

Vor deinem Fenster, diese Nacht,
Hab' ich ein stummes Ständchen gebracht;
Liedern, die Liebe und Sehnsucht schweigen,
Ist der innigste Wohlklang eigen.

Zu deinem Fenster blickt' ich empor
Als zu des Himmels goldenem Tor:
Und schon sah ich die Türe gehen
Und dich Liebliche niedersehen.

Lauschend hast du dein Ohr geneigt,
Auf eine Rose hast du gezeigt,
So du aus deinem Gürtel genommen,
Und die Rose hat Flügel bekommen;

Rosenrot, trotz dem Dunkel der Nacht,
Hat sie mir duftende Grüße gebracht;
Rosen, die Liebe und Sehnsucht erträumen,
Schweben nieder aus Himmelsräumen . . .



Interieur. Gemälde von Carl Albrecht.

Melodien, die man mit nach Hause bringt. Von Dr. Wilhelm Kleefeld.

Haben Sie irgendeine Lieblingsmelodie?

Gewiß! Welcher Laie hat sie nicht! Selbst der Musikkenner, der Musiker bevorzugt gewisse Melodien, gewisse Werke, die von der Eigenart irgendeiner Melodie getragen sind.

Aber während der Fachmann sein Interesse von der Melodie auf all die Begleiterscheinungen, Aufbau, Harmonik, Durcharbeitung verteilt, ist es ein Vorrecht des Laien, sich mit seinem ganzen Empfinden an die Melodie zu klammern.

Er sieht in der Melodie die Quintessenz der Musik.

Hat er recht?

— Darüber könnte man Bände schreiben.

Von seinem Standpunkt hat er recht. Und wenn selbst unbewußt all das Begleitende der Melodie auch bei ihm fühlbar wird, sein volles Empfinden gilt trotzdem und alledem restlos der Melodie.

Die eine Melodie erscheint ihm schön, jene groß, die dritte majestätisch, die vierte fromm-kirchlich. Er hat sein weites Register und legt jede in ein besonderes Fach.

Der Laie ist ja viel besser dran als der Musiker, er wird durch das „Drum und Dran" nicht abgelenkt. In seiner naiven Anschauung geht er direkt auf das Ziel los, er hört eben nur die Melodie.

⊠ ⊠ ⊠

Die Musikgeschichte scheint den Laien zu ignorieren; sie ist vom Fachmann geschrieben. Die Zeitgeschichte aber wird um so unzweideutiger von dem Laien diktiert. Er rächt sich für die Zurücksetzung, die ihm der Historiker antut: er entscheidet Kunstschicksale im Getriebe des Tages. Freilich gibt es eine ausgleichende Gerechtigkeit der Geschichte. Aber oft kann diese nicht mehr gut machen, was der Augenblick

angerichtet. Denn wenn auch das einzelne Werk der ungerechten Vergessenheit durch den Historiker entrissen wird, der Künstler selbst, der vielleicht durch das vernichtende Urteil der Laien verbittert, in seinem Schaffen gehemmt, ja zerstört worden ist, hat von der geschichtlichen Rehabilitation keinen Gewinn. Die Ungunst, das Mißgeschick seiner künstlerischen Entwicklung ist nicht mehr auszugleichen.

So hat doch der Laie eine große Macht. Er entscheidet oft über Schicksale, über Leben und Tod.

Wehe dem Musiker, der in seinen Melodien nicht die Forderungen der Laien erfüllt! Es klingt ein wenig absonderlich, aber es trifft im Kerne die Wahrheit, wenn gesagt wird: der beispiellose Erfolg des „Freischütz" ist seinerzeit von zwei, drei Melodien ausgegangen. Erst nachträglich hat man das andere, Wertvollere würdigen und schätzen gelernt. Wenn nicht die Masse durch die paar zündenden Melodien von vornherein gewonnen worden wäre, wer weiß, wie sich das Schicksal des „Freischütz" gestaltet hätte!

⊠ ⊠ ⊠

Und geht es in unseren Tagen nicht ebenso?

„Cavalleria", „Bajazzo", „Hänsel und Gretel" — haben sie sich das Feld nicht durch die Melodien erobert, die das Ohr des Hörers umschmeicheln, die ihn alles vergessen lassen, was der Fachmann als letzte und höchste Forderung aufstellt?

Der Fachmann sagt: „Cavalleria" ist ein unkünstlerisches Werk, „Bajazzo" entspricht nicht den hohen Anforderungen des Opernideals . . . Aber der Laie, dessen Ohr berauscht ist von den hinreißenden Melodien, grollt dem fachmännischen Gegner und erhebt diese Werke demungeachtet auf das Piedestal seiner Anbetung.

Und erlebten wir nicht auch bei älteren Werken das gleiche? Wie viele Berufsmusiker ziehen über Gounods „Faust", über Thomas' „Mignon" her, erklären die Opern für minderwertig, nicht entfernt der erhabenen Stoffe würdig!

Der Vertreter des Volkes aber, der in seinem musikfreudigen Laienherzen den „König in Thule", „Kennst du

das Land", den Faustwalzer, das Titanialied mit Inbrunst nachsummt, gerät in Wut über diese Urteile und lehnt sich ostentativ dagegen auf. Er trägt diese Melodien mit sich, die ihm die Welt des „Faust", der „Mignon" bedeuten, die ihn begleiten vom ersten Moment, da er die Werke gehört.

Gehen wir noch einen Schritt weiter — zum Nachbarland, der Operette! Hier reduziert sich das Kunstwerk auf billigere Arbeit, hier ist der Genuß um so zwingender auf den Ohrenschmaus gestellt. Und da die Geschichte es weniger schwer nimmt mit der Operette, so darf der Laie seine unumschränkte Herrschaft verkünden. Freilich hatte die Kritik selbst einer „Fledermaus" die Berechtigung abgesprochen. Sie verdammte — bei der Erstaufführung in Wien — fast einstimmig das „schlechte" Textbuch und winkte der Musik nur insoweit gnädig zu, als die Schicklichkeit dem berühmten heimischen Komponisten gegenüber ein anderes verbot.

Aber der Laie ließ sich nicht beirren. Als das Werk bald darauf in Berlin erschien, griff man die einschmeichelnden Melodien mit Entzücken auf, das „Glücklich ist, wer vergißt", das „Orlofskylied", den „Fledermauswalzer" — und von der Gunst dieser Melodien getragen, eroberte sich die Operette die Welt. Man hat zuerst geglaubt, das abenteuerliche Buch sei für Deutschland ungeeignet. Nach einem Vaudeville, „Reveillon" von Meilhac und Halevy bearbeitet, weist es deutlich und unverkennbar auf Offenbach hin, dessen „Pariser Leben" sechs Jahre vorher die leichtsinnigen Boulevardiers entzückt hatte. Die ganzen Szenen des zweiten Aktes sind im Grunde nichts als eine Abwandlung des dritten Aktes „Pariser Leben". Die Anlehnung ist oft so grell, daß man beinahe von einem Plagiat reden könnte; selbst der musikalische Aufbau zeigt verwandtschaftliche Züge. Ein wesentlicher Kontrast aber griff mildernd und versöhnend in die Akkorde ein: aus dem leichtsinnigen, sittenverletzenden Pariser Galopp ward bei Strauß als Seele des Ganzen der kecke, ausgelassene, aber bei aller Ausgelassenheit doch immer gemütliche, schmeichlerische Walzer, der die gewagten Situationen dämpft und sie mit glitzerndem, eine gewisse Naivität erweisenden Hausflitter umkleidet. Jetzt, da man die Melodien mit sich trug, jetzt

erfaßte man den Orlofskyschwank so, wie er gemeint war: als launigen, weindurchglühten Sommernachtstraum, ohne reale Trivialität, ohne erschreckende Moralentgleisung, als das Phantasiestück eines Märchendichters — — und siehe, mit einem Male schwanden die Bedenken, in köstlichem, überlegenem Humor hoben sich die drastischen Gestalten aus dem Schmutze der Wirklichkeit in das rötlichschimmernde Reich der Fabel. Die Melodien vergoldeten die Schatten der Abenteurer, die prickelnden Rhythmen breiteten ihren versöhnenden Schimmer über all das Zweifelhafte, Schwankende, das der strenge Moralist noch dahinter suchen konnte.

Die Melodien haben selbst ein so unmögliches Buch wie das des „Zigeunerbaron" lebensfähig gemacht. So groß ist die Macht der Melodie, wenn sie in sich sieghaft ist.

Wir brauchen nicht weit zu suchen, wir haben das schlagendste Beispiel in nächster Nähe. Der kolossale Erfolg des „Walzertraum" datiert im Grunde von ein bis zwei Melodien: dem „Walzerlied" und etwa dem „Pikkololied". Die Walzermelodie — sie trifft das Ohr wie ein lächelnder Gott, sie schlingt sich um die wechselnden Szenen, zieht sich durch die Akte hindurch und bringt die erlösende Stimmung, die der Operettenbesucher wünscht. Mit gespitzten Lippen pfeift er den Walzer, wenn er das Theater verläßt, mit wallenden Handschwingungen deutet er seine Linien an, wenn er vergnüglich in den Wagen steigt. — — — Der Erfolg des Werkes ist besiegelt. Er kristallisiert sich in der Walzermelodie, die das Publikum mit nach Hause bringt.

Oskar Strauß hatte schon einmal einen gleichen Erfolg erstritten. Das war der „Lustige Ehemann". Auch hier die leichte, gefällige Melodie, die dem musikalischen Vermögen keine Rätsel aufgibt, die auch dem bescheidensten Kunstverstand eingeht und geläufig wird.

⊠ ⊠ ⊠

Und diese Melodien, die jedem eingehen, jedem geläufig werden — haben sie nicht weit bedeutsamere Kunstschlachten entschieden? Heine hatte, um noch einmal auf den „Freischütz" zurückzugreifen, unzweifelhaft recht, wenn

er dessen schnelle Popularität im wesentliche auf die wie ein Lauffeuer sich ausbreitenden Melodien zurückführt.

Um die Bedeutung des Werkes kümmerten sich nur die Fachleute, wie Professor Gubitz, der die Kritik im „Gesellschafter" schrieb. „Dieser geistreiche und scharfsinnige Kritiker" — heißt es in dem zeitgenössischen Berliner Bericht — „hat das Verdienst, daß er der erste war, der die romantischen Schönheiten der Oper ausführlich entwickelte und ihre großen Triumphe voraussagte." Aber wie ergötzlich erzählt dieser zeitgenössische Bericht von der geradezu epidemisch gewordenen Begeisterung für die sinnfälligste Melodie des „Freischütz", den „Jungfernkranz"!

„Haben Sie noch nicht Maria von Webers ‚Freischütz' gehört? Nein? Unglücklicher Mann! Aber haben Sie nicht wenigstens aus dieser Oper das Lied der Brautjungfern oder kurzweg den ‚Jungfernkranz' gehört? Nein? Glücklicher Mann!

Wenn Sie vom Halleschen bis zum Oranienburger Tore, und vom Brandenburger nach dem Königstore, ja selbst wenn Sie vom Unterbaum nach dem Köpenicker Tore gehen, hören Sie jetzt immer und ewig dieselbe Melodie, das Lied aller Lieder: den ‚Jungfernkranz'.

Wie man in den Goetheschen Elegien den armen Briten von dem ‚Marlborough s'en va-t-en guerre' durch alle Länder verfolgt sieht, so werde ich auch von morgens früh bis spät in die Nacht verfolgt durch das Lied:

> Wir winden dir den Jungfernkranz
> Mit veilchenblauer Seide ...

Bin ich mit noch so guter Laune des Morgens aufgestanden, so wird doch gleich alle meine Heiterkeit fortgeärgert, wenn schon früh die Schuljugend ‚den Jungfernkranz' zwitschernd, bei meinem Fenster vorbeizieht. Es dauert keine Stunde, und die Tochter meiner Wirtin steht auf mit ihrem ‚Jungfernkranz'. Ich höre meinen Barbier den ‚Jungfernkranz' die Treppe herauf singen. Die kleine Wäscherin kommt ‚mit Lavendel, Myrt' und Thymian'. So gehts fort. Mein Kopf dröhnt. Ich kann's nicht aushalten, eile aus dem Hause und werfe mich mit meinem Ärger in eine Droschke. Gut, daß ich durch das Räder=

gerassel nicht singen höre. Bei ***li steig' ich ab. ‚Ist 's Fräulein zu sprechen?' Der Diener läuft. ‚Ja.' Die Türe fliegt auf. Die Holde sitzt am Pianoforte und empfängt mich mit einem süßen:

‚Wo bleibt der schmucke Freiersmann?
Ich kann ihn kaum erwarten.' —

‚Sie singen wie ein Engel!' rief ich mit krampfhafter Freundlichkeit. ‚Ich will noch mal von vorne anfangen,' lispelt die Gütige und windet wieder ihren ‚Jungfernkranz', und windet, und windet, bis ich selbst vor unsäglichen Qualen wie ein Wurm mich winde, bis ich vor Seelenangst ausrufe: ‚Hilf, Samiel!' ...

Und Samiel hilft. Die bestürzte Donna hält plötzlich ein mit dem rädernden Gesange und lispelt: ‚Was fehlt Ihnen?' ‚Es ist pures Entzücken,' ächzte ich mit forciertem Lächeln. ‚Sie sind krank,' lispelt sie, ‚gehen Sie nach dem Tiergarten, genießen Sie das ‚schene' Wetter und beschauen Sie die ‚schene' Welt'. Ich greife nach Hut und Stock, küsse der Gnädigen die gnädige Hand, werfe ihr noch einen schmachtenden Passionsblick zu, stürze zur Tür hinaus, steige wieder in die erste beste Droschke und rolle nach dem Brandenburger Tor. Ich steige aus und laufe hinein in den Tiergarten ... Da erklirren plötzlich scharrende Harfensaiten, und eine alte Weiberstimme quäkt: ‚Wir winden dir den Jungfernkranz usw.'

Und nun den ganzen Tag verläßt mich nicht das vermaledeite Lied. Die schönsten Momente verbittert es mir. Sogar wenn ich bei Tische sitze, wird es mir vom Sänger Heinsius als Dessert vorgedudelt. Den ganzen Nachmittag werde ich mit ‚veilchenblauer Seide' gewürgt. Dort wird der ‚Jungfernkranz' von einem Lahmen abgeorgelt, hier wird er von einem Blinden heruntergefiedelt. Am Abend geht der Spuk erst recht los. Das ist ein Flöten und ein Gröhlen und ein Fistulieren und ein Gurgeln, und immer die alte Melodie. Das Kasparlied und der Jägerchor wird wohl dann und wann von einem illuminierten Studenten oder Fähnrich zur Abwechselung in das Gesumme hineingebrüllt, aber der ‚Jungfernkranz' ist permanent; wenn der eine ihn beendigt hat, fängt ihn der andere wieder

von vorne an; aus allen Häusern klingt er mir entgegen; jeder pfeift ihn mit eigenen Variationen; ja, ich glaube fast, die Hunde auf der Straße bellen ihn.

Wie ein zu Tode gehetzter Rehbock lege ich abends mein Haupt auf den Schoß der schönsten Borussin; sie streichelt mir zärtlich das borstige Haar, lispelt mir ins Ohr: ‚Ich liebe dir, und deine Lawise wird dich noch immer jut sind,‘ und sie streichelt und hätschelt so lange, bis sie glaubt, daß ich am Einschlummern sei, und sie ergreift leise die ‚Katharre‘ und spielt und singt die ‚Krawatte‘ aus Tankred: ‚Nach so viel Leiden‘, und ich ruhe aus nach so viel Leiden, und liebe Bilder und Töne umgaukeln mich — da weckt's mich wieder gewaltsam aus meinen Träumen, und die Unglückselige singt: ‚Wir winden dir den Jungfernkranz —‘

In wahnsinniger Verzweiflung reiße ich mich los aus der lieblichsten Umarmung, eile die enge Treppe hinunter, fliege wie ein Sturmwind nach Hause, werfe mich knirschend ins Bett, höre noch die alte Köchin mit ihrem ‚Jungfernkranz‘ herumtrippeln und hülle mich tiefer in die Decke.

Sie begreifen jetzt, mein Lieber, warum ich Sie einen glücklichen Mann nannte, wenn Sie jenes Lied noch nicht gehört haben. Doch glauben Sie nicht, daß die Melodie wirklich schlecht sei. Im Gegenteil, sie hat eben durch ihre Vortrefflichkeit jene Popularität erlangt. — —“

⊠ ⊠ ⊠

Das also ist das klassische Beispiel der Melodie, die man mit nach Hause bringt.

Daß diese Melodie nicht minderwertig zu sein braucht — wie man bisweilen annimmt — ersehen wir gerade an diesem historischen Fall. Worin ruht nun aber das Geheimnis der Melodie, die man mit nach Hause bringt? — Worin gipfelt der schnelle, wenn auch äußere Erfolg?

— — Sehen wir uns den Fall einmal genauer an. Wie sieht solche Melodie aus? Zunächst darf sie nicht kompliziert sein. Das ist klar. Wenn jeder Laie sie behalten, wenn jeder Laie sie mit sich tragen soll, muß sie frei sein von Tüfteleien und Gesuchtheiten. Das ist eine Seite. Aber auch die Gegenseite ist zu beachten: die Melodie muß

charakteristisch sein. Wenn der Laie sie ohne weiteres behalten soll, darf sie nicht verschwommen, in ihrer Einfachheit versinkend sein — sie muß eben bei aller Verständlichkeit ihr Gepräge, ihren Charakter haben.

Also schlicht, natürlich, doch charakteristisch. Um diese Qualitäten eindringlich zu zeigen, muß die Melodie auch das rechte Maß aufweisen — nicht zu lang und nicht zu kurz.

Nicht nur der Tonfall als solcher ist es, der sich dem Gedächtnis des Laien einprägt, die Stimmung, in die die Melodie gebettet ist, trägt wesentlich dazu bei, sie zu charakterisieren. Und der Hörer aus dem Volke muß sich die Stimmung rekonstruieren können, um auf der Woge dieser Stimmung das Auf und Ab der Melodie treiben zu lassen. Also ein drittes: der ausgeprägte, festgeschlossene Stimmungsgehalt. So ist es nicht ein einfaches Rechenexempel: eine Melodie zu erfinden, die man mit nach Hause bringt. Das künstlerische Fluidum muß darüber wehen.

Denken wir an das Intermezzo der „Cavalleria"! Nach den atemraubenden Auseinandersetzungen der grimmigen Liebesfeinde, Santuzza Turridu, Santuzza Alfio — plötzlich die gewaltige Reaktion, das Machtwort der Kirche, die sich ins Mittel legt. Aus der Wucht der aufreibendsten Konflikte wird der Hörer mit einem Ruck hinübergeschleudert in das wohlige Gefilde andächtiger Versunkenheit.

Und hier haben wir ein neues Moment, das die leichte Auffassung des Laien unterstützt. Grelles Licht und tiefe Schatten, sie machen das Tonbild natürlich um so deutlicher, gewiß oft auf Kosten der künstlerischen Feinheit, aber mit um so schlagenderem Erfolg. Und in diesem blendenden Kontrast der Szene nun die liebliche, dankbare, eingreifende Melodie, wie sie namentlich die zweite Hälfte des Intermezzos anfüllt! Ist es nicht mit Händen zu fassen, daß der Hörer diese mit nach Hause nimmt? Daß er sich von allen Eindrücken des Abends am sichersten dieses musikalischen Vorgangs erinnert, daß er durch die Gegensätze der Umrahmung die Lage am leichtesten rekonstruiert und so alle Mittel am reichsten zur Verfügung findet, diese eine und einzige Melodie sich dauernd zu reproduzieren.

Ein anderes Beispiel: „Bajazzo!“ Ganz analoge Situation. Eben das Volksgetümmel, der rauschende Jubel über die Einkehr der Komödianten, die überschäumende Lebenstollheit, wie sie das Milieu mit sich bringt — da, auf den Anschlag eines Wortes der Erguß des Bajazzo, der im Hause so ernst empfindet:

„Scherzet immer,
Doch eines wißt: ...“

Wenn hier eine entsprechend packende Melodie einsetzt, so kann der Autor seines Erfolges sicher sein. Und sie setzt ein und bringt dem Autor den ersehnten Erfolg. Also nicht nur wirkungsvolle Melodie, einfach und charakteristisch — sondern auch an wirkungsfähiger Stelle. Nur dann ist der Erfolg zwingend.

Im „Walzertraum“ ganz dasselbe. Würde der Walzer die Wirkung üben, wenn er nach dem zweiten Akt, wo er im Grunde bereits voll und ganz seine Schuldigkeit getan, den Schauplatz verließe? — Nein. Erst da er beim Schlußakt, wo schon alle Mittel der Kulisse erschöpft sind, im Augenblick der höchsten Erwartung wie ein deus ex machina auftaucht und das Wunder vollbringt, erst da hat er seine letzte Schuldigkeit getan. Jetzt weicht er nicht mehr von des Hörers Seite, das ganze Schicksal des Dramas ist durch ihn entschieden worden — mit dieser Vorstellung verknüpft der Hörer die bequem faßliche Melodie, und auf dem Leitbogen dieser Erinnerung gelangt er stets um so leichter, um so sicherer zu der Walzermelodie, die für ihn den „Walzertraum“ ausmacht.

Übrigens spricht gerade bei dieser Melodie noch etwas mit, das nicht übersehen werden darf. Der Rhythmus. Nicht nur die Melodie muß faßlich, der Rhythmus muß gleichfalls geläufig und „handlich“ sein. Selbst wenn, wie im angeführten Falle, die Füße darauf reagieren. Die Füße sind ein wertvoller Adjutant des Generalissimus: Laienmelodie. Und eine Melodie im Tanzschritt wird immer vor andern einen Vorsprung gewinnen. Nun erst im beliebtesten, ausdrucksvollsten Tanzrhythmus des Walzers. Ein Walzerlied hat immer schon halb gewonnen. Daher auch in den letzten Jahren die Springflut der Walzerlieder, die alles nieder-

riß, was andere Art zeigte. Seit dem Eindringen der Niggersongs hat der Rhythmus des „two steps“, des hausväterischen Ahnen des Cakewalk, mit allen Anverwandten ein wenig zu konkurrieren gesucht. Aber die entpuppten sich doch nur als flüchtige Erscheinungen. Das Bleibende war und ist nach wie vor der Walzer. Schon ein gespielter Walzer hat leichte Bahn. Weit mehr aber der gesungene Walzer, wie überhaupt die Melodie mit Text der wortlosen Melodie stark überlegen ist. Und auch das hat seine natürliche Erklärung. Eine Melodie mit Text ist eben leichter mitzunehmen, wofern — — ja wofern eben dieser Text den analogen Forderungen entspricht. Er darf also auch nicht zu gelehrt, aber auch nicht zu verbraucht sein. Charakteristisch, ohne Rätselraten. In der Stimmung muß er wie die Melodie aus starkem Schatten herausleuchten, am besten durch ein treffendes Leitwort geführt und geleitet sein. Das letzte Streben des Textdichters einer solchen Melodie wird dahin gehen, aus diesem Leitwort ein Schlagwort zu machen. Dieses Schlagwort kann eine allgemeine Tendenz haben, braucht nicht einmal aus dem Empfindungsvorrat des täglichen Lebens gegriffen zu sein. Wie hätte sonst ein Text wie „Fischerin, du kleine“ mit der Musik von Waldmann dermalen so populär werden können!

„Fischerin, du kleine,
Fahre nicht alleine
— — — — —“

Was lieh dem an sich belang- und poesielosen Text die Flügel der Popularität? — — Einmal der Umstand, daß hier eine drastisch anschauliche Situation im greifbaren, wenn auch nichts weniger als künstlerischen Bilde erschöpfend ausgemalt wurde. So etwas prägt sich dem Auge und damit dem Gedächtnis ein. Schon die derbe Anrede: „Fischerin, du kleine,“ ist sprechend. Sie „spricht deutlich“. Nun kommt hinzu, daß der Text im weiteren Verlauf gewisse Umdeutungen, Vieldeutungen zuläßt, daß er bald derber, bald leichter genommen werden kann und so auch Anzüglichkeiten einen weiten Tummelplatz bietet. Das ist für ein Großstadtpublikum von nicht zu unterschätzendem Einfluß. Und hier hat sich dieser Einfluß zur Genüge dokumentiert.

Auch ein Text wie desselben „Meisters“ „Sei gegrüßt, du mein schönes Sorrent“ tut seine Schuldigkeit. Er ist wirksam. Man unterschätze die Qualität nicht. Unter tausend Versuchen ist kaum einer, der in dieser Weise einschlägt und zündet. Aus der neuesten Zeit wäre als Musterexemplar solchen Textes etwa anzuführen:

„Küssen ist keine Sünd'
Mit einem schönen Kind
— — — — — —“

Hier wird aus dem Erlebensschatze der Allgemeinheit geschöpft. Die Allgültigkeit dieser „dichterischen Offenbarung“ wird kein Erdensohn bestreiten. Und wenn auch unsere Gedankenwelt nicht eben bereichert wird durch solche Weisheit, so gibt es doch Stimmungen, in denen wir dieser Selbstverständlichkeit unsere nachdrückliche Bekräftigung erteilen. Ja, im Kreise einer großen festlichen Gemeinschaft, im Rahmen freudiger Feste sind wir alle zuzeiten auf den Ton gestimmt, den die Verse anschlagen. Wenn wir uns auch nicht getrauen, die dichterische Freiheit gleich in lebendige Wirklichkeit umzusetzen. Man spricht ja täglich, stündlich so manche kühne dichterische Behauptung aus, die man doch nicht in die Tat umzusetzen wagt. Um so dringender ist das Bedürfnis, sie in Worten immer und immer zu wiederholen. Da kommt also solch ein Text dem allgemein zwingenden Empfinden — das zwar alltäglich, aber auch allfaßlich ist — im weitestgehenden Maße entgegen. Er leiht der Melodie die Schwingen seelischen Einverständnisses, höchster Popularität.

Ein wertvoller Träger der Popularität ist des weiteren jede mimische oder gestische Unterstützung der Melodie. Man denke an den selig unseligen „Schunkelwalzer“. Die orkanartig um sich greifende Melodie in Verbindung mit der drastischen Körperbewegung, dem Schunkeln, fand die wilde ungebändigte Ausbreitung, nur einer unaufhaltbaren Epidemie vergleichbar. Man war versucht, an die mittelalterlichen Flagellantenzüge zu denken. Auch dort gab Gesang das Stichwort, die marternde Mißhandlung des Körpers den Träger des Fanatismus, der fanatischen Bewegung. Hatte die Schunkelepidemie nicht verwandtschaftliche Züge?

— Nun, sie war ungefährlicher, das ist wahr. Körperlich ungefährlicher — aber geistig, künstlerisch ...?!

Und dieses Wunder des Fanatismus hatte zum größten Teil die begleitende Körperbewegung vollbracht, die das Lied schnell einprägte und weitertrug. Ähnliche Dienste leistete das Pfeifen dem noch immer stark grassierenden „Weaner Waschermad'ln-Walzer". Auch die Tänze, die ein Händeklatschen, Fußstampfen und ähnliche liebreiche Geräusche unterstützen, finden überraschend schnelle Ausbreitung. Diese Begleiterscheinung, mag sie an sich unschön sein, gibt der betreffenden Melodie ein besonders charakteristisches Gepräge, ein Relief, das jedem sich einprägt und die Erinnerung auffrischt. Auch der scharf pointierte Marschrhythmus leistet in solchen Fällen glänzende Dienste. Man übertreibt nicht, wenn man sagt, daß Verdis zündende Melodien in ihrer Popularität wesentlich getragen wurden von dem stark hervortretenden Rythmus. Ihr Marsch- und Tanzcharakter mag ihnen im dramatischen Bilde der Oper oft ein Hindernis, ein Hemmnis sein, weil er dem Ernst der Lage widerspricht, für die Ausbreitung der Melodie als solcher ist er unstreitig ein wesentlicher Förderer. Nicht ohne Grund durfte ein Johann Strauß Vater es unternehmen, zahllose italienische und geistesverwandte Opern in Tänze aufzulösen, ihre Melodien zu Walzern, Polkas, Galopps zu zerpflücken.

Woher kommt es aber, daß die harmlos niedlichen Tanzmelodien eines Strauß-Vater sich heute unserm Gedächtnis weniger leicht einprägen als die weit komplizierteren des Sohnes? Die Faßlichkeit und Einfachheit allein tut es nicht. Diese alten Melodien gehen meist nicht über acht Takte hinaus, halten sich gewöhnlich in einer und derselben Grundharmonie und beschränken sich auf die bequemsten Akkordnoten. — Und trotzdem, unser Ohr läßt sich nicht mehr damit einfangen. Wir verlangen heute etwas mehr Großzügigkeit, auch in diesem Kunstgebiet. Wir verlangen einen längeren Atem der Melodie, eine größere Ausdrucksfähigkeit, mehr Charakteristik — — kurzum, gewisse komplizierte Qualitäten, die über diesen naiven Urzustand hinausragen.

Schon Offenbach hat diesen neuen Weg gefunden. Und die Welt hat ihm gedankt wie einem Erlöser. Der Direktor

der „Variétés" warf den Zuhörern Melodien hin, die sie mit nach Hause nahmen. Und er zwang sie mit diesen Melodien in seinen Bann, sie waren ihm verfallen mit Leib und Seele. Offenbach regierte im Paris des zweiten Kaiserreichs. Welch eine Sensation „die schöne Helena"! „Die schöne Helena" bezauberte, berauschte alles und verdrehte allen die Köpfe.

„Komm, o Göttin der Liebe ..."

pfiff der Lebemann der Boulevards. Die ernsthaftesten Damen sangen um die Wette „Komm, o Göttin der Liebe". Die Babys summten schon „Komm, o Göttin der Liebe ..."

Mit der„ Großherzogin von Gerolstein" schwoll die Begeisterung über die Grenzen Frankreichs hinaus und drehte ganz Europa im Sinnentaumel. Diese „Großherzogin von Gerolstein" machte sich lustig über Könige, Minister, Militärs, über die ganze Gesellschaft, ob hoch, ob niedrig, und doch wurde sie gerade von denen vergöttert, die sie aufs blutigste geißelte. Fürsten, die Paris besuchten, bestellten schon von unterwegs telegraphisch ihre Plätze und eilten, ohne sich Zeit zum Ausruhen zu gönnen, spornstreichs nach dem Theater, um die „Großherzogin" zu sehen. Man sprach nicht mehr von der Comédie Française, von der Großen Oper, von der Komischen Oper; es gab in Paris überhaupt nur noch ein Theater, die Variétés. Das hatten die Melodien Offenbachs bewirkt.

Das Volk hat nun einmal das Bedürfnis, aus einer Oper, einer Operette etwas mit nach Hause zu bringen. Es glaubt sonst, es habe sein Geld umsonst ausgegeben. Der Laie behält aber nur die Melodien, die ihm „kongenial" sind, die ihn ganz erfüllen, mit einem Wort, die ihm ins Herz dringen. Freilich ist das musikalische Herz verschieden von dem seelischen. Mindestens so sehr wie das liebende Herz verschieden ist von dem physiologischen, dem Herzmuskel. Der Laie will die Melodie mit seinem musikalischen Herzen umschlingen und sie sich so ganz zu eigen machen.

Der Komponist, der ihm diese Möglichkeit bietet, hat gewonnenes Spiel. Hätte Wagner darin ein klein wenig mehr Entgegenkommen gezeigt, er hätte vielleicht nicht so lange zu darben brauchen. Und doch, die Zeit hat auch

diese Barrikaden überwunden. Heute sind die Melodien des „Lohengrin“, des „Tannhäuser“, des „Holländer“ populär; selbst die tragenden Gesänge der „Meistersinger“, der Tetralogie, haben eine grandiose Ausbreitung erhalten. Sie haben den Weg zum Herzen gefunden. Das musikalische Laienherz hat sich eben sehr verändert. Im Einklang mit der fortschrittlichen Entwicklung auf allen Kulturgebieten, die an unsere Empfangsorgane, an unser Fassungsvermögen größere Ansprüche stellen, ist auch die musikalische Aufnahmefähigkeit bedeutend gewachsen. Des Laien Verständnis für Musik hat eine Erziehung genossen, die ihn zu stattlicher Höhe emporträgt. Sogar die komplizierte Melodik von „Wotans Abschied“, des Rheintöchter-Terzetts, des Siegfried-Schmiedelieds, die mit schnellem Harmoniewechsel die weiteste Gedankenspannung verbindet, hat sich jetzt dem Ohr eingeprägt. Ein erstaunlicher Fortschritt und Gewinn! Während bei Mozart die Noten des Dreiklangs dominierten, herrscht jetzt die Septime, die None, die Undecime und wird der Zunge ebenso geläufig, wie die Terz und die Sext. Im Gegenteil, Wagner hat den Beweis geführt, daß unserem angeborenen Instinkt diese ausgreifenden Weitintervalle im Grunde noch genehmer und natürlicher sind. Dies der Triumph der Moderne!

Zu Anfang hörte man bei Wagner überhaupt keine Melodie. Das Ohr des neuzeitlichen Weltbürgers dagegen bringt die führenden Melodien Wagners mit nach Hause. Und von diesem Augenblick an ist Wagner in das Herz des Volkes gedrungen. Das aber ist der Zauber der Melodien, die man mit nach Hause bringt. Sie schlingen ein gemeinsames Band um die weite Versammlung der Musikgenießenden. Heute ist es die „Lustige Witwe“, morgen die „Walküre“, übermorgen der „Evangelimann“, ein andermal — ist es das Metropoltheater, das diesen Zauber ausübt. Und wenn auch die Art der Wirkung bei den verschiedenen Werken eine ganz verschiedene ist, das eine tritt überall zutage, daß das Herz der Hörer davon getroffen wird. Bei diesem sitzt das Herz tiefer, bei jenem näher der Oberfläche. Und darum braucht dieser tiefe, jener oberflächliche Melodien, um seiner Sehnsucht Erfüllung zu geben.

Prinz.

Ich bin meines Landes jüngster Prinz;
und die an des Königs Hofhalt glänzen,
meine Brüder und Vettern sind's.
Ich habe ein Schloß nur an den Grenzen.
Da kann ich weit ins Königreich schaun
und seh' auch ein Stück von fremden Gaun.
Und manchmal, wenn ich hoch allein
an meines Turmes Brüstung stehe
und die frechen, freien Vögel sehe,
lach' ich und möchte nicht König sein.

Aber das lieb ich: einmal im Jahr
begegn' ich meinem Herrn Vetter, dem König.
Ich kenn ihn an seiner bunten Schar,
und ich springe vom Rosse; doch neig' ich mich
wenig.
Und er bittet mich gnädig neben sich,
und zusammen reiten wir durch die Gassen,
und die jubelnden Leute kennen mich.
Aber ich lasse mich doch nicht fassen.

Denn mein gnädiger Vetter fragt mich dann:
warum ich so selten zu ihm käme,
und warum ich nicht auch ein Hofkleid nähme,
und er preist mir seine Feste an,
und sagt, was ich sei, und was ich könne,
und wie er mir viel und alles gönne.

Und jüngst verging mir all mein Lachen,
denn er mahnte mich an mein fürstliches Blut
und sagte: zum Marschall woll' er mich machen.

Und ich glaube doch, was ich sagte, war gut!
„Herr," sprach ich, „laßt mir mein Prinzentum!
Laßt mir mein Leben vor den Toren!
Als König bin ich nicht geboren —
was kann mich da locken — ich mag keinen Ruhm!
Ich fühle mich jung und unerprobt
und — ich scheue mich, wenn ihr mich lobt.
Herr, wie ich bin, so laßt mich: frei!"

Er sagte nicht, daß er zornig sei.
Ich küßt' ihm die Hand, und er wehrte mir nicht.
Aber ich sah in ein blasses Gesicht,
und er grüßte mich kurz und hart beim Scheiden.
Und ich werde ihn doch nicht meiden!
Und mich treibt eine neue, tolle Lust,
ihn wiederzutreffen und wiederzugrüßen
und mit einem unheimlich süßen
dunklen Widerstande der Brust
mein Haupt zu neigen dem König zur Ehr' —
fünf Finger breit und keinen mehr.

Karl Freye.



Atelierbesuch.
Gemälde von Wolfgang Wagner.

Fieber!

Sterben in der römischen Wildnis.

Von Richard Voß.

Die Luft zitterte von den Gluten der Sommersonne. Strahlen schossen herab von dem Himmel, der in der harten Bläue des Stahls wie in ewiger entsetzlicher Wolkenlosigkeit über der großen römischen Wildnis sich spannte. Das Meer umspülte die erhabene Einsamkeit, die das Grab einer versunkenen Welt umfing. Eine hyazinthfarbene wogende Unendlichkeit wälzte sich die blaue Salzflut unter dem leuchtenden Äther.

In langen Ketten schlugen die Wogen gegen die schimmernde Düne. Als erstickte die Hitze des Mittags selbst das bewegliche Leben der Fluten, so sonnensatt und träge kamen sie herangerollt. Ihr mattes Rauschen tönte wie ein Schlummergesang für die müde Mutter Erde.

Bisweilen strich eine Möwe tiefgesenkten Fluges über die funkelnde Fläche. Sie stieß einen kurzen klagenden Schrei aus, der das Schweigen der Wildnis wie eine Geisterstimme durchdrang.

Landeinwärts, über der schweren Schattenmasse des Buschwalds, zogen sich am Horizont die weißen Linien eines fernen, kahlen Felsengebirges hin. Gleich gewaltigen Marmorschranken, welche die stille Stätte von der Welt und ihrem fiebernden Leben trennte, stieg es empor in dem Dunst.

Unabsehbar erstreckte sich längs des Gestades eine wellige Flur. Aus dem silberhellen, feinen Meersand wuchsen Pflanzen mit schmalem, langem, bläulichem Blattwerk, an hohem, schlankem Stengel blaßrötliche Blütentrauben tragend. Blume drängte sich an Blume, daß die Landschaft nach dem Gebirge zu bis zu dem schwarzen Rande der Macchia ein einziges wundersames Gartengefilde war.

Das Meer bespülte die Asphodelenwiese.

Sie überzog längs des Strandes die Düne. Als wäre hier die See, von einem holden Zauber berührt, zu einem Blütenmeeere erstarrt, so märchenhaft durchflutete es die Wildnis.

Eine dieser Blumenwellen wogte um eine kleine kreisrunde „Capanna".

Die Hirtenhütte, deren spitziges Dach wie ein weithin sichtbares Wahrzeichen aufragte, war mit dem Eingang dem freien Lande zugewendet und, wie üblich, aus hohem Röhricht erbaut. Die Sonne des Südens hatte sie so schwarz gebrannt, daß sie, von weitem gesehen, wie ein ausgeglühter Kohlenmeiler erschien und inmitten all des Glanzes von Himmel und Erde als dunkler, häßlicher Haufen dalag.

Die schmale Tür war verschlossen, und nichts anderes zeugte von menschlicher Anwesenheit als die drei mächtigen Wolfshunde, die in dem spärlichen Schatten des Rohrkegels sich ausstreckten, drei schneeweiße Flecken neben der düsteren Pyramide, die eine menschliche Wohnstätte bedeutete.

Sie war auf Meilen in der Runde das einzige Haus.

Es verrann Stunde auf Stunde, ohne daß ein Bewohner der Hütte sich gezeigt hätte. Und schon senkte sich die Sonne. So oft der Schatten des Hirtenhauses wechselte, erhoben sich die zottigen Ungetüme träge, reckten sich gähnend und änderten den Platz. Sie lagen dann wiederum eine Weile wie leblos. Von Zeit zu Zeit hob eines der Tiere sein Haupt und stieß ein schwaches Geheul aus. Darauf folgte von neuem die alte, gespenstige Stille, durch die das leise Anrauschen der tief ruhigen See wie ein erstickter Seufzer der ermatteten Natur drang.

Plötzlich belebten sich die Hunde, sprangen auf und liefen mit freudigem Winseln der Türe zu, die jetzt geöffnet wurde.

Ein Mädchen trat heraus: schlank, zart, noch ein halbes Kind, mit blassem Gesichtchen, darin zwei große, schwermütige Augen glühten. Trotz des heißen Tages trug sie das landesübliche Gewand aus schwerem Wollengewebe. Das steife Mieder hatte sie abgelegt. Der Rock, einstmals

von flammender Farbe, war zu einem fahlen Braun gebleicht, das faltige Hemde mit bauschigen Ärmeln schloß sich hoch an dem feinen Halse. Über den Kopf hatte sie das Schleiertuch gelegt. Reiches Haar, schwarz wie Rabengefieder, quoll darunter vor, krauste sich um die Stirn und bis tief in den Nacken herab.

Das anmutige Kind trug ein leeres Wassergefäß aus gebranntem, mit grellen Farben bemaltem Ton, nach einem Muster geformt, das hellenischen Ursprungs sein konnte.

Die Hunde wollten, an der jungen Gestalt vorüber, ungestüm in die Hütte drängen; aber ein leiser Ruf des Mädchens hielt sie zurück.

„Nein, nein. Euer Herr ist krank. O so sehr krank. Er hat das Fieber, wißt ihr. Seid ruhig. Kommt."

Ihre Stimme war ganz ohne Wohllaut und hatte einen harten Klang. Sie sprach leise: vielleicht weniger des Schwerkranken in der Hütte wegen, als aus langer Gewohnheit; denn dem Bewohner der Wildnis legt sich die Einsamkeit wie ein Alp auf die Seele und erstickt den lauten Ton der menschlichen Stimme.

Mit eingezogenem Schweif, gesenkten Hauptes, gehorchten die Tiere. Das Mädchen schloß hinter sich die Türe, um Helle und Hitze von dem Kranken möglichst fernzuhalten, und entfernte sich.

Langsam schritt sie durch die Asphodelen, deren Blütenwedel ihr bis an die Brust reichten, daß ihr blasses Kindergesicht mit den todtraurigen Augen gleich einer Erscheinung darüber schwebte. Schwärme kleiner, mattblauer Schmetterlinge umflatterten die schönen Pflanzen. Wo sie sich auf Blatt und Blume niederließen, überzogen sie diese flügelschlagend mit zitterndem Glanz. An den Stielen schossen große, smaragdgrüne Lacerten wie lebendige Strahlen hinauf.

Die junge Tochter des kranken Hirten hatte einen weiten Weg, um das Wasser zu holen. Sie mußte die Dünen hinauf und hinunter. Es war, als würde sie, von den märchenhaften Blütenwogen getragen, bald in die Höhe gehoben, bald in die Tiefe versenkt. Dann erreichte sie eine weite, wellige Niederung, durch die ein dürftiges

Bächlein dem Meere zufloß. Unter einer alten Korkeiche, die mit ihrem schwärzlichen Stamm und Laubwerk das Bild der leuchtenden Landschaft finster durchschnitt, hatte sich das Wasser zu einer kleinen Lache gesammelt. Hier füllte das Mädchen den Krug.

Sie blieb noch, setzte sich in den spärlichen Schatten des Baumes und stellte ihr Gefäß neben sich. Die Hunde, die sie begleitet hatten, lagerten sich sogleich als Wächter zu ihren Füßen. Sie wollte jedoch nicht ausruhen, sondern wartete, als wäre sie nicht der einzige Mensch in der Einsamkeit.

Gleichzeitig mit den Hunden vernahm ihr scharfes, für jeden Laut geübtes Ohr ein leises Geräusch. Aber die Tiere sprangen nicht in die Höhe, sondern hoben nur mit leisem Winseln die Köpfe. Bald darauf erschien hart am Rande der Höhe ein Reiter.

Es war ein blutjunger Mensch, der ein ungesatteltes Pferd ritt, einen jener kleinen, schwarzen Renner der Campagna Roms mit langer Mähne und den Boden fast fegendem Schweif. Des Reiters Füße steckten in vielfach verschnürten Sandalen. Er trug eine kurze Hose aus grober Leinwand und sonst nur das Hemde, das über der Brust weit offen stand. Seine Gestalt war schlank und biegsam, seine Haut wie Goldbronze leuchtend. Dichtes, düsteres Haar umlockte ein Gesicht, das die Züge eines Antinous hatte. In der freien Hand hielt er einen langen Stecken. Mit solcher Waffe glich der Jüngling einem antiken Speerwerfer.

Einen Augenblick verharrten Roß und Reiter regungslos am Rande der Böschung, so daß sie sich schwarz und scharf gegen die strahlende Scheibe des Äthers abhoben. Mit gellendem Zuruf trieb der Ankömmling alsdann sein Pferd in die Tiefe und in die Fluten der Asphodeloswiese.

Bei der Korkeiche angelangt, sprang er ab und ließ das Tier freilaufen. Von den Hunden umdrängt, die mit leidenschaftlichen Liebkosungen an ihm emporsprangen, trat er zu der Wasserschöpferin. Diese erwartete ihn, ohne eine Bewegung zu tun, mit einem Blicke heißer Zärtlichkeit ihm entgegenschauend.

Sie sprachen nicht gleich und dann zunächst nur das Notwendige, obgleich die beiden jungen, schönen Menschen an etwas ganz anderes denken mochten.

„Ich trieb die Herde deines Vaters gegen Ostia. Dort gibt es in den Sümpfen noch Gras. Solange dein Vater das Fieber hat, werde ich jeden Tag nach der Herde schauen. Euere Pferde kennen mich schon. Es sind prächtige Tiere darunter. Weiß euer Herr, daß dein Vater das Fieber hat?"

„Was kümmert sich der darum?"

„Nun ja. Das ist nun einmal so. Wer sollte sich um uns kümmern? Habt ihr noch Chinin?"

„Es hilft ja doch nichts."

„So zünde eine geweihte Kerze an."

„Es hilft ja doch nichts."

„Dann mußt du eine Wallfahrt nach Genazano zu Unserer lieben Frau tun. Ich bleibe unterdessen bei deinem Vater."

„Es hilft ja doch nichts."

„O Sandra —"

„Mir träumte diese Nacht von schwarzen Hühnern. Da hilft es denn eben nichts. Mein Vater muß sterben."

„Weil du von schwarzen Hühnern geträumt hast?"

„Es steht so im Traumbuch."

Da die Sache im Traumbuch stand, so wußte der Bursche nichts, was er dagegen hätte einwenden können. Alles, was er daher sagen konnte, war: „Ich will nach dem Kloster von der göttlichen Liebe reiten und Pater Anselmo bitten, zu deinem Vater zu kommen, damit er nicht gar so schrecklich lange im Fegefeuer leiden muß. Eine Messe lassen wir auch für seine Seele lesen. Dann geht's ihm gut."

„Ja, dann geht's ihm gut; besser, als wenn er immer das Fieber hat."

„Er hat's schon lange?"

„Seitdem die Mutter am Fieber starb. Sie ist schon lange tot. Zu meiner Mutter kam kein Pater, und Geld für eine Messe hatten wir auch nicht."

„Also ist die Seele deiner Mutter noch immer im Fegefeuer?"

„Was hilft's? Wenn wir doch kein Geld haben."

„Euer Herr zahlt nichts?"

„O der. Was kümmert sich der um uns? Vater reitet jeden Monat einmal hinüber auf die Tenuta und sagt ihm: ‚Da bin ich, Padrone! Und mit der Herde steht's so und so.' Dann schreit der Padrone ihn an, weil es mit der Herde nicht besser steht, und jagt den Vater fort. So ist es nun einmal."

„Ja, ja. So ist es nun einmal. Und wenn dein Vater doch immer das Fieber hat ..."

„Immer."

Plötzlich lachte sie hell auf. Selbst die Hunde schauten verwundert zu ihr empor.

„Dafür essen wir den Käse, den wir aus der Stutenmilch machen, selber auf. Und was wir nicht essen, dafür tauschen wir in Ostia Mehl und Öl und anderes ein. Einmal sogar Makkaroni! Denke doch, Makkaroni!"

„O!"

So schwatzten die beiden noch eine gute Weile. Aber sie sprachen nicht von dem, was ihre Herzen erfüllte, sondern von den alltäglichen Freuden und Leiden ihres Lebens, das sie, fern von jeder Kultur, zubrachten, inmitten der ungeheuren Öde einer Welt, darin der Mensch einen beständigen unerbittlichen Kampf mit einer Natur führt, die sein Todfeind ist.

Sandra erhob sich, ließ sich von ihrem Gefährten den schweren Wasserkrug auf die Schulter heben und blieb dann in der blassen Blüte der Asphodelen, über dem schwachen Rinnsal des Bächleins regungslos stehen. Die eine Hand an das schön geformte Gefäß gelegt, den anderen Arm untätig niederhängend, wartete sie geduldig, bis ihr Freund sein Pferd gelockt hatte.

Dies gelang nicht so schnell. Das junge Tier wollte seine Freiheit nicht aufgeben und mußte von seinem Reiter eingefangen werden. Eine Jagd entspann sich, bei der Sandra's Hunde lustig mittaten. Es war ein schöner Anblick, die schlanke, geschmeidige Jünglingsgestalt zu sehen, wie sie bald dem Pferde langsam sich näherte, bald stehen blieb, keine Bewegung tat, um plötzlich blitzschnell vor-

zustürzen und in gewaltigen Sätzen dem Rappen nachzujagen, der von den weißen Bestien unter wütendem Geheul umkreist wurde.

Endlich ließ sich das Tier vom Menschen überlisten. Sein Herr packte es an der Mähne, schwang sich auf, riß es herum und züchtigte es für seinen Ungehorsam, daß es hoch aufbäumte. Eine Zeitlang rebellierte es noch und wurde dann lammfromm. In bester Eintracht verließen jetzt Menschen und Tiere das Wässerlein unter dem alten Korkeichenbaum.

„Daß du's bis zum Wasser gar so weit hast!" bedauerte der Verliebte die Tochter des Pferdehirten, ohne daß ihm sein Mitleid so recht vom Herzen gekommen wäre; denn er pflegte sich jeden Abend einzufinden, wenn Sandra von der Capanna zum Bach kam.

Diese meinte denn auch gelassen: „O, das tut nichts. Wenn man sich nur nicht zu lange aufhält; denn der Bach hat das Feld ringsum versumpft. So ist es denn hier mit dem Fieber noch schlimmer als bei uns nahe am Meer. Aus der Tenuta ist einmal jemand hergekommen, hat aus dem Bach getrunken, sich unter den Baum gesetzt und ist eingeschlafen. Als er wieder aufwachte, hatte er das Fieber, daß er nicht mehr gehen konnte, und zwölf Stunden später war er tot."

„So ist es nun einmal."

Aber keinem von den beiden fiel ein zu denken: auch sie könnten dem Würgegeist des römischen Landes zum Opfer fallen. Sie waren jung, sie hatten sich lieb und — sie lebten!

Als Sandra an der Seite des Reiters durch die Fluten der Asphodelosblüte der väterlichen Hütte wieder zuschritt, stand die Sonne groß und blutrot bereits tief am Horizont. Ein rosiger Glanz, der schier unirdisch war, lag über der Blumenflur. Der Himmel glühte und warf einen Feuerschein über das Meer, das in strahlender Majestät wie eine unermeßliche Purpurflut das einsame Gestade umwogte.

Die beiden jungen Leute waren stumm geworden in dem feierlichen Schweigen des Abends; und schweigend erreichten sie die Capanna, die jetzt inmitten all des Glanzes

wie eine Grabpyramide dalag. Sandra trat in den Eingang und rief in die Hütte hinein: „Der Oreste ist da! ... Willst du Wasser? ... Vater! ... Hörst du nicht? Vater?“

Aber der arme Pferdehirte, der „immer“ das Fieber hatte, hörte nicht mehr. Ein Röcheln war der einzige Laut, welchen die Tochter auf ihren angstvollen Ruf zur Antwort erhielt.

⊠ ⊠ ⊠

Der Hirte Oreste hatte kaum erkannt, daß es mit Sandras Vater schnell zu Ende ging, als er sich wieder auf sein Pferd warf und davonsprengte.

Der Mann lebte noch. Und so lang er noch lebte, war noch Hoffnung vorhanden: keine Hoffnung mehr für ein diesseitiges, wohl aber für ein jenseitiges Leben.

Was tat es, wenn es dem Bewohner der römischen Wildnis sein ganzes Lebenlang jammervoll erging? Wenn er litt und darbte; wenn er hungern mußte, wenn er jahraus, jahrein das Fieber hatte; wenn er am Fieber starb oder sonst elend umkam: entweder durch einen Schlangenbiß, durch ein Büffelhorn oder den Dolchstoß eines Feindes. Das war nun einmal nicht anders.

Aber das Jenseits! Jene andere himmlische Welt nach dieser irdischen! Das zweite, ewige, selige Leben, welches diesem zeitlichen, unseligen folgte ...

Auf einer Hügelwelle des Campagnameers befand sich, von Einsamkeit und Öde umgeben, ein graues Gemäuer, halb eine Ruine, mit einem kleinen Glockenturm daneben, von dem herab des Morgens, Mittags und Abends ein heiserer Klang wie ein erstickter Jammerton das große Schweigen der Wildnis durchgellte. Über dem Turme erhob sich ein hölzernes Kreuz von den Sonnengluten wie angebrannt, von den Stürmen zersplittert, das elende Mauerwerk dem Himmel weihend: „Siehe, Christ, ein Haus des Herrn inmitten der Wildnis!“ Die Tür hat nicht Schloß und nicht Riegel. Offen steht das Heiligtum der Sommerhitze und der Winterkälte, den Winden und Wettern, offen den Mühseligen und Beladenen, offen jedermann, der eintreten und rasten will ...

Drinnen berstende Mauern und aus den Steinfliesen

des Bodens üppig aufwucherndes Unkraut, durch das die Eidechsen rascheln. Aus Feldsteinen steht der Altar aufgemauert. Ein verblichenes Tuch bedeckt ihn, und ihn schmücken zwei hohe Leuchter aus schlechtem Zink, in denen an den höchsten Feiertagen Unschlittkerzen brennen. Der blasse Schein eines trübseligen Lämpleins fällt auf ein buntes Bildnis der himmlischen Frau mit starren, strengen Zügen, die kein Hauch von Mitleiden und Milde bewegt.

Eine armselige Männergestalt in abgetragener, vielfach zerrissener, beschmutzter Mönchskutte haust in der elenden Zelle, die dem Heiligtum angebaut ist. Es ist der Bruder, der das heisere Glöcklein läuten und die Lampe vor dem Bildnis der Himmelskönigin mit Öl versehen muß. Dieser Bewohner der Wildnis schreitet nicht, sondern schleicht; dieser Lebendige lebt nicht, sondern stirbt langsam, langsam an beständigem Fieber.

Bisweilen erträgt er es einige Jahre, bisweilen nur einige Monate. Dann darf er, erlöst vom Übel, beten: „Ich danke dir, gütiger Vater im Himmel!" Bisweilen ist der Hüter des Heiligtums in der Wildnis kein demütiger Laienbruder, sondern ein Priester, der, einer ungesühnten Sünde willen, von seinem Prior gesandt ward, um hier seine Schuld zu bereuen und zu büßen.

Das ist dann für die Mühseligen und Beladenen, welche die Gemeinde dieser Kirche ausmachen, ein großes Glück. Sie können Sonn- und Feiertags vor dem Allerheiligsten auf die Knie sinken, können unter den Augen eines Gesalbten den Himmel um Gnade und Erbarmen anflehen, können ihre Schuld, die oft eine Todsünde ist, beichten und dafür Vergebung erlangen, können, wenn der Himmel ihnen dafür Zeit läßt, sterben, versehen mit dem letzten Sakrament und der letzten Hoffnung auf kurze Qual im Fegefeuer und danach ein ewiges, seliges Leben.

‚Wenn du Pater Anselmo holst; wenn der Pater Sandras Vater mit dem letzten Sakrament versieht, so hat er ein glückliches Sterben.'

Das war unausgesetzt Orestes Gedanke, als er auf seinem schnellen Pferde über die Steppe jagte. Er war blutjung, kaum achtzehn Jahre, die er als Sohn eines

Hirten, selber ein Hirte, in der großen Wildnis der römischen Meeresküste zugebracht hatte. Sein Vater war einige Male in Rom gewesen, in der „Stadt“, wo es die vielen, vielen Häuser und die vielen, vielen Menschen gab. Er selbst kam bisweilen nach Ostia, wo man in einer gewaltig großen Kirche beten gehen, Makkaroni kaufen und sogar in einer Trattorie Wein trinken konnte. Dort sah er auch Frauen und junge Mädchen, aber keine betrachtete er so gern, keine gefiel ihm so gut wie die Sandra Ughetti, deren Vater der großen Pferdeherde des reichen Giovanni Giovannola vorstand, an dessen ausgedehnte Weideplätze die Felder stießen, wo Oreste Molino mit seinem Vater und zwei Brüdern jahraus, jahrein eines anderen Herren Herden hütete. Sommers wurden die Tiere in die dichtesten Täler des Buschwalds getrieben, dessen tiefe Schatten dem Grase und den Kräutern vor den Sonnengluten Schutz gaben; Winters über weideten sie auf den fruchtbaren Gründen einer Steppe, die niemals Ackerland war. Manchen Abend war Oreste zu seinen nächsten, immer noch meilenweit entfernten Nachbarn herübergesprengt, nur um an dem Quell auf der Asphodeloswiese dem Töchterlein des Nachbarn den gefüllten Wasserkrug auf die Schulter zu helfen.

Jetzt starb der Nachbar am Fieber ...

Nun, am Fieber starben viele; fast alle starben daran. Das war nun einmal nicht anders. Und wenn der Nachbar unter dem geistlichen Beistande des Paters starb, so erging es ihm besser als hundert anderen. War er tot, so stand die Sandra allein auf der Welt. Mit Hilfe der Madonna konnte sie dann seine Frau werden. In der väterlichen Capanna gab es allerdings keinen Platz für sie: wer von den Söhnen des alten Molino heiraten wollte, mußte eben zusehen, in welcher Hütte er mit seinem Weibe unterkam. Nun, wenn Sandras Vater starb, so mußte ein anderer die Pferde des reichen Sor Giovanni hüten. Oreste war jung und kräftig — wie jung und kräftig er war! Er würde auf die Tenuta gehen und Sor Giovanni bitten, ihm die Stelle des Verstorbenen zu geben, damit er in dessen Capanna kam und seine ver-

waiste Tochter heiraten konnte. Warum sollte Sor Giovanni ihm die Stelle nicht geben, wenn er darum bat und die Madonna ihm beistand? Dann heiratete er die Sandra, die er so gern ansah; dann ... Ja, und wenn sie nur nicht bald das Fieber bekamen; denn das war bei ihnen nun einmal so.

Von glücklichen Zukunftsträumen erfüllt, durchjagte Oreste auf seinem Renner die sommerliche Steppe: der Tod des armen Pferdehirten erschloß dem Jüngling das Leben. Dieses konnte sogar ein glückliches Leben werden — bekamen die beiden nicht schon allzu bald das Fieber.

Die Nacht brach an. Eine blaue Finsternis, darüber der Sternenhimmel des Südens in einer Helle erstrahlte, daß alles zwar in Dämmer sank, aber doch Form und Farbe behielt. Als riesengroße Schattenmasse stieg vor dem Reiter das Haus des Herrn über dem öden Lande auf; ringsum kein Baum, kein Strauch, ringsum nur die Blumen der Wildnis: Asphodelen, nichts als Asphodelen, die blassen Blumen des Todes.

⊠ ⊠ ⊠

Dem Priester war es in seiner engen Zelle zu erstickend heiß geworden. Er hatte sein Bett — einen mit dürren Campagnakräutern gefüllten Sack — hinaus ins Freie getragen und nach Hirtenart nahe bei seinem Lager aus trockenen Ginsterstauden ein lebhaftes Feuer angemacht, das von dem Schlummernden die Fieberluft fernhalten sollte. Aber der Mann hatte einen allzu festen Schlaf gehabt: den Schlaf der Ermattung! Und er mußte stündlich erwachen, um der schnell verlöschenden Glut neue Nahrung zuzuführen. Sonst konnte es leicht geschehen, daß er morgens als Schwerkranker, als Verlorener erwachte.

Der Hirte Oreste konnte dem sterbenden Vater der Geliebten den letzten Trost im Leben, den Priester, nicht bringen. Auch der Diener des Herrn mußte eingehen in die „ewige Seligkeit", ohne sich selbst dafür vorbereitet zu haben. Also erwartete seine von dem Jammer des Lebens befreite Seele lange Flammenqual.

Die heilige Mutter Erde sendet den Bewohnern der römischen Wildnis den Würgegeist der Malaria, der ihre Kinder tötet, während sie ruhen an ihrer Brust.

⊠ ⊠ ⊠

Damals geschah's, daß ich das junge Paar kennen lernte: Sandra und Oreste. Es lebte in der väterlichen Hütte.

Aber nicht als Mann und Frau. Was sollten sie tun? Der Priester war an der Malaria gestorben, war von Oreste begraben worden, und kein anderer war gekommen.

Also wurden die beiden eben ohne Priester ein Paar. Wer fragte danach? Wahrscheinlich erfuhren sie das gleiche Schicksal wie Sandras Eltern, die ohne letztes Sakrament — ohne Vergebung ihrer Sünden aus dem Leben gehen mußten, aus diesem Leben, das Mühsal und Not, Krankheit und „unbußfertiges" Sterben war.

Sie würden dann doch verdammt sein ...

So genossen sie wenigstens jetzt ein Stücklein irdischer Seligkeit; denn nie sah ich eine ähnliche leidenschaftliche Liebe.

Ich befand mich auf einem Ritt durch virgilisches Land, als ich bei den beiden einkehrte und von ihnen bewirtet ward: mit allem, was sie besaßen. Das war hartes, graues Brot, frische Stutenmilch und Käse. Während ich in ihrer Hütte ausruhte und mich sättigte, erzählten sie mir das wenige, was sie von ihrem Leben zu erzählen hatten: Mühsal und Not, Krankheit und Sterben.

Von ihrer Liebe sagten sie nichts. Davon brauchten sie nichts zu sagen. Sie leuchtete aus ihren Blicken, mit denen sie sich ansahen. Es war eine Glut, verzehrend wie die Sommersonne der römischen Wildnis.

Ich fragte den Jüngling: „Also nahm dich der reiche Sor Giovanni Giovannola als Hirte an Stelle von Sandras verstorbenem Vater in Dienst?"

„Weiß nicht."

„Wie?"

„Ich war noch nicht bei ihm."

„Und er?"

„Kümmert sich nicht um uns."

„Aber wenn er sich einmal um euch kümmert. Kann das dann nicht schlimm für euch werden?"

„Wieso schlimm?"

„Je nun ... Besser, du meldest dich bei deinem neuen Herrn. Man kann doch nicht wissen — Habt ihr noch nicht das Fieber bekommen?"

„Wir haben immer das Fieber."

„Immer?"

„Das ist nun einmal nicht anders."

Wieder und wieder dieses hoffnungslose, dieses trostlose Wort!

Meine Frage war durchaus überflüssig. Ich wußte es gleich: daß sie „immer" das Fieber hatten. Brauchte sie nur anzusehen! Diese fahle Blässe, diese nicht nur in leidenschaftlicher Zärtlichkeit glühenden Augen —

Nur um etwas zu sagen, rief ich: „Ihr nehmt doch Chinin?"

„Was hilft's?"

„Wie kannst du so reden?"

„Das Chinin, welches man uns verkauft, hilft nichts."

„Hilft nichts ..."

„Denn es ist kein Chinin. Es ist verfälscht. Wenn wir es auch nehmen würden — sterben müssen wir doch. Früher oder später. Sterben am Fieber. Das ist nun einmal so."

Mir graute.

⊠ ⊠ ⊠

Drei Tage später ritt ich desselbigen Weges zurück. Ich näherte mich der Capanna. Was war das? Ein Zusammenlauf! Ich hörte Geschrei wie Geheul. Was war geschehen? Ein Totschlag! Ich sah die Uniformen von Carabinieri, sah ihre Waffen blitzen, gab meinem Pferde die Sporen —

Richtig ein Totschlag! Oreste hatte seinen Herrn, den reichen Sor Giovanni Giovannola, totgeschlagen! Weshalb? Sein Herr hatte sich um seinen Pferdehirten gekümmert, hatte den alten Hirten nicht mehr unter den Lebenden getroffen, hatte den jungen, unbekannten gefunden mit seinem jungen Weibe, welches sein Weib — nicht war,

welches der Herr für sich selbst haben wollte. Dann hätte Oreste Hirt bleiben dürfen. Aber Oreste hatte seinen Herrn, der sein Weib begehrte, erschlagen wie man einen tollen Hund erschlägt: mit dem Macchiabeil.

Nun führten die Carabinieri den Mörder gefesselt davon . . .

Und das junge Weib?

Ich konnte nichts tun für Sandra Ughetti. Nicht das geringste! Meine Trostworte hörte sie nicht, mein Geld nahm sie nicht. Sie schien erstarrt — schien eine lebende Tote. Ich mußte sie verlassen, um mich dem traurigen Zuge anzuschließen, der den gefesselten Mörder nach Ostia brachte. Aber auch für ihn fand ich keine Hilfe: er bekam zwanzig Jahre Galeere — schlimmer als der Tod auf dem Schafott.

Sandra starb am Fieber. Sie wurde am Herzen von Mutter Erde von dem fürchterlichen Würgegeist der römischen Wildnis erwürgt: wenige Tage, nachdem der Geliebte ihretwegen zum Mörder geworden war. Gott sei Dank, schon nach wenigen Tagen!

Sie war der Hirtenfrau, die bei ihr blieb, um über sie zu wachen, glücklich entkommen, war durch die Asphodelenflur zur Quelle gegangen, hatte sich auf dem sumpfigen Grunde niedergelegt — zum Schlummer, zum Sterben.

Es war ein unbußfertiger Tod. Aber — der Herr wird ihrer armen Seele trotzdem gnädig sein.

Tells Tod.

(Eine Fortsetzung nach Uhland.)

Nachgelassenes Gedicht
von Arthur Fitger.

Die Schächen=Wasser schwemmen
Alljährlich Schutt und Kies
Zu Tal, und wer kann dämmen,
Was sich vom Ufer riß?
Die unterspülten Auen
Zermalmt des Bergs Gewicht;
Wer darf auch Menschen trauen,
Wenn selbst der Felsen bricht?

Und was von jenem Knaben
Der hohe Dichter sang,
Den, in der Flut begraben,
Der Tell dem Tod entrang,
Wie Glocken hör' ich's klagen
So voll, so tief, so klar;
Doch heimlich muß ich fragen,
Ob des er würdig war?

Zog, als des Knaben Glieder
Zu Jünglingshöh' erstarkt,
Das leichte Herz nicht nieder
Des Lebens bunter Markt?
Hat nicht mit Schmeicheltone
Verführung ihn umgirrt,
Bis dem verlornen Sohne
Der Stern in Nacht verirrt?

Hat ruchlos auf den Vater
Die Faust den Schlag gewagt?

Der Fluch der Mutter, hat er
Ins Elend ihn gejagt?
Ein bleiches Weib in Trauern,
In Tränen sich verzehrt,
Geschlagne Kinder kauern
Um den erloschnen Herd.

Wer nach des Wandrers Gute
Schleicht durch das nächt'ge Tal?
Wem trieft geheim vom Blute
Der meuchlerische Stahl?
Im Kreise wüster Zecher
Wer hält die Dirn' umfaßt,
Wo man beim Würfelbecher
Geraubtes Gut verpraßt?

Die Sünderglocke läutet,
Das schwarze Stäbchen bricht;
Den Raben hängt bereitet
Das Mahl am Hochgericht;
Das schwärzliche Gefieder
Umflattert Rad und Pfahl
Und überschreit die Lieder
Vom Tell im Schächental:

O Narr, o Narr, was brachtest
Du dich zum Opfer dar!
O Narr, o Narr, du machtest
Dir nicht die Narrheit klar:
Siehst du, wie wir uns balgen
Um luft'gen Festtagsschmaus?
Auf „Butter an den Galgen"
Läuft Edelmut hinaus.



Rembrandts Mutter.
Gemälde von Rembrandt van Rijn.
Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie., Dornach i. E.

Die Frau im Leben von Rembrandt.

Von Dr. Georg Biermann-Leipzig.

Wie die Sonne, die allem Leben auf der weiten Erde Gedeihen und Reife gibt, steht die Frau über dem Werden der Kunst. Wie die Sonne, die in lieblicher milder Maienpracht heimliche Samen zu reifer Entfaltung bringt, erscheint uns der Einfluß des Weibes auf die Entwicklungsbahn der Schaffenden. Nicht aller freilich —: denn es hat genug der Künstler gegeben, die sich am süßen Zaubertrank der Liebe zu Tode getrunken, es gibt viele, über deren Leben diese Sonne nicht anders denn als versengender Brand in den Gluten des südlichen Mittags gestanden ist. Das sind jene, die unheilvoll sich selbst vergaßen, die den schlimmen Einfluß erfahren haben, den die Frau nur zu oft im Leben der Großen ausgeübt. Del Sarto z. B. und seine Gattin Lukrezia del Fede, die vom Herzblut des Gatten mit durstigen Lippen getrunken, und Greuze, der an der Ehe mit der schamlosen Mme. Babuty zugrunde ging — man könnte mit solchen Beispielen ein trostloses großes Kapitel der Kunstgeschichte füllen, bei dem einen das Grauen überkommen würde vor dem Weibe, dem so oft die Kunst das Schönste zu danken hatte.

Davon aber soll in diesen Zeilen nicht die Rede sein; denn das Leben Rembrandts ist innerlich mit der Frau auf andere Art verbunden. Dies Künstlerleben ist vielmehr ein schöner Beweis für die erhebende Kraft, die, vom Weibe kommend, mit unersättlichem, fast visionärem Drang ein Menschenherz erfüllen und zum Höchsten reif und groß erheben konnte.

Die Kunstgeschichte bedeutet neben der Dichtung und der

Musik ein Kapitel der allgemeinen Menschheitsentwicklung, bei dem die Frau in ihrer reichen Begabung, indirekt auf den Werdegang und die Leistungen des Mannes zu wirken, am augenfälligsten in die Erscheinung tritt. Es hat Epochen gegeben, weite Zeitläufte der Entwicklung, die ganz und gar dem Zauber des Weibes unterlegen waren. Den körperlichen Reizen, der natürlichen Schönheit des Leibes sowohl, wie dem mystischen Seelenschatz und jenen innerlich beglückenden Reichtümern, aus denen heraus sich in barbarisch-wilder Zeit ein holdes Madonnenideal zu formen vermochte. Man denke an die klassische Formensprache der hellenistischen Kunst mit ihren Aphroditen, Nymphen und Psychen, denke an den Frühlingsmorgen der christlichen Kunst, an das Madonnenideal der Sienesen, an des lockeren Fra Filippo Lippi liebliche Beichtigerin, an Mino, Verrocchio und Botticelli; denke nicht zuletzt auch an Dantes überirdische Verehrung zu Beatrice, die schließlich doch nichts anderes ist als der Ausdruck einer heimlichen Sehnsucht, von der eine ganze Zeit in ihren schwärmerisch mystischen Träumen erfüllt gewesen ist.

Es ist in der Tat nicht schwer, alle Perioden der kunstgeschichtlichen Entwicklung unter dem einen Gesichtspunkt näher zu charakterisieren, wie hier und dort, stärker und schwächer die Frau im Leben dieser Kunst ihren Einfluß geltend machte. In Italien z. B. bemerkt man jene nach abwärts sich entwickelnde Linie, als deren Endpunkt man vielleicht die venezianische Kunst zur Zeit Tizians anzusprechen berechtigt ist. Ein Abstieg vom hoheitsvollen Madonnenideal des Trecento zu jener am Alltag selbst und seinen irdischen Freuden geweckten Daseins-Bejahung, die sich schließlich ganz in die Sinnenlust des nüchternen Lebens verliert und Courtisanenbilder malt. Bilder, die oftmals wie bei Tizian auch in der sinnlich höchsten Form der Wiedergabe, in der Gestalt ruhender Schönheitsgöttinen, dennoch die reale Atmosphäre des Ateliers nicht zu verleugnen vermögen, in der sie in der Tat entstanden sind.

Oder man wechsele einen Augenblick den Schauplatz der unermeßlichen Weltenbühne, lasse den Geist nach Flandern irren, wo Rubens, mitten im Zeitalter der siegreichen Gegen-

reformation und jesuitischen Askese als ein Vollblutmensch von ausgeprägter Sinnenfreudigkeit so sehr am Weibe hängt, wo van Dyck später der Kunst einen neuen Typus elegisch-aristokratischer Frauen schuf, die nur körperlich, nicht seelisch hoheitsvolle Göttinnen scheinen. Man denke an das Rokoko, an die Watteau, Fragonard und Baudouin, an jene Zeit, in der alles, selbst die Architektur, der Innenraum ihren Segen von der Frau empfingen. Man könnte bis in die Moderne hinaufeilen, um immer wieder dem bestimmenden Einfluß der Frau zu begegnen: im Leben der Kunst wie im Leben des Künstlers.

Freilich, bei solchen Gedankensprüngen lernt man die Unermeßlichkeit eines Kapitels begreifen, das unter der Überschrift „die Frauen im Leben der Kunst" kommenden Historiographen und Psychologen noch vorbehalten ist. Reduziert auf die Norm „die Frau im Leben des Künstlers" bleibt es noch inhaltsreich und vielsagend, und es steigen die Gesichte von Meistern vor uns auf, die unsere quellengemäße Daten- und Lebenswissenschaft dem Betreffenden gegenüber unendlich klein erscheinen lassen. Raffael, der vielbewunderte Götterjüngling mit seinen Madonnen, seiner Fornarina ist solch ein Rätsel, Sebastiano ist es und Giorgione. Ja wem es gegeben wäre, das Leben solcher Meister nach Sekunden und Minuten nachzuleben, der allein könnte allen Rätseln Lösung gewähren.

Und nun gar Rembrandt. — Unsere Vorstellung von ihm wird unwillkürlich, wo sein Name im Zusammenhang mit dem Weibe genannt wird, in eine bestimmte Bahn gedrängt, weit weg von der Erinnerung an seine Ruhmestaten, von Bildern, die, wie die Anatomie des Doktors Tulp, die Nachtwache von 1642 oder die Staalmeesters des Jahres 1661, nicht nur Wendepunkte des Lebens, sondern zugleich Grenzpfeiler der eigenen künstlerischen Entwicklung bedeuten. In keinem dieser Werke ist der Einfluß des Weibes, selbst von fernher nicht, zu spüren.

Und doch, von Goethe wissen wir es längst, was die Frau im Dichterleben zu bedeuten hatte, bei Rembrandt, dem Dichter und Künstler ist es nur so nebenher er-

wähnt worden. Es gab der geschwätzigen Biographen eine Menge, die sich am Zauber Saskias nicht genug tun konnten und dabei einer Hendrickje Stoffels ganz vergaßen. Es gab sogar andere, die Saskia fast als nebensächlichen Faktor, als unheilvolles Moment im Leben Rembrandts behandelt haben und im Gefühl männlich betagter Sachlichkeit Hendrickje als die treue Gefährtin priesen, die der Mann in Jahren zum glücklichen Hausstand eben nötig hat. Philisterweisheit — und Moral, hier wie dort. Uns, die wir den ganzen Menschen in seiner Entwicklung überschauen, ist die eine zum Verständnis so notwendig wie die andere, ja, es bedarf gar nicht so sehr des Gefühles nachempfindender Menschlichkeit, um uns von der lapidaren Tatsache zu überzeugen, daß Rembrandt ohne die Frau nie Rembrandt gewesen wäre, daß in diesem Künstlerleben das Weib die letzte und erste Resonanz eines gesunden Menschenherzens gewesen ist.

Rembrandt und die Frau: Bilder werden vor unserem Geiste lebendig, die das Höchste an ehelichem Glück, das Vollbewußtsein köstlichen Besitzes, den Rausch der wilden durstigen Jugend vor Augen zaubern; Bilder des späten Alters, die ebenso stark die Freude am schönen, jugendlichen, weiblichen Körper, in der ein Künstlerauge sich am Formenreichtum der Natur vollsaugt, bekunden wie die stille Behaglichkeit des biederen Bourgeois, der beizeiten in Ruhe etwas Gutes schmausen möchte. Saskia und Hendrickje, das verwöhnte Aristokratenkind des standesherrlichen, reichen Holland des werdenden Jahrhunderts — und die bescheidene Magd, deren Liebe zu dem nicht standesamtlich angetrauten Gatten keine Grenzen kennt, die ihm im Alter, in der Verzweiflung und der Not zur Seite steht, eine treue Gefährtin, die zweite Mutter seines Sohnes Titus, Hendrickje, die Tapfere, die uns heute unendlich größer dünkt, als die blondlockige Saskia, die mit aller Selbstverständlichkeit die Ruhmestage ihres Gatten miterlebte. Gewiß, die eine erscheint uns im Leben dieses Großen so notwendig wie die andere. Saskia als Gefährtin und Göttin der Jugend, mehr eine Venus, von deren Schönheit die Lippen eines Rembrandt tranken, Hendrickje als

die kluge Beraterin mit dem angeborenen Intellekt und der sorgsamen Milde, dem tiefen und doch so naiven Gefühl für die Größe des ihr eng Verwandten, mehr Weib ihrem Sentiment nach, mehr holde Leiterin, sorgsame Beraterin, mehr wirkliche Freundin des Gatten, als die Saskia blendend schön.

Auch in Rembrandt hat die Frau erst den Künstler geweckt. Ohne sie wäre er nicht die Hälfte von dem, als der er vor unseren Augen steht. Durch die Frau, so will es scheinen, ist in des Meisters Kunst die große Menschlichkeit hineingekommen. Ebensoviel wie das Weib als Geliebte seinem Leben heimlich an Schätzen zugetragen hat, ebensoviel aber hat die Frau, die Rembrandts Mutter war, dem Künstler an reichem Erbe mitgegeben.

Man stellt sich den Knaben Rembrandt, der als Sohn des Müllers Harmen Gerritszoon van Rijn und seiner Frau Neeltge van Zuytbrouck am 15. Juli 1606 als fünftes Kind der Eltern das Licht der Welt erblickte, so gern als ein verwöhntes Nesthäkchen vor, dem vor allem die Liebe der Eltern gegolten haben muß, trotz der jüngeren Schwester Lisbeth, die als sechstes und letztes Kind nach ihm geboren wurde. Vor allem müssen die Eltern bei ihrem jüngsten Sohne sehr bald den beweglichen Geist erkannt haben, der ihn vor seinen Brüdern, die alle wie der Vater beim Handwerk blieben, ausgezeichnet hat und ihn für die Wissenschaft reif erschienen ließ. Man sieht den Knaben Rembrandt an langen Winterabenden zu Füßen der Mutter sitzen neben dem Kamin, von wo der Blick draußen über die weite Ebene und den Lauf der Kanäle irrt, wenn die Dämmerung früh herniedersteigt und es da drinnen so geisterhaft schummrig zu werden beginnt. Man sieht die Mutter mit dem dicken Folianten vor sich auf den Knieen, wie sie als Prophetin Hanna auf dem Bild der Oldenburger Galerie vor uns steht. Aus dem „Buch der Bücher" mag sie ihrem Jungen von den Propheten und Königen des Alten Testamentes erzählten, von David und Saul und der schlechten Frau Potiphar, von dem Riesen Simson und der schönen Bathseba und so fort. Nach der Wunderwelt des Alten Testamentes, die die kindliche Phan-

tasie erhitzt und sich dem Gedächtnis des Knaben unvergeßlich in farbensatten Bildern eingräbt, erzählt die Mutter von der Geschichte des Heilands, vom jungen Christkind, der wie Rembrandt selbst so bei der Mutter gesessen, der eben solch ein kluger kleiner Knirps gewesen ist und dessen Vater Josef genau wie Harmen van Rijn Handwerker — zwar nicht Müller — dafür aber Zimmermann gewesen ist. Wie hört man die Stimme der Mutter noch im Ohre des erwachsenen Künstlers nachklingen, wenn er seine Szenen des Alten Testamentes, seine heiligen Familien, das Bildnis dieser Frau selbst, der er so viel dankt, zu malen beginnt. Jetzt ist die phantasievolle Erzählerin freilich um einige zwanzig Jahre gealtert. Runzeln durchfurchen das Antlitz, aber in den kleinen hellen Augen flackert noch immer munter die Lust am Fabulieren. Wer wirklich psychologisch das Lebenswerk eines Meisters versteht und zu interpretieren weiß, kann das Bild der Mutter als der Frau im Leben des Künstlers, der er das Meiste zu danken gehabt, gerade bei Rembrandt nie vergessen. Denken wir nur an unsere eigene Jugend, erinnern wir uns, daß Eindrücke der Kindheit in unserem Geiste viel stärker Wurzeln fassen als alles, was uns später ähnlich berührt hat. Rembrandts Mutter aber kann, immer nur nach der Logik, die die Psychologie eines Kunstwerkes gestattet, und dem Eindruck, den sie auf den Sohn hinterlassen hat, in gewissem Sinne als die Verkörperung des bürgerlichen Ideals in Holland um die Jahrhundertwende angesprochen werden. Denn dieses Holland hatte sich eben erst die Freiheit der Überzeugung in blutigen Kriegen erkämpft, es hatte sich ebenso wie seinen Gott auch sein Bürgertum mit dem Schwerte in der Faust erfochten. Dies Holland besaß noch keine ererbte Kultur. Im Handwerk und im Handel, der die Schiffe aus dem Hafen von Amsterdam über die Meere entsandte, besaß es seinen Lebensnerv. In solcher Zeit konnte auch die Frau nichts anderes sein als die treue Gefährtin des Gatten, die sorgsame Mutter ihrer Kinder, und es ist selbstverständlich, daß auch im Herzen der Frauen dieser Zeit die Bibel eine viel vollere Resonanz gefunden hat, als es bei dem im Daseinskampfe stehenden Mann der Fall war.



Saskia van Ulenburgh.

Silberstiftzeichnung von Rembrandt.





Rembrandts Mutter.

Radierungen von Rembrandt.

Indem wir das Bild der Künstlermutter verlassen, schreiten wir zugleich im Leben Rembrandts von den Jahren der Kindheit hinauf in die Zeiten der Entwicklung, die der Mann durchlebt. Einige Daten sollen sie kurz charakterisieren. Mit vierzehn Jahren wird der Jüngling als Student seiner Vaterstadt Leiden eingeschrieben und erfährt in dieser Zeit wohl die nachhaltige Bekanntschaft mit der Welt des klassischen Altertums, mit jenen mythologischen Sagen des Griechen- und Römertums, die seine Phantasie für die Folge nicht weniger beschäftigt haben als die Erzählungen des Alten Testamentes. Indes, das gelehrte Studium war auf die Dauer nichts für den Jüngling. Eine geheime Neigung trieb ihn zur Kunst. Mit schwerem Herzen werden die Eltern dem Wunsche des Sohnes nachgegeben haben, als sie ihn zu dem Leidener Meister Isaaksz van Swanenburg in die Lehre taten, wo er drei Jahre blieb, um dann zu Pieter Lastmann nach Amsterdam zu kommen, der sich eines bedeutenderen Rufes erfreute. Aber Rembrandt hielt es nicht lange bei ihm aus, so daß er bereits 1624 nach Leiden zurückkehrt, jetzt als selbständiger Meister. Daß er schnell in seiner Vaterstadt zu einem gewissen Ansehen kam, beweist die Tatsache, daß vier Jahre nach seiner Rückkehr der junge Gerrit Dou, fünfzehnjährig, zu ihm in die Lehre kam, ungefähr zu jener Zeit, aus der uns die ersten datierten Arbeiten Rembrandts überliefert sind.

Man darf annehmen, daß der Künstler in jenen Jahren oft nach Amsterdam gekommen ist, daß er auch in der Künstlergemeinde dieser Stadt bereits einen Namen besaß und dort wahrscheinlich schon manchen Porträtauftrag auszuführen hatte. Denn das Zusammentreffen mit dem Kunsthändler Hendrik van Uylenburg, dem er sogar im Jahre 1631 die stattliche Summe von 1000 Gulden leihen konnte, dies Zusammentreffen, das für ihn die Bekanntschaft seiner Saskia, einer nahen Verwandten des Händlers, im Gefolge hatte, konnte nicht zufällig sein. Im Jahre 1631 entschließt sich Rembrandt zur dauernden Übersiedlung nach der Metropole Hollands.

In dieser Zeit begegnen wir im Leben des Meisters mehrfach einer Frauengestalt, über der ein wenig der Schleier

des Geheimnisses gebreitet ist. Die Kunstgeschichte verzeichnet sie — ob mit Recht oder Unrecht — in logischer Anlehnung an die Tatsache, daß Rembrandt damals mit Vorliebe die Gestalten seiner nächsten Umgebung malte, als „sogenannte Schwester Rembrandts“ und weist damit auf jene Liesbeth hin, die nach ihm geboren wurde. Eine Familienähnlichkeit zwischen diesen Bildern und den Selbstbildnissen des Künstlers aus der gleichen Zeit ist nicht ohne weiteres erkennbar. Wäre es darum banal, in dieser jungen elegischen Schönheit eine Vorahnung jener Saskia zu sehen, die ihm fortan der Leitstern seines Lebens werden sollte?

Aus dem gleichen Jahre, das die Vollendung des ersten Meisterwerkes, der „Anatomie des Dr. Tulp“ verzeichnet (1632), begegnet uns zum erstenmal das Bildnis Saskias, heute in der Sammlung André-Jacquemart in Paris. Es ist, als wenn es von unsicherer aber liebender Hand niedergeschrieben worden sei. Ein feingeschnittenes Profil verrät die vornehme Aristokratin, die Rembrandt, des Müllers Sohn, stolz genug war, sich fürs Leben zu küren. Ein Jahr später ist bereits die Verlobung; die Erinnerung daran hält die entzückende Silberstiftzeichnung des Berliner Kupferstichkabinetts fest. Saskia sitzt am Tisch, stützt mit der Linken den Kopf und schaut mit schelmisch heiteren Augen unter einem breitkrämpigen Strohhut den Beschauer an. Ein Jahr später ist sie des Künstlers Gattin.

Man muß einmal nacheinander alle Bilder durchgehen, die Rembrandt in der Zeit seiner Ehe mit Saskia (nicht nur die Porträtdarstellungen der jugendschönen Gattin) gemalt hat, um zu erkennen, bis zu welchem Höhepunkte der Ekstase diese Saskia ihren Gatten hat begeistern können. Schon die Tatsache des Besitzes erscheint ihm ein köstlicher Triumph. Ihm, dem ungeschlachten Bauernsohn aus Leiden, war über Nacht die zarte Knospe in den Schoß gefallen. Er hat sie an sich gerissen mit dem Ungestüm seiner 28 Jahre wie Plutos der Fürst der Unterwelt, der Proserpina entführt, oder er hat sie, Jupiter gleich, der Europa auf seinem Stierrücken trägt, den zeternden Verwandten entrissen, wie man vor dem „Raub der Europa“ der Sammlung Broglie



Saskia.

Gemälde von Rembrandt van Rijn.

Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie., Dornach i. E.

denken kann. Er kommt sich vor wie ein neuer Simson, als er mit seiner Delila, die eben solch ein feines Prinzeß-chen wie Saskia ist, Hochzeit feiert.

Nun aber ist sie sein Weib trotz dem Proteste des Vormundes, trotz den neidischen Kollegen, die nicht aufhören, die ungleiche Heirat zu persiflieren. Nun sind Rembrandt und Saskia eins, und der Taumel der Freude kennt keine Grenzen. Jedes Werk, das jetzt entsteht, sei es mythologischen oder historischen Charakters, verbirgt den Schatten der einzig geliebten Frau. Man könnte mit psychologischer Spitzfindigkeit alles, was in diesen Jahren entsteht, auf Seelenstimmungen des Künstlers zurückführen. Als Saskia sich im Jahre 1635 Mutter fühlte, malt Rembrandt die Verkündigung an die Hirten. Aus einem Zweifel an der Liebe seiner Gattin mag jene Blendung Simsons von 1636, die heute im Städelschen Institut hängt, hervorgegangen sein. Das sollen an dieser Stelle nur Andeutungen sein, die in unserem Zusammenhang nicht mehr und nicht weniger erklären, als daß die acht Jahre, die Rembrandt an der Seite seiner Gattin verbrachte, überall in seinen Werken selbst den durch die Frau geweckten künstlerischen Niederschlag erfahren haben. Saskia ist fortan sein liebstes Modell. Mit vollen Händen wirft er das Geld zum Fenster hinaus, um immer aufs neue die Gattin zu schmücken. Gegenüber den holländischen Krämerseelen, die mit gierigen Händen nach Schätzen graben, fühlt er sich als Künstler von Gottes Gnaden. In wundervoll fraulicher Schönheit begegnet uns Saskia auf Schritt und Tritt. Heute wird sie als die herrliche Aristokratin in schwerem Brokat gemalt, den feinen Spitzenschleier über das dunkle blonde Haupthaar gebreitet, morgen sitzt er, ein Kavalier, der zu leben versteht, mit ihr beim festlichen Mahle wie auf dem bekannten Dresdener Gemälde. Im Buckingham-Palast in London hängt ein Doppelbildnis, wo Saskia vor dem Spiegel sitzt in orientalischem Überwurf, der alle goldenen Reflexe ausstrahlt, und der Künstler neben ihr stolz als Verehrer ihr ein kostbares Perlengeschmeide reicht. Dann erscheint ihm die Gattin als Göttin der Fruchtbarkeit wie auf dem Florabildnis der Eremitage, das um die Zeit entstanden sein mag, als

sich Saskia zum erstenmal Mutter fühlt. Und nicht genug damit: Auch die Figuren des Alten Testamentes, der Geschichte tragen der Geliebten Züge. Bathseba und Sophonisbe, die keusche Susanna und Danae, die den Goldregen empfängt. Jeder Laune des Gatten hat sich die herrliche Frau gefügt, sie gibt ihm alles und steht ihm mit einer souveränen Selbstverständlichkeit auch da Modell, wo Danaen und Susannen die Reize ihres Körpers enthüllen müssen. Darin offenbart sich in der Tat eine Größe des Selbstbewußtseins, die unserer Zeit so fremd geworden ist, daß sie achselzuckend in Prüderie daran vorübereilt. Ja, es ist ein stolzes Leben im Genießen der Jugend und im Auskosten der schlummernden Gestaltungskräfte, das Rembrandt an der Seite dieser Saskia geführt hat, mit deren Tode, der zugleich die Vollendung der „Nachtwache" bezeichnet, in schrillem Mißton die erste große Epoche im Leben des Meisters und seiner Kunst abschließt.

Es war, als sei mit Saskias frühem Tode wirklich das Glück endgültig von Rembrandts Seite gewichen. Das Vermögen ist zusammengeschmolzen, von den Kindern lebt allein der junge Knabe Titus, an dessen Geburt die Mutter langsam dahingesiecht ist. Die Nachtwache selbst bedeutet den ersten großen Mißerfolg und entzieht dem Meister dauernd die Gunst der Amsterdamer Mynheers, für die solche Kunst eben unverständlich war. Das Jahr 1638 könnte man ungefähr als den Höhepunkt des Künstlerlebens ansprechen. Von da an geht es immer mehr abwärts. Auf diesem menschlichen Niederstieg, dem ein künstlerischer Aufstieg von überraschender Schönheit gegenübersteht, ist auch der Tod der geliebten Frau nur eine Etappe. Selbst der Kauf des Hauses in der Jodenbreestraat im Jahre 1639 wird Rembrandt verhängnisvoll, denn es stürzt ihn in Schulden und bereitet von fernher den Bankrott des Jahres 1656 vor. Fast will es uns deshalb scheinen, als wäre Saskia, die Göttin des Lichtes, zur rechten Zeit gestorben. Das Schicksal bewahrte sie so, Zeugin des Ruins zu werden.

In den Jahren nach dem Tode der geliebten Frau erinnert nichts mehr an den Jubel der Jugend, nichts mehr an den heißen Sinnenrausch, den Rembrandt in den Armen



Saskia.

Radierung von Rembrandt.



Studienköpfe,
in der Mitte Hendrickje Stoffels.
Radierung von Rembrandt.

der Gattin durchkostet. Als einzige Erinnerung ist ihm nur der Sohn Titus geblieben. Ihn pflegt und hütet die brave Amme Geertje Dircks, bis um 1645 ein neues Wesen in den Bannkreis des Künstlers tritt, die junge Magd Hendrickje Stoffels. Bald füllt sie die Stelle aus, die vordem Saskia innegehabt. Der alten treuen Dienerin Geertje Dircks bricht darob das Herz. Man schafft sie in ein Irrenhaus.

Aber mit der jungen schönen Hendrickje umfängt den Künstler eine bis dahin nicht gekannte wohltuende Ruhe. In dieser Stille reifen seine tiefsten Werke. Es kommen die Jahre, in denen sich Rembrandt mehr als zuvor dem Kreise des Neuen Testamentes zuwendet. In den heiligen Familien (so die Holzhackerfamilie der Kasseler Galerie — die Zimmermannsfamilie der Eremitage) webt der stille Frieden glücklicher Häuslichkeit und zarter Mutterliebe. Hendrickje wurde dem jungen Titus eine zweite Mutter. Sie war jung, blühend und anmutig. Ihr Körper hatte die zarten Töne des Fleisches, die Rembrandt liebte. Wie vordem Saskia, so ist ihm nun Hendrickje das liebste Modell. Unzählige Male hat er sie gemalt, und diese Schöpfungen gehören sicher zu seinen besten. Durch sie wird Rembrandt zu einer Fruchtbarkeit des Schaffens angeregt, die mehr als wunderbar anmutet.

Im Louvre hängt, aus dem Jahre 1652, vielleicht das schönste unter den Porträtstücken, die Hendrickjes Züge verraten. Der Künstler hat die geliebte Frau köstlich herausgeputzt, vielleicht mit dem Schmuck, den einstmals Saskia trug. Man begegnet einer edlen Frau von fast aristokratischem Gepräge. Die Augen zeugen von einer empfindungstiefen Seele. Aus früheren Jahren gibt es einige Darstellungen von einem jungen Mädchen, in denen wir wohl mit Recht Bildnisse Hendrickjes vermuten dürfen, so in Stockholm, in Petersburg und an anderen Orten. Auf einem Gemälde der Glasgower Galerie sehen wir den Meister selbst vor der Staffelei sitzen und Hendrickje als Modell malen. Auf dem Bilde der Londoner National Gallery setzt sie, nur leicht bekleidet, eben den Fuß ins Wasser, eine neue Susanna, und auf dem Edinburgher Bilde zeigt sie uns

der Maler aus dem Schlummer erwachend, im Bett ruhend, wie sie mit der Linken den Vorhang zur Seite schiebt, während die vollen Strahlen des hereinflutenden Lichtes den weißen Arm umschmeicheln. Im Louvre sieht man sie kosend mit ihrem und Rembrandts Kinde als Venus und Amor.

Eine wundervolle Ruhe liegt über all diesen Werken, die nach den Jahren stürmischer Leidenschaft den stillen Frieden des gereiften Mannesalters deutlich genug erkennen lassen. Das kennzeichnet auch zugleich den Unterschied in der Rolle, den die beiden Frauen, mit denen Rembrandts Künstlerleben aufs engste verknüpft ist, in diesem vielbewegten Leben gespielt haben. Saskia erscheint uns als die Verkörperin stolzen, hoheitsvollen, prunkhaften Glücksgefühls, das sehr stark von den äußerlichen Verhältnissen der bürgerlichen Wohlhabenheit bedingt gewesen ist; Hendrickje Stoffels, die illegitime Geliebte, dagegen erscheint als die Vertreterin jenes Lebensideals, das in der traulich stillen Häuslichkeit, im engen Zusammenwohnen mit dem Geliebten alles Glück der Erden findet, eine Förderin seiner besten Schöpferkraft; nicht die vielbeneidete Gattin eines großen Mannes, sondern einzig und allein die einfache Gefährtin seines Lebens voll hingebender Güte, die Vorsteherin der Wirtschaft und die Pflegerin des schmucken lockigen Titus, der als ein „kleiner nordischer Prinz" von Jahr zu Jahr mehr der Stolz seines alternden Vaters wurde, den jetzt Schlag auf Schlag trifft bis zum endlichen Bankrott, ohne daß es dem Schicksal nur eine Stunde lang gelingen kann, die bis zum Tode ungehemmte Schaffensfreudigkeit zu brechen.

Ja, diese Hendrickje war Rembrandts größtes Glück. Die losen Lästerzungen der Welt verklatschen sie bei der hohen Obrigkeit, von der die brave Hendrickje einen Rüffel einsteckt (man denkt dabei an das Bild der bösen Frau Potiphar, die den keuschen Joseph verleumdet), aber ihr Mut und die Treue, mit der sie dem geliebten Manne auch in der schwersten Not zur Seite steht, zeugen von einem ungewöhnlichen Heroismus. Sie ist ihm eine echte Freundin. Als 1656 endlich der langerwartete Bankrott hereinbricht, als Rembrandts Haus verkauft wird und die reichen Kunst-

schätze unter den Hammer kommen, seine echten Rafaels, Michelangelos, seine Waffen und Prunkgeräte, rettet ihn die mutige Hendrickje vor dem heimatlosen Bettlertum, indem sie mit Titus einen kleinen Antiquitätenhandel eröffnet, bei dem der Meister als Sachverständiger angestellt wird. Im Jahre 1663 ruft sie der Tod von des Geliebten Seite, dem noch sechs lange Jahre bitterer Einsamkeit und trostlos bettlergleicher Verlassenheit beschieden sind, bis der Tod endlich auch ihm, dem Nimmermüden den Pinsel aus der Hand nimmt.

Das sind die Andeutungen, die ein großes inhaltsreiches Kapitel unter der Überschrift „Die Frau im Leben von Rembrandt“ in etwa umschreiben. Das Fazit dieser kurzen Zeilen ward bereits vorweg genommen. Ohne die Frau ist Rembrandt der *Künstler* nicht zu begreifen. Sie war es — die Mutter, die Gattin und die Geliebte — die seinem Künstlerdasein reichen Inhalt gab, der wir das Reiffte, das Tiefste aus der Seele eines schaffenden Genius verdanken. Sie war in diesem Leben eines der Größten wirklich die milde Maiensonne, die heimliche Samen zu reifer Entfaltung gebracht hat.



Die Schlange.

Von
Gustav Schüler.

Am Kreuzweg hat einer ein Weib gesehn,
Die war schön, wie keine war.
In ihren Augen stand ein Fleh'n,
In Ringeln floß ihr Haar.

Ein Grauseln kroch den Reiter an.
Er hat's nicht anders gewußt,
Er hob sie auf sein Roß hinan
Und nahm sie an seine Brust.

Sie kamen nach Haus, sie ward sein Weib,
Küßte doch wie eine Magd.
Von keinem Schauder ward ihr Leib
Befehdet und befragt.

Sie wußte nicht Freude, wußte nicht Leid,
Dienen war all ihr Sinn.
In wellenloser Bündigkeit
Zogen die Jahre hin.

Da kam an einem Tag ein Gast,
Der sagte, eh' er ging:
„Weil du eine Schlange zum Weibe hast,
Verfärbte sich mein Ring."

Den Eheherrn hat es blaß gemacht.
Der andere: „Forsche sie aus.
Und lasse für die nächste Nacht
Keinen Tropfen Wassers im Haus.

Die Schlange muß trinken, wenn's Mitter-
nacht ist,
Und wenn kein Wasser, kläglich schrei'n.
Dann weißt du, mit wem du gepaaret bist! —"
Der Eheherr ward wie Stein.

Nun tat er für die nächste Nacht
Alles Wasser aus dem Haus.
Von ihrem Schreien ist er erwacht,
Eine Schlange glitt hinaus.

Am andern Morgen hielt er Gericht:
„Verfluchte, sage, heb an —"
„Ich bin eine Schlange, verbrenne mich nicht,
Sieh's noch drei Tage mit an.

Ich bette mich unter den Rosenstrauch,
Drei Tage gib mir Statt,
Es macht aus meinem Munde kein Hauch
Dir deine Seele matt."

Sie fiel ihm zu Füßen, ihre Hand
War voll von Staub und Blut.
„Drei Tage gib mir!" Sein Gewand
Wäscht ihrer Tränen Flut.

Er stieß sie fort. Sie kroch ihm nach,
Sie winselte wie ein Tier,

Ihre Stimme rauh in Splitter brach:
„Liebster, drei Tage gib mir."

Er würgt' ihr den Hals, wie man's
Schlangen tut,
Sie konnte nicht mehr schrei'n,
Er schleppte sie an eine Glut,
Stieß sie in die Glut hinein.

Wie die Flamme gierig auf sie sprang,
Sah ihr Auge ihn himmlisch an,
Durch Qualm und Marter quoll ihr Sang,
Wie kein ander Weib singen kann:

„Liebster, noch dreier Tage Geduld,
Und die Schlange war erlöst,
Versunken mit aller Zauberschuld —
Weh, daß du mich verstößt!

Tausend Jahre waren zu Ende gebracht,
Meine Seele war wieder mein —
Was hast du aus deiner Magd gemacht!" —
Und sie fiel in die Glut hinein.



Hendrickje Stoffels.
Gemälde von Rembrandt van Rijn.
Nach einer Photographie von Gebrüder Alinari in Florenz.

Der Salon.

Ein Dialog. Von Raoul Auernheimer in Wien.

Personen: Fritzi Gernheim und ihre Cousine Marguerite Lafleur. Es gab eine Zeit, wo diese Grete Blum hieß, aber das ist schon so lange her. Seit zehn Jahren lebt sie mit ihrem Manne in Paris, der Vertreter einer großen Dynamitfabrik ist und unmenschlich viel Geld verdient. Infolgedessen ist die sehr anpassungsfähige Marguerite das Vorbild einer eleganten Pariserin geworden. Ja, sie ist es in einem Maße, wie es nur Ausländerinnen in Paris werden, vorausgesetzt daß sie intelligent und ehrgeizig sind. Beides ist Marguerite Lafleur. Sie spielt eine große Rolle, ihr Salon ist ein Brennpunkt des Pariser Lebens. Ein wirklicher König verkehrt dort — ab und zu. Auch hat sie im Lauf der Jahre zwei Akademiker und einen Bischof gemacht und dem vorletzten Kabinett ernsthafte Unannehmlichkeiten bereitet.

Fritzi Gernheim sieht beiläufig so aus, wie wir sie zuletzt verlassen haben; nur etwas voller ist sie geworden, etwas ruhiger ihr Gesicht. Ihre schönen Augen flackern nicht mehr, sie brennen freundlich und still, und ihr Blick, der früher ruhelos von einem Gegenstand zum andern zu wandern pflegte, fixiert jetzt gerne einen bestimmten Punkt. Sie trägt ein weites bequemes Hauskleid, während Marguerite, die übrigens um fünfzehn Jahre älter ist, in Besuchstoilette auftritt: Topfhut mit Federn, der wie ein umgestürzter Kübel aussieht, Monokel mit goldenem Stiel und ein langes schmales Täschchen aus Schlangenhaut, sowie Sonnenschirm mit Empiregriff. Sie trägt ein Pariser Mieder, das den Körper S-förmig verkrümmt; so zwar, daß sie beim Hereinkommen mit dem Oberleib zuerst auftritt; erst nach und nach folgen die übrigen Partien.

Fritzi Gernheim (vorangehend).

So, und hier kommen wir in den Salon ... Das heißt ... (sie bleibt stehen).

Marguerite.

(das Lorgnon handhabend und mit einem verwirrenden Pariser Lächeln, das allerdings momentan keinen Sinn hat).

Entzückend ... darf man eintreten?

Fritzi Gernheim.

(die an der Türe zum Salon flüchtig gehorcht hat).

Einen Augenblick, meine Liebe ... Vielleicht nimmst du inzwischen hier Platz ... Es ist das Arbeitszimmer meines Mannes ...

Marguerite.

Er ist nicht zu Hause?

Fritzi Gernheim.

Nein. Er geht jetzt immer auch nachmittags ins Bureau.

Marguerite

(blickt sich im Zimmer um und lächelt noch einmal verwirrend).

Reizend! Wirklich scharmant — Dein home! (Wie alle Pariserinnen, die es wirklich sind, bedient sie sich mit Vorliebe englischer Ausdrücke.) Ich mache dir mein Kompliment. (Sie setzt sich, d. h., sie berührt mit der Miederkante den Sesselrand, stützt sich mit dem ausgestreckten Arm auf den Sonnenschirm und lächelt, als säße sie wirklich.)

Fritzi Gernheim.

Du mußt wissen, es ist noch immer unsere erste Wohnung. Infolgedessen waren wir etwas beengt — besonders im Anfang.

Marguerite.

Im Anfang?

Fritzi Gernheim.

Im Anfang unserer Ehe, meinte ich. Wir hatten eine schlechte Einteilung getroffen wie die meisten jungen Eheleute. Wir hatten ein Boudoir, einen Salon, aber kein Wohnzimmer. Jetzt haben wir ein gemeinsames Schlafzimmer —

Marguerite.

Ihr habt gemeinsames Schlafzimmer gemacht?

Fritzi Gernheim.

Ja, nach den ersten drei Jahren.

Marguerite.

Bei uns war es umgekehrt. Nach drei Jahren richtete mir mein Mann ein Boudoir ein.

Fritzi Gernheim.

Mein Boudoir ist jetzt Wohnzimmer. Es dient uns so viel besser. Und der Salon ...

Marguerite.

Richtig, der Salon! (Sie will aufstehen.)

Fritzi Gernheim (sie zurückhaltend).

Einen Augenblick, meine Liebe ... Er hat nämlich eine Geschichte, mein Salon, die ich dir vorher gern erzählen möchte.

Marguerite.

Eine Geschichte?

Fritzi Gernheim (etwas befangen).

Ja.

Marguerite (glaubt zu verstehen).

Ach so, Antiquitäten? Ich kenne sie, diese Geschichten. Manchmal sind sie ganz hübsch ... Ich habe eine Freundin, die hat einen Salon, der stammt noch von der Königin von Neapel. Die Besitzerin wenigstens schwört darauf. Und eine andere hat Möbel aus der Villa Doria Pamfili —.

Fritzi Gernheim.

Nein, nichts dergleichen. Meine Geschichte ist viel einfacher.

Marguerite.

O! Du machst mich neugierig.

Fritzi Gernheim.

Übrigens bin ich dir sie sogar schuldig. Ich hätte sie dir längst schreiben sollen, da wir doch Cousinen und überdies Freundinnen sind. Aber es wäre ein langer Brief geworden. Und du weißt ja, wie das ist mit den langen Briefen. Das ist so schwer ...

Marguerite.

Und außerdem vieux jeu. In Paris schreibt man nur noch petits bleus. Die letzten Briefe wurden in den achtziger

Jahren des vorigen Jahrhunderts geschrieben. Jetzt ist die Parole: Kürze. Je kürzer, desto besser. Unlängst, als der Graf Chatillon bei mir speiste — Honoré Chatillon, du weißt — unterhielten wir uns darüber, welcher Brief jedem von uns in seinem Leben das größte Vergnügen bereitet habe. „Mir," sagte der Graf, „hat unter den zahllosen Briefen, die ich erhielt, einer das größte Vergnügen bereitet, der aus einem einzigen Wort bestand. Allerdings kam er von einer sehr schönen Frau ..." „Und das Wort?" Wir wollten es natürlich wissen: „Vendredi!" sagte der Graf. Wir lachten alle, nur die Baronin d'Orsay lachte nicht ... Ich glaube, der Brief war von ihr ... (Da Fritzi ein ernstes Gesicht macht.) Aber, du willst mir eine Geschichte erzählen, und statt dessen erzähl' ich dir die meinigen ... C'est drôle! (Sie neigt ihren Körper auf die andere Miederkante und macht ein erwartungsvolles Gesicht.)

Fritzi Gernheim.

Das macht nichts. Unsere Geschichten hängen gewissermaßen zusammen.

Marguerite.

Der Graf von Chatillon und dein Salon — wie das?

Fritzi Gernheim.

Es war nämlich immer mein Traum gewesen, einen Salon zu haben, wo man solche Geschichten erzählte. Du hattest ihn! Und ich hatte ihn kennen gelernt, als ich ein Jahr vor meiner Verheiratung mit meinen Eltern in Paris war! Diese sechs Wochen werden mir ewig unvergeßlich bleiben. Du nahmst dich meiner an, führtest mich in die Gesellschaft ein —

Marguerite.

Und hatte einen succès fou mit meiner kleinen Cousine ... Du weißt, man hielt dich für meine Schwester ...

Fritzi Gernheim.

Ich liebte dich.

Marguerite.

C'était réciproque, ma chère ... Schade, daß du nicht länger geblieben bist. Ich hätte dich mit einem Grafen

oder mit einem radikalen Deputierten verheiratet. Das sind diejenigen, die, wenn sie dann später zur Regierung kommen, am meisten Geld verdienen.

Fritzi Gernheim.

Nun, ich bin mit meinem Mann auch ganz zufrieden, obwohl er kein Graf oder radikaler Deputierter ist.

Marguerite.

Ach, verzeih!

Fritzi Gernheim.

Bitte, bitte ... übrigens, es war ja nicht immer so.

Marguerite.

Ja, man sprach wohl allerhand. Ist das vielleicht die Geschichte?

Fritzi Gernheim.

Zum Teil ... Als ich damals von Paris zurückkehrte und mich verlobte, da war ich, wie gesagt, ganz in deinen Salon verliebt.

Marguerite.

Du warst, will ich hoffen, auch in deinen Mann verliebt.

Fritzi Gernheim.

Weniger ... Ich heiratete eigentlich mehr wegen der Wohnung. Ich wollte einen Salon haben wie du.

Marguerite.

Sonst nichts? Das geht nicht so schnell.

Fritzi Gernheim.

Natürlich. Aber damals wußt' ich das noch nicht. Ich hielt mich an das Äußerliche. Wir suchten Wohnung, und wir fanden schließlich eine, mit einem Salon, der dem deinigen ähnlich sah. In verkleinertem Maßstab natürlich ... Aber er hatte eine Stuckdecke und einen Erker wie der deine. Wir nahmen die Wohnung, obwohl sie etwas teuer war, und machten Kontrakt auf zehn Jahre. Darum können wir jetzt auch nicht ausziehen.

Marguerite (lacht).

Immer dieselbe Geschichte!

Fritzi Gernheim.

Jawohl, immer dieselbe. Kaum hatten wir die Wohnung, so begannen wir sie einzurichten. Natürlich zuerst den Salon. Weil das doch das Wichtigste ist. Wir wurden übervorteilt, wie alle jungen Eheleute. Aber das Ziel wurde erreicht. Als wir von der Hochzeitsreise zurückkamen, hatten wir einen kompletten Salon. Nichts fehlte darin als die Gäste.

Marguerite.

Die fehlen in jeder jungen Menage. Die ledigen Herren trauen sich noch nicht, und die verheirateten Frauen fürchten sich zu langweilen. Später ändert sich das.

Fritzi Gernheim.

Später ... Aber ich hatte keine Zeit. Ich wollte einen Salon haben wie du — ebenso voll wie Du. Und da mir kein Graf Chatillon, keine Baronin d'Orsay zur Verfügung stand, so nahm ich vorlieb mit dem, was ich hatte. Da waren zunächst meine Freundinnen, die Freunde meines Mannes, dann die Freunde und die Bekannten unserer Eltern, schließlich die Verwandten. Wir luden alle ein — bloß die Verwandten kamen von selbst. Wir hatten Glück. Nach drei Monaten war an Nachmittagen mein Salon so voll wie der meiner Mama, wenn sie Jour hatte. Es waren ganz dieselben Leute. Manchmal fragte ich mich, wozu ich überhaupt geheiratet hätte. Auch mein Mann fragte mich das ... Wir zankten.

Marguerite.

Deine Schuld, meine Teure ... Man muß seine Gesellschaft wählen, darf nicht jeden ersten besten einladen. Und vor allem keine Verwandten; sie sind die Pest des Salons ...

Fritzi Gernheim.

Ja, du hast leicht reden, du! Wenn man in einer fremden Stadt lebt, wo man das Leben neu anfangen kann ... aber unsereiner ... Ich glaube, einen richtigen Salon kann man überhaupt nur in Paris haben — vorausgesetzt, daß man in Wien zu Hause ist. Der meinige war jedenfalls nicht der richtige. Ich konnte es meinem Mann eigentlich nicht übel nehmen, wenn er sich, sobald der Salon sich füllte, geräuschlos durch das Herrenzimmer empfahl.

Die meisten meiner Gäste mißfielen ihm oder waren ihm gleichgültig; die übrigen suchte er lieber außer dem Hause auf, wo ihn die anderen nicht störten. Im Anfang, wie gesagt, zankten wir uns deswegen ... Ein Jahr später zankten wir nicht mehr. Mein Salon war äußerst beliebt geworden. Und mein Mann verbrachte seine Nachmittage im Klub.

Marguerite.

Im Klub?

Fritzi Gernheim.

Im Klub.

Marguerite.

Warst du jemals in diesem Klub?

Fritzi Gernheim.

Es war einer, wo Frauen keinen Zutritt haben.

Marguerite.

Du hättest dich dadurch nicht abhalten lassen, deinem Mann nachgehen sollen.

Fritzi Gernheim.

Ganz richtig. Das tat ich eines Tages.

Marguerite.

Und das Resultat?

Fritzi Gernheim.

Ich erfuhr, daß mein Mann eine Geliebte hat.

Marguerite (lebhaft).

Ich wußte es ... das heißt, ich will sagen: Ich ahnte es. Wenn ein junger Ehemann mit einer gewissen Regelmäßigkeit in den Klub geht ... Ich hoffe, du hast diesem Klubleben ein Ende gemacht.

Fritzi Gernheim.

Nein!

Marguerite.

Wie?

Fritzi Gernheim.

Ich habe mit meinem Mann bis heute nicht darüber gesprochen. Es sind nahezu zwei Jahre her ...

Marguerite.

Sondern? Was hast du getan?

Fritzi Gernheim (einfach).

Ich habe geweint.

Marguerite.

In seiner Gegenwart?

Fritzi Gernheim.

Nein — allein.

Marguerite.

... Und nachher?

Fritzi Gernheim.

Hab' ich nachgedacht.

Marguerite.

Lange?

Fritzi Gernheim.

Sehr lange.

Marguerite.

Und das Ergebnis?

Fritzi Gernheim.

Das Ergebnis, zu dem ich gelangte, war, daß ich meinem Mann nicht unrecht geben konnte.

Marguerite (vor Schrecken französisch).

Hein?

Fritzi Gernheim (hartnäckig).

Ich konnte ihm nicht unrecht geben. Du weißt, ich habe immer sehr viel Gerechtigkeitsgefühl besessen und habe mir angewöhnt, die Dinge objektiv anzusehen ... Ich hab' das von meiner Mama. Nun, wenn ich den Fall objektiv betrachtete, so konnte ich nicht finden, daß mein Mann schuld war.

Marguerite.

Wer denn war schuld?

Fritzi Gernheim.

Ich. Das heißt also der Salon.

Marguerite (immer erstaunter).

Der Salon?

Fritzi Gernheim.

Ich durfte mich nicht beklagen. Ich hatte, was ich haben wollte ... Denn weshalb hatte ich geheiratet? Um einen Salon, um Gäste zu haben. Beides hatte ich. Es

ist wahr, ich bekam auch einen Mann. Aber daß ich diesen Mann liebte, wie sehr ich ihn liebte, das erfuhr ich erst später, als er mich betrog ... Und daß er mich nicht liebte? Nun, objektiv genommen, konnte ich ihm auch daraus keinen Vorwurf machen. Denn was hatte ich getan, um diese Liebe zu verdienen? Ich habe ihm sein Heim mit fremden Menschen bevölkert, habe ihn von einer Gesellschaft in die andere geschleppt. Ich habe ihn geflissentlich und systematisch mit schönen und leichtsinnigen Frauen zusammengebracht, von denen manche ebenso schön war wie ich und manche schöner ... Daß er schließlich an einer hängen blieb, glücklicherweise an einer, die weniger hübsch als ich, dafür aber etwas älter war, konnt' ich es ihm verargen? Durft' ich es ihm verargen, daß er sich aus dem Hotel, das ich aus unserem Haus machte, nach einem eigenen Heim sehnte, und daß er dieses Heim schließlich fand — bei seiner Geliebten?

Marguerite.

Also mit einem Wort: Eine Prämie für den Ehebruch?

Fritzi Gernheim.

Das gerade nicht, aber — Verständnis! Vor allem noch eines, was zugunsten meines Mannes spricht: Unsere Ehe war kinderlos. Auch daran war unser Salon schuld ... Mit einem regelmäßigen Gesellschaftsbetrieb ist das ja eigentlich unvereinbar, nicht wahr? Ich hatte auch hierin dein Beispiel vor Augen.

Marguerite (ernst).

Du irrst, ich habe mir immer Kinder gewünscht.

Fritzi Gernheim.

Das weiß ich heute, ohne daß du mir's sagst. Aber zu Beginn unserer Ehe wußt' ich es nicht. Erst damals, vor zwei Jahren, begann ich langsam zu begreifen, was ich getan und — versäumt hatte.

Marguerite.

Und was tatest du?

Fritzi Gernheim.

Nichts. Aber ein Jahr später kam Georg Stephan.

Marguerite (ohne Verständnis).

Wer kam?

Fritzi Gernheim.

Georg Stephan — unser Bub'. (Steht auf.)

Marguerite.

Ach ja richtig. Den mußt du mir ja auch noch zeigen.

Fritzi Gernheim.

Es geht in einem ... Er wohnt nämlich da drinnen, mußt Du wissen ... (Entschuldigend:) Weil es das einzige Zimmer ist, das Morgensonne hat.

Marguerite.

Und der Salon? Wo habt ihr den untergebracht?

Fritzi Gernheim.

Nirgends. Es geht auch so.

Marguerite.

Und die Möbel?

Fritzi Gernheim.

Die sind längst kaput.

Marguerite.

Und wenn du Gäste hast?

Fritzi Gernheim.

Es kommt fast niemand mehr. Nur noch ein paar intime Freunde, die wir hier empfangen oder im Wohnzimmer. Die anderen hat Georg Stephan alle verscheucht. Ja, sogar die Verwandten bleiben aus, seitdem sie keine Bekannten mehr treffen. Es stellt sich heraus, daß sie gar nicht zu mir gekommen sind ... Hingegen — (Das Telephon auf dem Schreibtisch läutet.) Einen Augenblick, meine Liebe. Das ist mein Mann.

Marguerite.

Laß dich nicht stören.

Fritzi Gernheim.

Ich bin's, mein Schatz ... Ja ... Gleich ... (Zu Marguerite.) Er erkundigt sich, ob Georg Stephan schon getrunken hat. (Ins Telephon.) Nein, noch nicht, mein Schatz! Aber bald ... Wie? Ja, ich weiß ... Es fehlen noch fünf Minuten auf halb ... Was, nur zwei? ... Also dann adieu! Pah, mein Schatz! Bleib nicht zu lang im

Bureau. (Läutet ab; zu Marguerite.) Wenn du willst, gehen wir jetzt hinein. Es ist Georg Stephans Speisestunde.

Marguerite.

Mit Vergnügen. (Sie folgt ihrer Cousine ins Nebenzimmer, wo Georg Stephan bereits wach liegt.)

Fritzi Gernheim (an der Wiege).

Bubi! (Sie macht allerhand kabbalistische Zeichen in der Luft, auf die Georg Stephan zunächst aber nicht reagiert.)

Marguerite (ihr gegenüber).

Ein Prachtkerl! (Nimmt Georg Stephan aus der Wiege.) Und schwer!

Fritzi Gernheim (stolz).

Sechs Kilo vierzig! Ich bitte!

Marguerite
(auf- und abgehend, wobei sie, trotz des französischen Mieders, allmählich eine natürliche Haltung annimmt).

Man spürt's ... (Ihrer Cousine das Kind zurückgebend.) Du hast recht gehabt.

Fritzi Gernheim.

Womit?

Marguerite.

Daß du deinem Mann nichts sagtest, wegen jener anderen Frau ...

Fritzi Gernheim.

Ich bitt' dich! Einen solchen Buben hat sie ja doch nicht!

Marguerite.

Nein, und auch keinen solchen Salon! (Um sich blickend und das weißlackierte Kinderzimmer betrachtend.) Er gefällt mir besser als der aus der Villa Doria Pamfili, ja sogar als derjenige der Königin von Neapel.

Fritzi Gernheim.

Sie kann darin unmöglich so glücklich gewesen sein wie ich ... (Georg Stephan, der bis jetzt taktvoll gewartet hat, hält weitere Erörterungen offenbar für überflüssig und gibt den Damen durch ein lebhaftes Geschrei deutlich zu verstehen, daß er kein Freund mondäner Konversation ist und auf pünktliche Bedienung hält.)

Die Bogenschützin.

Von Frida Schanz.

Wer ist der beste Zieler? Wer
Ist der beste Bogenschütze im Heer?
Slodna war's! Slodna ist's nicht mehr!

Slodnas strahlender Ruhm ist hin!
Slodnas Weib ward im Wettkampf Siegerin!
Slodnas schwanweißes Weib mit dem Adler-
sinn!

Slodna selber hat sie belehrt,
In minnigem Spiel ihren Arm bewehrt,
Ihren herrlichen Arm, goldreifbeschwert.

Slodna, seiner Macht sich bewußt,
Lehrte in spielender Gattenlust
Sie den Bogen stemmen an ihre Brust.

Slodna gab ihr das ferne Ziel,
Slodna feuerte sie zum Spiel,
Bis sie eiserner Ernst befiel.

Sein Stolz auf sie hat den ihren geweckt,
Einen Stolz, der sich hoch wie sie selber streckt,
Hoch, so hoch, daß er Slodna erschreckt.

Slodna liebte und haßte schwer.
Wer ist der beste Schütze im Heer?
Slodnas Weib! Slodna ist's nicht mehr!

Slodnas Weib trägt den Schlachthelm wie
einen Kranz.
Sie reitet im Heer wie zu Spiel und Tanz
Auf den Gatten strömend der Blicke Glanz.

Aus der Sonne gestiegen scheint Slodnas Weib,
So ragt und leuchtet ihr junger Leib,
Wenn sie Pfeile versendet zum Zeitvertreib.

Nach Slodnas Beifall zielt jeder Schuß:
Slodna lobt sie nicht mehr mit so heißem Kuß!
„Teurer, sag mir, was ich noch lernen muß!"

Slodnas Atem geht heiß, wie nach heißem Ritt.
„Wohlan, triff heut über hundert Schritt
Mir den Goldring vom Haupte, kein Haar triff mit!"

An die blutrote Buche stellt er sich hin.
Leuchtend strafft sich die Zielerin.
Sieh, ob ich deiner würdig bin!

Ein von frohem Stolze durchfunkelter Schrei!
Ihm den Ring zu reichen, fliegt sie herbei.
Slodna fordert so sicherer Schüsse drei.

Und spielend zielt sie und kräftereich.
Und trifft zum Zweiten, Dianen gleich.
Beim drittenmal zaudert sie, lilienbleich.

Wie ein Blitz reißt der Pfeil dann den Ring vom Haar,
Doch was stürmt da aus Slodnas Augenpaar
Für eine drohende Feindesschar?

Slodnas Stimme spricht schneidend wie ein Schwert:
„Wir treiben das Spiel nun umgekehrt!
Ich schieß' dir vom Haupte dein Ringlein wert!"

Da gab sie ihm ruhig die starke Hand.
Als sie hoch an der blutroten Buche stand,
Kam's über Slodna wie jäher Brand.

Slodna konnte sein Weib nicht so herrlich sehn!
Slodna fühlte all seine Liebe vergehn,
Einen zerreißenden Haß erstehn.

Es kam über ihn, wie Höllenlust.
Das Weib lag blutend im Steppenblust
Slodnas tötenden Pfeil in der weißen Brust.

Ihr rieselndes Blut quoll wie Quellenlauf.
Slodna zog sie wie irr auf den Schoß herauf.
Wie schlug sie da traurig die Augen auf!

„Ach Meister, weh um den schlechten Schuß!
Du trafst nicht wie Slodna treffen muß,
Wie Blitzschlag endend des Lebens Fluß!

Du gabst mir noch zum Erkennen Zeit,
Eh ich verblute, — weh, welch ein Leid!
Weh, weh mir in alle Ewigkeit!"

Geselligkeit zur Zeit der Medici.

Von Alexander von Gleichen-Rußwurm.

Ein Reitertrupp hielt vor dem Hause, in dem seit den Tagen des alten Cosimo die platonische Akademie die Freunde des Philosophen versammelte. Lorenzo, der Prächtige, sprang als erster vom Pferd, ihm folgten Pico, der schöne Graf von Mirandola und andere Genossen des mächtigen Medici. Rasch glitt ein liebevoll prüfender Blick über das schwere massige Pferd, das ihn zur Hatz durch die herbstliche Flur getragen. Kräftig schlanke Jünglinge hoben die Jagdbeute auf ihre Schultern und gingen an den abgesessenen Herren vorüber, und manches wohlgefällige Urteil wurde laut, das die Kühnheit und Gewandtheit der Reiter beim Erlegen der Tiere betraf.

Als die Männer sich dem Hause zuwandten, trat Marsilio Ficino, der Philosoph, über die Schwelle, seinen Gönner zu begrüßen. „Es ist eine schöne Zeit, Magnifico," sprach er, „in der wir leben. Auch unseren Ahnen leuchtete die Freude der Kraft aus den Augen, wie Euch, wenn sie von Turnier oder Jagd heimkehrten, aber sie verstanden es nicht wie wir, an edlen Gesprächen sich zu ergötzen." Den Edelleuten und Gelehrten gesellte sich, während sie die Treppe emporstiegen, Bartolommea dei Nasi, Lorenzos Freundin. Sie genoß die Achtung der Männer, denn sie war klug, und alle lauschten gern ihren wohlgesetzten Reden. Bartolommea war nicht schön, aber sie verstand es, den hochgebildeten Medici anzuregen, so daß er in ihrer Gegenwart die Sorgen vergaß, die ihm Stadt und Familie in reichem Maß aufbürdeten. Deshalb durfte sie die Stätte der

Platoniker betreten, die nach alter Tradition den Frauen noch verschlossen war.

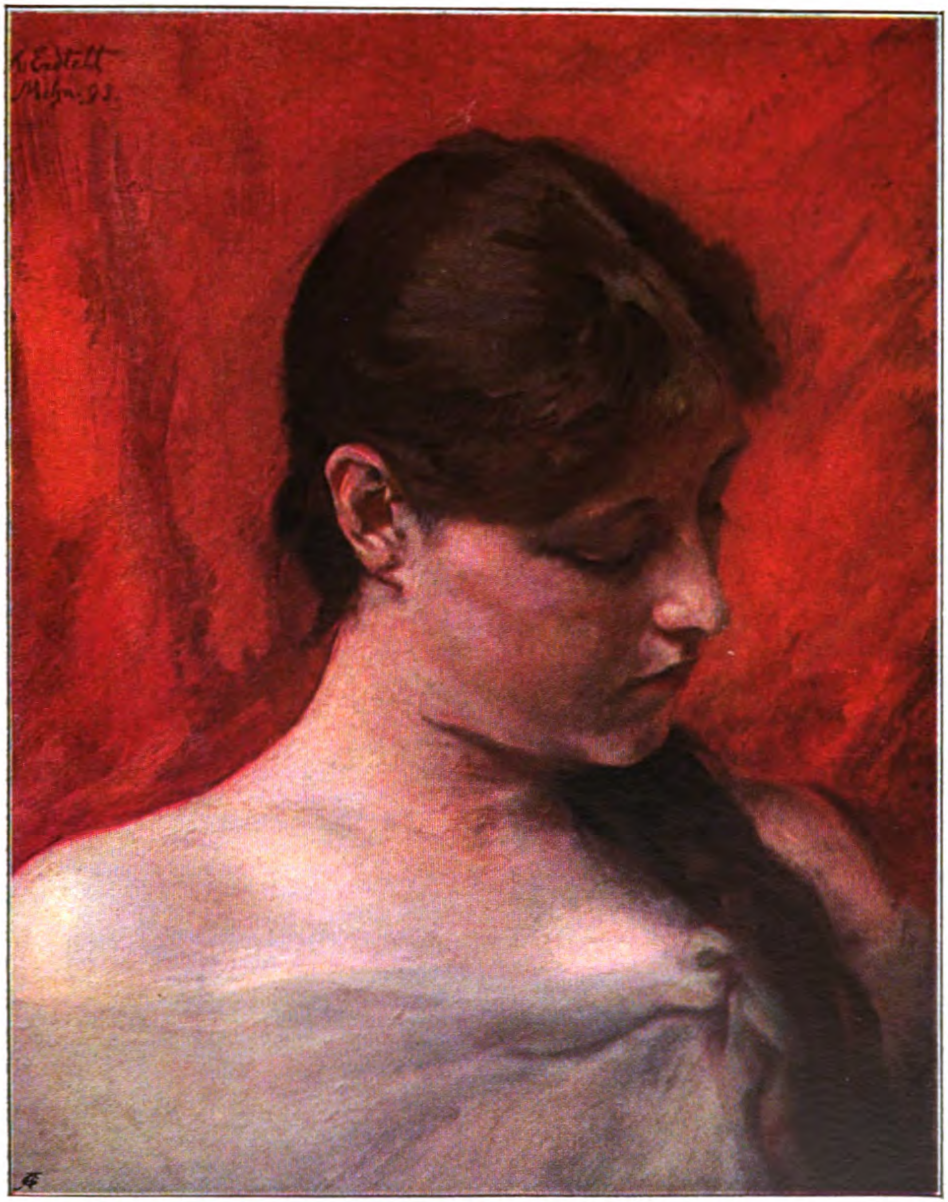
Im großen Marmorkamin schwelten eichene Klötze, denn draußen flatterten leise die kühlen Novembernebel über die Stadt, als man sich niederließ, zu Platos Ehren die Festsitzung zu beginnen. Am 7. November war man seit Cosimos Zeiten gewohnt, den griechischen Weisen zu feiern. „Das ist Jugend und Schönheit! Alle Frauen nickten Dir zu, als Du beim Turnier den dritten Gegner vom Pferde stachst," sagte Lorenzo zu dem Grafen von Mirandola. Dieser lächelte mit leisem Spott: „Ich ziehe mein Zimmer, meine Studien, meine Bücher, meine Seelenruhe jedem fürstlichen Turnier, der ganzen Politik und Euren Ergötzlichkeiten vor." — „Es liegt große Weisheit in diesem Wort," antwortete ihm Bartolommea. „Doch alles Denken erfüllt seinen Zweck nur im Austausch der Gedanken, im anmutigen Verkehr."

⊠ ⊠ ⊠

Die Wandlungen im Geist der Geselligkeit sind untrennlich vom Wandel in den Anschauungen der Frau und über die Frau. Mit gewaltigem Eifer vollzog sich der Umschwung auf diesem Gebiet im konzentriert lebhaften Wesen der Stadt Florenz, sobald die Frührenaissance an die noch grimmen und bewehrten Tore pochte. Innerhalb der ernsten Mauern blieb die Frau durch lange Zeiten vom geistig regsamen Leben abgeschlossen nach Sitte und Gepflogenheit. Ihre geselligen Freuden waren selten und schwerfälliger Natur. Sie bestanden in der Hauptsache aus ehrwürdigen Familienfesten. Dazu kamen verschiedene kirchliche Feiern, die den wohlhabenden Frauen gestatteten, miteinander in größerem Kreise über die Kleiderpracht der Nachbarin und über Familienangelegenheiten zu plaudern.

Die Männer hielten sich untereinander vom Jünglingsalter an und hätten es verschmäht, Gedanken auszutauschen im Gespräch mit der holden Weiblichkeit.

Zur Zeit der preziösen Ritterminne war es wohl üblich gewesen, die Damen von ferne anzuschmachten oder auch sie zu besingen, wie es Dante in der Vita nuova mit so unend-



Studienkopf.

Gemälde von Alois Erdtelt.

licher Zartheit tat. Seine Beatrice sah er niemals anders, als umringt von Gespielinnen und älteren Frauen. Diese Ehrenwache von Gefährtinnen bildet gleichsam in dem Liebesdrama einen Chor, der als Vertrauter angerufen wird. Seit Dante hatte sich das preziöse Minnespiel in kriegerischer Drangsal verflüchtigt, und Anstandsregeln umschnürten immer fester, immer engherziger das frauliche Dasein.

Der weitere Blick, den die Politik der Medici seit Cosimos Tagen zeitigte, bewirkte auch das immer lebhaftere Regen der Geisteskräfte, so daß weder Mann noch Weib sich in der bisherigen Weltanschauung und den daraus hervorgehenden Lebensgewohnheiten befriedigt fühlen konnten. Die früher den Priestern überlassene geistige Tätigkeit wurde nun auch für den Laien Mode, und von dem Beispiel der großen Herren bestimmt, spürten die Frauen geistige Bedürfnisse, die sie im Verkehr zu stillen suchten. Es bedeutete einen großen Fortschritt der Kultur, daß aufgeweckte Männer bei der braven Hausfrau gelangweilt waren. Ihrem Sinn entsprachen bald jene begabten, regsamen Damen, die aufhörten, im Austausch von Familienklatsch unbedingt glücklich zu sein.

Überall, wo die Kultur primitiv ist oder wo Kulturunfähigkeit herrscht, dreht sich das Interesse um Familienklatsch, der so ziemlich den einzigen Gesprächsstoff bei geselligen Zusammenkünften bildet. Da in Florenz der Familiensinn von jeher sehr stark entwickelt war, ließ das altbewährte Thema sich auch in der Blütezeit nur schwer und langsam verdrängen, allein sehr große Kreise seiner Gesellschaft rafften sich dennoch unter dem Einfluß des Humanismus empor zu jener höheren und höchsten Form des sozialen Verkehrs, in dem das Individuum wagt, individuell zu sein. Dann tut sich im Gespräch das innerste Leben auf, und statt über Taufen, Hochzeiten, Begräbnisse und Familienfeindschaften Worte zu verlieren, tönen die Lippen von den großen Fragen des Daseins, bis Geist an Geist Feuerfunken schlägt. Die Absonderung der Geschlechter, die immer ein untrügliches Zeichen noch mangelhafter Kultur bleibt, hört in solchen Zusammenkünften auf;

gemeinschaftliche Interessen lassen Anknüpfung finden im Gespräch, und die einen wie die anderen können geistig bereichert die Gesellschaft verlassen. Etwa ähnlich wie in unseren Tagen die ehrpußliche und streng konventionelle Zeit mit ihrer prinzipiell geringen Frauenbildung abgelöst wird durch eine andere, in der das Weib vom Drang nach Freiheit und Studium erfüllt ist, geschah es im Florenz des ersten großen Medici*), als die Frührenaissance aus gehorsamen, streng gehegten Töchtern der Kirche Schülerinnen des Cicero und Plato machte. Mit pathetischem Feuereifer sollte das Versäumte nachgeholt werden. Die Altersgrenze der Heirat wurde etwas hinaufgerückt, doch die aufblühende, fünfzehnjährige Jungfrau blieb noch immer wie zur Ritterzeit in bezug auf das Alter die ideale Braut, und so mußte man sich außerordentlich beeilen, um auch an Bildung einen Brautschatz zu sammeln.

Der Nachfrage folgte eifriges Angebot. Das kleine Mädchen aus feinem Florentiner Hause lallte auf Latein, buchstabierte auf Griechisch und sollte mit zwölf Jahren statt einer Puppe einen Plato herzen. Mit dreizehn Jahren disputierte schon manch ein berühmtes Wunderkind im Salon des Palastes, umgeben von der Familie und den beifallklatschenden Klienten. Der Schönheitstypus änderte sich. Betrachten wir etwa das Porträt der Tornabuoni von Ghirlandajo. Wie bei ähnlichen Florentiner Bildern der Zeit beherrschen wohl noch steifer Anstand und absichtliche Sanftmut den Ausdruck, allein diese Züge wirken nur wie eine feine, schier durchsichtige Maske. Die aufrichtige Einfalt alter Zeiten ist verwischt. Hoch wölbt sich die Stirn, und es wird Mode, diesen Thron des Gedankens möglichst groß entwickelt zu haben. Allerlei Geheimes spielt um die Nüstern, um die tiefen Mundwinkel; ein lebendiges Innenleben zeigt sich, freilich nicht anspruchsvoll und männlich, sondern zart verschleiert. Der vollendetste Typus dieser Art entwickelt sich später, als die Medici die Zeit ihres höchsten Ruhmes erleben. Es ist

*) Cosimo, geb. 1389, gest. 1464, gründete die Bibliotheca Laurenziana und die platonische Akademie. Lorenzo il Magnifico, geb. 1448, gest. 1492.

Gioconda, die vor der Staffelei Lionardos Stunden edelster Geselligkeit erlebte. Weil dieses Wesen Schönheit nicht nur empfand, sondern auch selbstdenkend zu vermitteln wußte, wirkt ihr Zauber so unvergeßlich, daß er bis zu uns kommen konnte. Die Gelehrsamkeit der Renaissance-Damen hielt sich in solchen Grenzen, daß ihre Anmut nicht Gefahr darunter litt.

In den Frühlingstagen des aufstrebenden Florenz ward die Spintisiererei des Mittelalters abgeschüttelt, jenes stumpf und dumpf gewordene Grübeln der scholastischen Weltanschauung. Erfrischend wehte die Luft antiker Holdseligkeit und verscheuchte den Moder-Atem ängstlicher Abgeschlossenheit. Plötzlich gehörte es wieder zu vornehmem Verkehr, gemeinsam jene Athletik des Geistes zu üben, die hohe Philosophie ist. Überall — auch heute noch — wo kleinliche Daseinsformen herrschen, wird der geistige Arbeiter geringschätzig betrachtet, als physisch wahrscheinlich minderwertig. Da er in dieser Beziehung leider auch oft verkümmert war, glaubte der turnierfrohe Ritter wie der Sportsfreund mitleidig auf ihn herabsehen zu dürfen. Das Charakteristische in der Geselligkeit des mediceischen Florenz aber liegt zum großen Teil darin, daß Literatur und Wissenschaft nicht von eigentlichen Federfuchsern und Stubenhockern gepflegt wurden, sondern von einer gesunden Jugend, die kraft- und saftstrotzend im Leben stand, von blühenden Jünglingen, Mädchen und Frauen. Gepflegt nicht in einsamer Verbissenheit, sondern in anmutigem Gespräch; wandelnd etwa in den Gärten Ruccellai zur Rosenzeit oder an kühlen Tagen in den Säulengängen der neu entstandenen Paläste oder in den von Künstlern eingerichteten Sälen, in denen Musen und Grazien, Götter, Helden und Philosophen, gemalt, gemeißelt, gewebt oder eingelegt von kunstvoller Decke, von geschmückten Wänden, von weise geschaffenem Hausgerät grüßend, sich gleichsam in das Gespräch mischten.

Wenn der Fremde die ödgewordenen Palazzi in Florenz durchwandert, sich in den gewaltigen Räumen ganz klein verliert und das in den Ecken dieser Einsamkeiten kauernde Echo aufschreckt, so gibt er sich selten Rechenschaft

von ihrem eigentlichen Sinn als Rahmen reichster Geselligkeit. Eilenden Schrittes durchmißt er die Säle mit den absterbenden Fresken, ohne Sinn für den feinen, edlen Rhythmus der tiefdurchdachten Schmuckmalerei. Selten erkennt er, wie herrlich Stoff und Darstellungsweise sich verbinden, durchdringen und vollenden. Es entgeht dem zerstreuten, modernen Menschen allzu leicht, wie tief berechtigt dort die lebensbunten Bilder sind und hier in jenen Medaillons oder Friesen die Ton in Ton mit weiser Sparsamkeit gehaltenen Zeichnungen. Wie gut mußten die humanistisch gestimmten Grand seigneurs in diese Umgebung passen, in der Stoffe aus dem Altertum immer neu belebt sie anheimelten und anregten, meist als Zyklus gedacht, um sich harmonisch zu gliedern. Ebenso trachteten die großen Herren in ihrer geschmackvollen Weisheit nach einer zyklisch vollendeten Gruppierung in ihrer Umgebung, nach einem harmonischen Reigen von begabten, anregenden Menschen. Sie durften verschiedenartig sein, nur sollte sich jeder am richtigen Platz befinden. Wie bei der Schmuckmalerei grobe Grotesken sich richtig einfügen in ein schönes Ganze, fehlte im geselligen Kreis weder „der Narr“, noch der derbkomische Dichter, wie etwa Lorenzos Schützling Panormita, dessen Witz für ausgelassenste Zechgelage geeignet war. Solche Feste unter Männern, bei denen der Wein „zu Bacchus Ehren“ gewaltig floß und neben dem freien das freche Wort bejubelt wurde, störten keineswegs die Freundschaft mit feinen Geistern wie Ficino, den der Gastgeber beim Mahle aufforderte, den neun Musen seine Beredsamkeit zu weihen. Während die Diener schöne Fruchtschüsseln zur Tafel trugen, stand er begeistert auf und kündete mit feinster Zierlichkeit die neue Offenbarung der platonischen Liebe. Ihm jauchzten die Frauen zu, die einen Seelenaufschwung in diesem Ideale suchten. Sie stimmten alle für Plato und trugen begeistert dazu bei, das Mißverständnis seiner Lehre auszubauen und zu schmücken. Man glaubte, bei den Gastmählern und den Gartengesprächen von Florenz Plato neu entdeckt zu haben, und wollte ihm nachleben. Indessen hatte die Renaissance sich selbst entdeckt und schaffte am eigenen Reichtum weiter im Namen des großen Griechen.

So hielten es die Medici in ihrem Kreis, mit heißer Inbrunst Weisheit im Genießen erstrebend. Denn es ist eine sehr große Weisheit nötig, um weise zu genießen. Welch Unterschied, ob es höchste Freude ist, im Anblick verehrter Frauen den Gegner blutend auf den Sand zu strecken, oder ob es mehr gilt, einen Nebenbuhler auf geistigem Gebiet zu übertrumpfen mit scharfer, spitzer, dennoch zarter Waffe! Vielfach behielt unter den Freunden der beiden Lorenzo die Begeisterung für das klassische Altertum rührende Kindlichkeit und machte sich auf das naivste im geselligen Leben geltend. Am besten verstehen wir dieses Gefühl, wenn wir uns der eigenen Begeisterung erinnern, auf Großvaters oder Großmutters Dachboden unerhört interessante Dinge unter altem Gerümpel zu finden, Dinge, mit denen man sich kostümieren, in eine fremde, herrliche Welt versetzen, wundervolle Spiele spielen kann. Nicht nur Gelehrte tauften sich auf lateinisch oder griechisch um, der alte, brutale Adelsstolz mußte dem feineren Stolz der Weisheit weichen, ein San Severino nannte sich nach weihevollem Feste der Platoniker „Pomponius Laetus".

Doch abgesehen von dieser Kindlichkeit, von diesem Trieb zum Spiel, der in der schöngeistigen Gesellschaft herrschte, finden wir als besonderes Kennzeichen ihres Wesens einen anderen, einen pathetisch wehmütigen, ja tragischen Zug. Diese Menschen, deren Geist und Namen sich antik kostümierten, waren im Herzensgrund noch Christen. Sie glaubten zwar mehr an das irdische Paradies, dessen Freuden sie so oft als möglich genossen, als an die problematischen, himmlischen Wonnen; aber das Reich der Hölle fürchteten sie noch immer. Die Schrecken der Verdammnis konnte man sich lebhaft vorstellen, es wurde ja noch alle Tage gerädert, verbrannt, gemartert. Grimmige Mönche, deren letzter und größter in dieser Zeit Savonarola war, verkündeten ewige Qual mit donnernden Worten, und ihre Stimme klang bis in die Festsäle, bis in die lieblichen Gärten, um an diesen Stätten platonischer Zusammenkünfte ein schauriges Echo zu wecken. Auch der prächtige Lorenzo bebt unter solcher Drohung. Er kann mit all seiner Pracht, mit dem kostbaren Marmor, dem

schweren Brokat, dem schön gearbeiteten Gold die überall gespenstisch hervorlugende Todesfratze des Mittelalters nicht verhüllen. Das Lächeln seiner holdgeschmückten Freundinnen, die süßen Geigenklänge seiner Musiker, die klugen Reden seiner Dichter und Gelehrten können nicht vollständig jenes Gespenst bannen, dessen Furcht schon auf so vielen Generationen lastete. Aber er will ihm entgegentreten wie die alten Weisen, bekränzt und mit herrlich gefüllter Schale in Händen. Es heißt nicht mehr — wie auf den alten Totentänzen: Bete und büße, weil du morgen sterben mußt! sondern: Sei recht lebendig und lebensbewußt, weil du morgen vielleicht stirbst!

Quant è bella giovinezza
Che si fugge tuttavia
Chi vuol esser lieto sia
Di doman non c'è certezza.

Der Genuß konnte nicht zu philisterhafter Behäbigkeit und Gemächlichkeit ausarten, so lange dieser Peitschenhieb, die scharfe Erinnerung an die Vergänglichkeit und die Unsicherheit der Zustände, ihn antrieb. Lorenzo und seine Zeitgenossen erinnerten immer wieder in ihren Karnevalsliedern daran. Die ernste Mahnung an das ungewisse Morgen spukte und grinste durch alle „trionfi", die großen Fastnachtszüge voll Pracht und Künstlerlaune. Der Verliebte, der um Liebe flehte, wußte wie die antiken Dichter dieses unanfechtbarste Argument anzuführen, um sein Glück zu gewinnen. Durch die zarte, sinnige Poesie, die wie ein leiser Lautenschlag die Gesellschaft des mediceischen Florenz begleitete, klingt und singt das Verlangen, mit der Gabe des Augenblickes die Furcht vor der Zukunft zu bannen. Die Lebensdurstigen der Renaissance schlürften mit Hast und warfen den Pokal von sich, ein vorsichtig hygienisches Nippen wäre ihnen unmöglich gewesen. Es war eine skrupellose Zeit, die zwar den Tod schrecklicher sah als nachfolgende Geschlechter, doch nicht mit ihm schachern und rechnen wollte, sondern ihm zum Trotz das reiche Leben umarmte, so heftig, wie vor unabwendbarem, nahem Scheiden ein Held die schöne Geliebte umarmt.

Dieser Mut, an allen Ecken und Enden zu bauen und

zu graben und zu scharren und die Anmut der toten alten Götter wach zu küssen trotz lebensfeindlicher Mönche, Gärten zu schaffen trotz Kriegsgefahr, Sonette zu dichten am Lagerfeuer und alles, worauf eine rauhe Zeit stolz war, einem neuen Stolz zu opfern: wie spiegelt er sich in den neuerwachten, aufs neue verstandenen geselligen Freuden?

Sich in einem Gedränge zu befinden, ist eigentlich eine pöbelhafte Unterhaltung, aus was immer für Leuten das Gedränge bestehen mag. Ein großer Vorzug der Geselligkeit früherer Kulturepochen bestand deshalb darin, daß sie sich um irgendeine maßgebende Persönlichkeit scharte, die rücksichtslos auswählen konnte und durch keine Nebenzwecke bestimmt war, ein Gedränge um sich zu dulden. So blieb auch der Kreis der Mediceer „ausgewählt" im besten Sinne. Die eigentliche schöngeistige Schar war immer verhältnismäßig klein, sonst hätte sich die Anmut ihres Zusammenseins schnell verloren; denn nur eine geringe Anzahl von Menschen kann gesellig so regiert werden, daß ihr Verkehr sich ineinander fügt wie die Töne einer Fuge und harmonisch ohne Stimmgewirr abwickelt. Aber eine Regierung, eine anerkannte, mit höchster Grazie und doch wieder treffsicherer Bestimmtheit ausgeübte Autorität ist in Dingen „feiner Gesellschaft" unerläßlich. Der Mangel solcher Autorität macht die geselligen Anstrengungen der modernen Zeit oft zu öden, ganz sinnlosen Unternehmungen. Peinliches Stillschweigen oder lärmendes Geschwätz entstehen sofort, wenn keine geschmackvoll leitende Persönlichkeit sozusagen passende Rollen zuweist, die falsche Schüchternheit des einen, die leicht zur Unverschämtheit entartende Selbstgefälligkeit des anderen hinauf- oder herabstimmt. Dies darf aber nicht etwa schulmeisterlich geschehen, sondern fast unmerklich mit scherzender Kunst. Solch raffiniertes Sicheinstimmen zeigt die florentinische Frührenaissance im heiteren und geistreichen Verkehr vornehmer Männer und Frauen.

Schon Boccaccio kann ausführlich belehren über diese zierliche Form des Lebensgenusses. Auf ähnliche Art, wie im Dekameron der Verkehr von sieben Damen und drei

Herren sich abspielte, nur vertieft in bezug auf den philosophischen Inhalt der Gespräche, haben wir uns die intime Geselligkeit eines Lorenzo zu denken, wohl meistens auf einem der reizenden Landsitze bei Florenz. Nicht gedrückt durch dumpfe Stubenluft, sondern umfächelt vom belebenden Hauch eines Gartens lagert man sich. Briefe schöner Frauen erzählen, daß die nahen Myrten-, Lorbeer- und Rosenbüsche Kränze lieferten, um den König oder die Königin des Tages zu krönen. Deren Herrschertalent lag es ob, die Gesellschaft zu passender Unterhaltung anzuregen, für Erfrischung und Abwechslung zu sorgen. Niemand zierte sich, niemand drängte sich vor, um zur Unterhaltung beizutragen, in kindlicher Harmlosigkeit bot jeder und jede, was sie konnten und wußten. Lieder und Liedchen werden gesungen, die einer auf der Sackpfeife begleitet. Ein Pärchen, das gerne beieinander sitzt, spielt Schach in luftigem Gartenhaus, einige Ausgelassene verfolgen die Kaninchen und Fasanen. Dann schließt sich der Ring, Hand in Hand wird ein abwechslungsvoller Reigen geschlungen, vielleicht um den Springbrunnen, der in Mitten der Tanzenden plätschert.

Die Erwähnung des Dudelsacks als willkommene Tanzmusik erinnert daran, daß die Musik weniger entwickelt war als die anderen Künste, die mit Geschmack und Pracht die Geselligkeit der Frührenaissance umrahmten und durchdrangen. Was „concerto" genannt wurde, bestand aus einigen noch sehr primitiven Instrumenten. Erst Amati, ein Zeitgenosse Raffaels, erfand die Geige, die der Meister alsbald in der Mitte seines Olymps Apollo, dem Führer der Musen, in die Hand gibt. Ein Florentiner, Antonio degli Organi, erfand damals die jetzige Ausgestaltung der Orgel. Der Chorgesang war noch kunstlos, die größeren Kompositionen blieben schwerfällig, da sie aus der pompösen, scholastischen Musikschule der Niederlande stammten. Die Niederländer galten als die größten Meister der Tonkunst, und Lorenzo versäumte es nicht, einen solchen, Josquin de Près oder Jodocus Pratensis, an seinen Hof zu ziehen. Von dem Musikmeister des Magnifico, der ein Vorgänger Palestrinas werden sollte, schrieb Luther: „Jos-

quin ist der Noten Meister, die haben's müssen machen, wie er wollt; die anderen Sangmeister müssen's machen, wie es die Noten wollen haben."

Beschränkte sich also die Musik auf ziemlich primitive Weisen und deren noch ungefüge Ausführung, so daß sie der führenden Rolle ziemlich fern blieb, die sie in der späteren italienischen Geselligkeit einnehmen sollte, so war die Liebe zu Sang und Klang doch schon recht wach. In den Armen schöner Frauen, Knaben und Ritter sehen die Violen und Theorben vielleicht entzückender aus, als sie klingen mochten, doch man muß einräumen, daß die volkstümliche russische Musik mit ähnlichen Instrumenten noch heute recht interessante und gefällige Wirkungen erzielt.

Dichten und Komponieren gehörte wie Singen und Tanzen zu den Freuden der vornehmen Damen, die von der Gesellschaft begutachtet wurden. Die Melodien der religiösen und weltlichen Lieder waren sich ziemlich gleich. So können wir aus den noch erhaltenen Gesängen geistigen Inhaltes auch auf die Art der Musik schließen, die man im geselligen Kreis pflegte. Ein reizendes Lied zu Ehren des Jesuskindlein von Lucrezia di Medici ist vorhanden mit der dazu gehörigen Weise. Seine spielerische Zartheit erinnert ganz an die naiven Anbetungsbilder eines Ghirlandajo und seiner Zeitgenossen, wo traulich Ochs und Esel mit den Nüstern in die Krippe des Kindes blasen. Charakteristisch für die Weiterentwicklung des religiösen Gedankens und seiner Einbeziehung in die Freuden des irdischen Daseins, die nunmehr als berechtigt anerkannt waren, ist ein dreistimmiges Marienlied Lorenzos mit heiterster Melodie. In diesem Lied preist der fürstliche Humanist die göttliche Jungfrau ganz ähnlich, wie einst Aphrodite gepriesen wurde, als Königin der Schönheit, als Siegerin ob aller anderen Herrlichkeit. Wie bei Boccaccio die geselligen Freuden am Freitag zugunsten christlicher Meditation unterbrochen wurden, so geschah es auch noch im Jahrhundert der Medici, daß der antik gesinnte Kreis an diesem Tag frommer Stimmung zugänglich blieb.

Manche Malerei belehrt über das Wesen des Tanzes, und der lebhafte Rhythmus gewisser Lieder beweist, daß

es Tanzlieder waren, nach deren Takt sich der Reigen bewegte. Ambrogio Lorenzetti zeigt, wie die Damen von Florenz und Siena in einer Kleidung, die streng anschloß und die schlanken Körperformen modellierte, sich die Hände reichten mit zierlich gespreizten Fingern und sich mit frommer Miene langsam drehten, ähnlich den zarten Engeln Fra Angelicos. Viel lebhafter wurde der Tanz im Cinquecento, als er die Geschlechter wieder mehr zusammenführte. Auf Bennozo Gozzolis Freske sehen wir eine Art Quadrillenfigur, Mädchen mit lustig flatternden Gewändern tanzen einem Jüngling zu, der ihnen in schwierigem „Pas" mit graziös erhobenem Bein entgegenkommt.

Man war sich noch sehr wenig bewußt, daß die gesellschaftlichen Sitten mehr und mehr von der frommen Art der Väter abwichen. Wie in Maskenzügen und symbolischen Tänzen die Götter des Altertums offenkundige Verehrung genossen, so teilte sich in rührender Unbefangenheit auch die Andacht zwischen christlichen Heiligen und heidnischen Weisen. Die Bibliotheken der Vornehmen, deren Schätze im gleichgestimmten Kreis gezeigt und erörtert wurden, boten eine sehr heterogene geistige Nahrung. Aber mit kräftigem Verlangen genossen, wurde sie ganz gut verdaut.

Wenn wir zum erstenmal eine Landschaft oder Stadt begrüßen, die wir vom vielen Hörensagen und aus eigenen sehnsüchtigen Träumen kannten, so vermischt sich zunächst die Traumerfahrung mit der Wirklichkeit. Auch bemächtigt sich unser leicht ein fast trunkenes Gefühl des Triumphes, als hätten wir in gewissem Sinn dieses Gebiet nunmehr uns zu eigen gemacht. So erging es den Liebhabern der Antike, als sie Plato und Cicero erobert glaubten und damit eine geistige Befreiung sondergleichen. Jedoch die naiven Traumvorstellungen, die noch die ersten Mediceer von der Antike und ihren Philosophen gehabt, mischten sich ein und würzten die alten Klassiker mit neuen fremden Ingredienzien, eben so wie sich das Reich christlicher Gedanken unbewußt heidnisch färbte. Cosimo Medici hatte unter dem jungen Ficino die platonische Akademie gegründet, und Plato wurde unter dem Magnifico Mode-

philosoph, besonders beliebt bei den Damen, die sich schwerlich Rechenschaft darüber gaben, wie unwichtig die Frau im allgemeinen dem Griechen erschienen war. Seine tiefe Deutung des Erosproblems mußte sich's gefallen lassen, populär einfach und im christlich-mystischen Sinn umgedeutet zu werden. Die Theorie der irdischen und himmlischen Liebe entstand, die ja schon in der preziösen Troubadourzeit praktische Anwendung im geselligen Leben gefunden hatte. Nun da die Frauen zur Schöngeistigkeit reiften und nicht nur Pagen, sondern Männer erziehen mochten, bot die modische Deutung Platos Anlaß, die Erziehungsmethoden der Schönen sehr eindringlich zu machen, und verwandelte das Lernen in eine Art Gesellschaftsspiel. Eine Form des Flirt tauchte auf, mit dem Zweck, die Geschlechter durch anmutige Gelehrsamkeit in Verkehr zu bringen. Plato wurde dessen Schutzpatron, besonders in Florenz, wo die Eingeweihten dieses Glaubens seine Büste bekränzten und ihm „laudes“ wie „Canzoni“ sangen. Die sogenannte platonische oder himmlische Liebe wurde von einigen Pärchen, die Sympathie vereinte, so ernst genommen, daß sie ein Landhaus zusammen bewohnten und mit harmlosem Glück ihrem Glauben lebten. Sie zogen die Freuden gemeinschaftlichen Kunstgenusses und edler Gespräche den gröberen Genüssen und dem Ehrgeiz vor. Die Lust wachsender Erkenntnis und zwar nicht einer einsam grüblerischen, verbissenen, sondern einer in Geselligkeit gewonnenen, freudig festlichen Erkenntnis war für diese Menschen der Gipfelpunkt des Lebens. Das anregende Moment, das auch im harmlosesten Verkehr der Geschlechter liegt, spielte seine Melodie zum Text. Die Konversation bewegte sich nicht ohne feierliche Ordnung und behandelte meistens ein aufgegebenes Thema. Man fand — die Dichter der Vergangenheit bewundernd — den idealen Liebesgedanken schon bei Dante ausgesprochen, dessen Seele zu Beatrice emporgehoben wurde, während sein Eheweib keine geistige Bedeutung für ihn hatte. Petrarca sah in Laura die Quelle aller schönen Empfindungen, während er sich doch zu einer irdischen Freundin hingezogen fühlte. Ähnlichen Zwiespalt trugen manche in sich,

doch kam es auch umgekehrt vor, daß einer von Herzen an der Mutter seiner Kinder hing und die ideale platonische Liebe nur für Modespielerei nahm und für einen Vorwand, „Sonette zu drechseln“.

Jedenfalls galt es für schicklich und ziemlich für einen „Cortegiano“, für einen Mann von Welt, schöngeistige Freundinnen zu verehren. Daher der Reiz und Duft der Geselligkeit, die Unbefangenheit und Anmut im Verkehr. Dante hatte schon das echte Florentiner Ideal ausgesprochen, als er davon träumte, mit Herzensfreund und Herzensfreundinnen süßen Gespräches zu pflegen, „ragionar d'amore“. Dieser zarte Ausdruck besagt: nach dem wahren Wesen der Liebe forschen. Und solches Forschen bildete auch von reiner Tändelei bis zu ernst philosophischer Disputation die Quintessenz der Unterhaltung. So spiegelt es sich mit allerliebster Lebendigkeit in der zeitgenössischen Lyrik von den Dichtern des Quattrocento bis zu den Freunden Lorenzos des Prächtigen. Ihre reizenden Stimmungsbilder entrücken uns zauberhaft mitten in das feine gesellige Leben der Zeit.

> Donne e donzelle e giovanette accorte
> rallegrando si vanno a le gran feste
> d'amor sì punte e deste
> che par ciascuna che d'amar appaghi
> e l'altre a punto in gonnellette corte
> giuocano a l'ombra delle gran foreste,
> tanto leggiadre e preste,
> qual solean ninfe stare appresso i laghi
> e in giovanetti vaghi
> veggio seguire e donnear costoro
> e talora danzare a mano a mano.*)

Allein außer dieser exklusiven idyllischen Geselligkeit sollte die Zeit der Medici in Florenz eine ganz neue Art der Unterhaltung bringen, die nach Grazzini il Lasca eine

*) Ich sehe die lieblichen Frauen und Mädchen fröhlich zum Fest sich bewegen. Die Liebe hat sie getroffen und geweckt; es ist, als sei jede blühend von süßem Verlangen. Ich sehe sie im Schatten spielen und laufen mit hochgeschürzten Gewändern, so behende und artig wie Nymphen spielen am Rande des Wassers, und die schönen Jünglinge folgen den süßen Frauen im Liebesspiel, da und dort schwebt Hand in Hand ein Pärchen.

eigenste Erfindung Lorenzos war und alle Volksklassen voll Vergnügungssucht zusammenführte. Diese Schaugepränge waren so hinreißend, daß die gute Stadt ihre ernsten Geschäfte darüber gern vergaß und dem prächtigen Lorenzo das Regieren überließ, ihm, der so ausgezeichnet über die Lustbarkeit herrschte. Seine Erfindung war aber nicht darauf berechnet, nicht geboren aus kühler Staatsklugheit, sondern Lorenzo, selbst Dichter und ein König im Reiche des edelsten Dilettantismus, war von ganzem Herzen bei der Sache. Gern ergab er sich lauter Lust wie alle im Grunde melancholischen, skeptischen Naturen. Aus den primitiven Rüpeltänzen, die schon längst im Karneval üblich waren, entwickelte sein fürstlicher Geschmack jene üppig vollendeten „trionfi", Fest- oder Huldigungszüge, aus deren Chören, Maskeraden und reicher allegorischer Kurzweil die ganze Farben- und Verkleidungsfreude der naiv genießenden Renaissance leuchtete. Sie stellten meist irgendeine mythologische Begebenheit dar, wie etwa die Hochzeit von Bacchus und Ariadne oder den Jagdzug Dianas. Die ganze Stadt beteiligte sich an diesen Festlichkeiten; die tanzenden Satyren und Nymphen wurden höchste Mode und regten die Künstler wieder an zu mannigfachem Ornamentenwerk, das ein Füllhorn der Schönheit über Italien ergoß.

Wie ein sonnig veranlagtes Kind sich nicht scheut vor der grimmen Rüstung des Krieges, sondern das glitzernde Panzerhemd anjauchzt und spielen mag mit dem wehenden Federbusch, so verhält sich der Geist der Renaissance dem grimmen Leben gegenüber. So zog sein Inbegriff, Lorenzos „trionfo", durch die Straßen der Stadt Florenz, die so viel Greuel und Blut erblickt hatten und noch erblicken sollten, blumenstreuend und tanzend dahin. Die streng gehaltenen Frauen und Mädchen und Klosterinsassen durften ihm zujubeln von den Fenstern aus. Sonnenhaft drang durch solche gesellige Freuden das ewige Kind, die Kunst, in das Düster, in die Enge, lachte zu den ernsten Kirchen empor und zu den finsteren Palästen, ihren dämmerigen Geheimnissen sein offenes Bekenntnis trotzig entgegenrufend:

„Quant è bella giovinezza".

Lotteliesens Traum.

Von

Ewald Gerhard Seeliger.

Andreas Dudithius war zu Wien
Des Kaisers treuster Berater,
Zum Bischof von Pecs und Szegedin
Macht ihn der heilige Vater;
Er war der schönste Mann im Land:
Auf das Tridenter Konzil entsandt,
Riet er vergeblich zu Eintracht und Frieden.
Die beiden Kirchen, sie wurden geschieden.

Wer war das schönste Jungfräulein
Zu Krakau am polnischen Hofe?
Das war Lotteliese von Stratz und Herdain,
Der Königin Kammerzofe;
An Feiern gebrach es ihr wahrlich nicht,
Sie tummelten sich wie die Motten zum Licht:
Sie aber blieb beim Sinnen und Säumen,
Bei ihren gar wunderlichen Träumen.

Da kam des römischen Kaisers Vasall,
Der schöne Bischof, gefahren,
Er kam in Geschäften als Hofmarschall,
Wie jung war er an Jahren!
Er machte der Königin einen Besuch
Und bracht ihr vom Kaiser flandrisches Tuch
Und eine goldne Brillantendose,
Vom Heiligen Vater die Tugendrose.

Und Lotteliese starrte ihn an,
Bis tief in die Seele erschrocken;
Dem wohlberedten, höfischen Mann
Gerieten die Worte ins Stocken;
Sie wurde rot wie der Rosen Glut,
Ihm aber schoß zum Herzen das Blut:
Da schlug er ein Kreuz, um sich zu bannen,
Und neigte sich tief und schritt von dannen.

„O Lotteliese, was hast du gemacht?"
„„Ach Herrin, wollt mir verstatten,
Es hat mir ein Traum den Bischof heut Nacht
Gewiesen als meinen Gatten!
Er war's! Seine Augen und seine Statur,
Sein Antlitz! Nur hatte er keine Tonsur!""
Da mußte die Königin herzlich lachen:
„Mein Kind, du träumst ja reizende Sachen!

Ein Bischof ist heilig und auserwählt,
Und wer ihn begehrt, tut Sünde!"
Dann aber hat sie's dem König erzählt,
Daß er es dem Bischof verkünde;
Er bracht es dem Gaste als lustigen Scherz:
Den aber traf der Traum ins Herz,
Drei Nächte mußte den Schlaf er missen,
So hart schlug ihm das fromme Gewissen.

Die vierte Nacht er sich erhob,
Warf von sich das dumpfe Zagen
Und stellte sich selbst das Horoskop,
Um seinen Stern zu befragen;
Er schrieb an Zahlen ein ganzes Heer
Und rechnete hastig die Kreuz und die Quer,

Bis das, was er finden mußte und wollte,
Aufs Härchen genau vor die Feder ihm
rollte.

Nun sandte er Botschaft an den Papst,
Brach hinter sich ab die Brücke:
O Heiliger Vater, was du mir gabst,
Das geb ich dir alles zurücke;
Es steht in den Sternen, daß ich soll frein
Die Lotteliese von Stratz und Herdain,
Da du mich dafür wirst exkommunizieren,
So will ich schon vorher mich reformieren.

So ward aus dem Bischof ein Protestant,
Der Traum, er rückte ins Wahre;
Sie zogen nach Breslau ins schlesische Land
Und lebten noch dreißig Jahre:
Ihre Herzen kannten nur einen Schlag,
Sie standen still an demselben Tag —
Und ihr Geschlecht treibt unverdrossen
Noch heute reiche Blüten und Sprossen.



Frühlingstag. Gemälde von John Lavery.

Erinnerungen an Charlotte Wolter.

Ein Stück Wiener Theatergeschichte. Von Memor.

Es war in den fünfziger Jahren, daß sich die Anfänge eines systematischen Theaterverkehrs zwischen Nord und Süd zu regen begannen, daß sogar der Wechseltausch von Ensemblegastspielen seine Anfänge zeigte und von Wien aus die Burgschauspieler die ersten Blicke über die Grenze hinüber streifen ließen. Unter den Wiener Privattheatern, die dazumalen nur „Vorstadttheater" waren, hatte das Theater a. d. Wien unter der Leitung eines naiv kühn ausblickenden Theatermannes, des als Tscheche geborenen Franz Pokorny, schon vor der Märzrevolution Fühlung mit dem deutschen Theater genommen. Auf dieser Bühne zuerst hatte Beckmann, ehe ihn das Burgtheater wegkaperte, den Wienern seine Berliner Komik gezeigt, und Charlotte Birch-Pfeiffer hatte mit Hermann Hendrichs ihnen etwas von ihren Stücken vorgespielt. Der Tod Franz Pokornys aber nahm auch seiner Bühne die Lebensspannkraft, und das Karltheater kam dafür in Betriebsschwung, in der das treibende Rad durch Anton Ascher eingesetzt wurde, diesen spezifischen Berliner, den man wohl für den direkten Gegensatz des Wienertums hätte halten müssen, der aber durch die wirbelnde Beweglichkeit seines Geistes und beinahe nicht weniger durch die seiner Zunge die Wiener mit sich nahm. Er bildete den Kristallisationspunkt einer Berliner Bühnengruppe mit Anna Grobecker und Wilhelm Knaack als Hauptelementen, die sich mit der, um Nestroy und Karl Treumann herum kristallisierten Wiener Gruppe ganz merkwürdig zu einem süd-norddeutschen Repertoire vereinigte. Das Charakteristische aber für die immer fortschreitende Akklimatisierung des norddeutschen Zuzuges war, daß sogar das kleinere Rollennebenwerk der auswärtigen Konkurrenz offen stand. So befand sich denn in der Reihe der Nebenfiguren, die den „Doktor Peschke" umkreisten — in dieser

zur Possenklassizität gelangten Rolle hatte Ascher in Wien debütiert — auch eine junge Kölnerin, eine dunkelhaarige, blasse Schönheit mit vornehm geschnittenem, dramatisch ausdrucksvollem Gesichte, die Charlotte Wolter hieß. Sie war das Kammermädchen, zu dem Dr. Peschke mit perfider Einschmeichelei zu sagen hatte: „Schenner wird se, älter wird se — älter wird se, schenner wird se.“ Ein anderes Horoskop aber wußte der doch sonst so scharfe Theaterkenner Ascher der unbeachteten Episodistin nicht zu stellen, die im Schauspielerproletariat verkümmern zu müssen schien.

Ein drastisch bezeichnendes Abenderlebnis von damals war ihr im Gedächtnis geblieben, das ebenso drastisch wieder aus der Erinnerung heraus ins Leben treten sollte. Beim Bühneneingang des Karltheaters, wo an schönen Abenden nach dem Schlusse der Vorstellung gern junges Wiener Volk Posto faßte, um die größeren oder kleineren Theaterhuldinnen passieren zu sehen, standen einmal auch zwei Studenten der Medizin, die gerade in etwas übermütiger Laune aus dem Prater gekommen waren und den Spaß riskieren wollten, die erstbeste hübsche Choristin zum Souper einzuladen. Allerdings konnte das Menü nur das allerbescheidenste sein, denn die beiden Mediziner hatten nur über sehr mäßige Monatseinkünfte zu verfügen, und es war schon gegen Monatsende — sie ermutigten sich aber schließlich damit, daß Choristinnen eines Possentheaters nicht allzu verwöhnt sein konnten. So nahmen sie denn resolut Aufstellung und harrten der kommenden Erscheinungen. Zwei, drei huschen heraus, die nicht einmal das Einabendinteresse der beiden jungen Leute anzuregen imstande sind. Nun aber die da jetzt kommt — „red' sie an,“ mahnt der eine den anderen; der aber hat einen Blick auf die Gestalt, das Gesicht, die Haltung geworfen und erklärt: „An die trau' ich mich nicht, die ist was Besonderes.“ — „Ach was, Besonderes, Hasenfuß! So tu ich's,“ schilt der couragiertere Kollege, tritt an die „Besondere“ heran und bringt seine Einladung vor, die ebenso unbedenklich und ohne Zögern angenommen wird. Denn, auch bei ihr, ach, der so Imponierenden, ist Monatsende, und auf dem Wege nach Hause hatte sie ein bißchen Wurst und Käse zum Nacht-

mahl kaufen wollen. Nun geht's in ein nächstgelegenes Beisel zu einem saftigen Gulasch und etlichen Krügeln Lagerbier hinein. Das dürftige Souper vergeht in flotter Lustigkeit, dann noch die kurze Begleitung bis ans Tor des Wohnhauses — und dann wurde Abschied genommen. „Auf ein mögliches Wiedersehen" — klang das — „aber nur wenn's der Zufall wolle!" Und lachend fügte das Mädchen bei: „Die Herren müssen aber dann von mir eine Einladung auf Gulasch annehmen."

Zwei Jahrzehnte beinahe waren vergangen, aus dem Possenstubenmädel des „Doktor Peschke" war die große Tragödin des Burgtheaters, die Gräfin Charlotte O'Sullivan geworden, aus dem einen der beiden Studenten ein einflußreicher Wiener Zeitungsherausgeber, dessen Salon einen starkgesuchten Sammelpunkt der Gesellschaft bildete. Auch die Künstlerschaft des Burgtheaters verkehrte da viel und die Wolter war ebenfalls einige Male zu Gaste. Der einstmaligen Begegnung und des Gulasch-Abend war vom Hausherrn selbstverständlich nie Erwähnung getan worden. Der andere von den zweien war jetzt ein angesehener Arzt und Mitglied der Sanitätsbehörde in einer Kronlandeshauptstadt. Er war des öfteren zu Besuch in Wien, und bei solcher Gelegenheit traf auch er in dem abendlichen Geselligkeitskreise des Freundes mit der Künstlerin zusammen, die ihn mit der Begrüßung überraschte: „Ach, nun sind Sie auch einmal in Wien, nun kann ich mich doch endlich revanchieren und die beiden Herren auf das lange genug schuldig gebliebene Gulasch zu mir einladen." Sie hatte also das kleine Abenteuer nicht vergessen. Und das Revanche-Gulasch wurde prompt absolviert — mit einiger Erweiterung des Menus allerdings. So knüpft das Schicksal, wenn es gerade bei gutem Humor ist, Lebensanfänge und Lebensenden aneinander.

✠ ✠ ✠

Man weiß, daß Laube die, von Ascher in nächster Nähe total übersehene Wolter entdeckte und erkannte.

Sie passierte rasch die Werdestationen, Berlin und Hamburg, um im Jahre 1861 bereits ihren Platz im Burgtheater einzunehmen, den sie bis zu ihrem Tode 26 Jahre

lang mit immer steigendem Ruhme behaupten sollte. Als das stolzeste Siegesmoment jener Anfänge aber bezeichnete sie mit ihrem gerne recht zwanglosen Humor, daß sie bei ihrem ersten Auftreten in Berlin als Hermione im „Wintermärchen" von Herman Hendrichs — einen Kuß bekommen hatte. Hendrichs war dafür bekannt, eine heftige Abneigung gegen das weibliche Geschlecht zu hegen; und nun war er während ihres Spieles ganz enthusiastisch auf die Bühne gekommen und hatte sie wahrhaftig umarmt und geküßt. „Es war mein höchster Triumph," versicherte sie lachend. Daß sie aber auch die Verehrung von Männern zu würdigen wußte, die keine Weiberfeinde waren, den Ruf brachte sie ebenfalls nach Wien mit, wie auch, daß sie die Gabe besitze, bedeutende Männer an sich zu fesseln. Aber wie selten bei einer Künstlerin, die von dem Freirechte der Ungebundenheit Gebrauch macht, zeigte sich an ihr die reinigende, adelnde Gewalt der Kunst, die ihren schimmernden Purpur deckend über so manches breiten kann, wenn er nicht mit allzu herausfordernder Hand weggezerrt wird. Und das tat diese schöne Hand im Leben nie, sie wußte alle Freiheit mit einer zwingenden Gelassenheit zu üben, die sich wie Hoheit ansehen konnte — wenn sie's auch gerade nicht immer war. Von dem Wesen der Bohême hatte diese, aus den Niederungen des Lebens daherkommende und durchaus nicht mit einem erlesenen Rüstzeug geistiger Bildung ausgestattete Eroberin nichts an sich — das, was an jenem Sommerabend der eingeschüchterte Student der Medizin als „etwas Besonderes" an ihr herausgefühlt hatte, das war eben die höhere Signatur, die sie von der Mutter Natur mitbekommen hatte. Sie konnte recht vulgär in ihrer Redeweise sein, sogar ihrer Feder ließ sie manchmal ungehemmten Lauf, und manche Scherzepisteln flatterten von ihrem Schreibtisch hinaus, gar bedenklicher Art! All das aber änderte nichts daran, daß „eine Hoheit, eine Würde die Vertraulichkeit entfernte", wenn sie nicht gewillt war, eine zu gestatten. Und wie sehr der Lärm ihres Namens die Stadt füllte, wie sehr ihre Persönlichkeit von jener brausenden Atmosphäre umgeben war, die man gegenwärtig „Sensation" nennt: sie selbst war keine „geräuschvolle Per-

sönlichkeit", nichts von dem, was der Franzose „une femme tapageuse" nennt, wie es etwa die Gallmeyer und Friederike Goßmann, die theatergeschichtlich gewordene „Grille" waren. So eifersüchtig Charlotte Wolter ihre Alleingeltung auf der Bühne gewahrt wissen wollte — außerhalb des Theaters die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, dazu verspürte sie keine Neigung, dafür fehlte ihr sogar die Anlage. Ihr wäre es gewiß nicht eingefallen und sie wäre auch durch keinen Reiz der Wohltätigkeitskoketterie für so etwas zu haben gewesen, was die Goßmann ausführte, als die sich eines Tages in einen Mehlladen in der Vorstadt Neubau als Verschleißerin setzte, natürlich unter vorangeschicktem Reklametamtam, und ein paar Stunden Mehl verkaufte, einer armen Familie auszuhelfen, umjubelt von ihrer freiwilligen Leibgarde, den Enthusiasten — dem Elitekorps der „dummen Jungen". Und noch weniger wär's nach ihrem Geschmacke gewesen, der Gallmeyer gleich, das Stadtgetrātsch mit ihren Herzens- und Geldaffären zu beschäftigen. Darin hatte sie wirklich „Stil", den besten gesellschaftlichen Stil, sie vergab sich nichts und erreichte dadurch am sichersten, daß ihr gerne vergeben wurde, daß über Vergangenes hinaus sich ihr eine stolze Gegenwart gesellschaftlicher Ebenbürtigkeit erschloß.

Kaum in einer Stadt noch, nächst Paris etwa, hat die Bühnenkunst, die weibliche zumal, von jeher einen derartigen Freiheits- und Adelsbrief ausgestellt bekommen, wie in Wien. Überhaupt wird bei uns eine weitgehende gesellschaftliche Toleranz dem Bühnenvölkchen zugestanden, das sich dafür gern durch künstlerische Vergnüglichkeiten revanchiert. Der „Sänger" wird hier nicht just eingeladen, „mit dem König zu gehen" — — von den Hoftheaterbühnen aber und auch für besonders namhafte Mitglieder anderer Theater führte ein stets offener Verbindungsgang in die Gesellschaftssalons. Ein wesentliches Moment hierfür bildete das entgegenkommende, eifersuchtslose und von pretiöser Zurückhaltung freie Interesse, womit die Damenwelt eine Künstlerin empfing, die sich der Aufmerksamkeit wert erwiesen hatte. Auch die Wolter sah sich demnach beinahe nicht minder von den

Frauen, als von den Herren umschwärmt. Etwas von dem freien, dem Gesetze der eigenen Persönlichkeit folgenden Zuge der Renaissance war in ihrer Domäne.

Aber diese stark souveräne Persönlichkeit fügte sich doch der geistig legitimen Autorität einer anderen, die dann auch durch die gesellschaftliche Gesetzesformel legitimiert wurde. Ein „Verhältnis" war es mit einem, nicht bloß durch Geburtsrang, sondern mehr noch durch Seelenrang distinguierten Manne, woraus dann die Ehe wurde, die sich aber noch längere Zeit scheu vor der Welt barg in der stillen, heimlich „legalisierten" Sicherheit häuslichen Glückes. Zwei Türen, auf dem Stiegengange einander gegenüber gelegen, führten zu der gemeinsamen Wohnung: „Le comte Charles O'Sullivan" war an der einen auf dem Täfelchen zu lesen — „Charlotte Wolter" an der anderen. Ein zartnerviger, feingliederiger, blaßwangiger, blonder Mann, den man sich recht wohl in minnehöfischer Gewandung denken konnte, der aber dabei auch, mit dem leise vorgebeugten Haupte, etwas von der sinnenden Art des Stubengelehrten und dem träumerischen Wesen des Kunstdilettanten hatte —: so war der Sohn des langjährigen belgischen Gesandten in Wien, der das für unbändig geltende Temperament dieser gebieterischen Frau in seinen Bann brachte. Das war, vom ersten Anbeginne gleich, kein Abenteuer der Sinne, keine „galante Liaison", kein zärtliches „Attachement", sondern ein Band der Lebensgenossenschaft. Und es wurde auch sofort als solches anerkannt, noch bevor es in aller Form bekannt gemacht war. Es war sogar eine Art regierungsamtliche Publikation, in der dies geschah. Die „Wiener Abendpost", die Abendausgabe der amtlichen „Wiener Zeitung", kündigte ein gesellschaftliches Doppelereignis mit der Meldung an, daß der Kaiser der Hofschauspielerin Charlotte Wolter, vermählten Gräfin O'Sullivan, in Anerkennung ihrer künstlerischen Verdienste das goldene Verdienstkreuz mit der Krone verliehen habe. Es war die erste solche Auszeichnung, die einer Theaterdame widerfuhr.

* * *

Auf seinem Permanentsperrsitze in der ersten Parkettreihe saß, wenn die Wolter spielte, allabendlich ihr aufmerksamster, sorgfältigster und unnachsichtigster Kritiker — es war ihr manchmal recht lieb, daß er seine Kritiken nicht drucken ließ — der Graf O'Sullivan. Tatsächlich ihr schärfster Kritiker, denn sie war sonst nur zu gewohnt, „eine gute Presse" zu haben. Die leiblich und seelisch gottbegnadigte Frau war nicht bloß ein Liebling, sie war ein Hätschling der Zeitungen. Die Fälle waren vielleicht an den Fingern einer Hand herzuzählen, in denen sie Unannehmlichkeiten, oder gar heftigen Angriff von der Kritik zu erleiden hatte. Eine, die heftigste Attacke, die durch besondere Umstände zu einem weiter greifenden Konflikte wurde, hatte sie von Ludwig Speidel zu bestehen. Das geschah zur Zeit des ersten Wiener Gastspiels der Sarah Bernhardt, November 1881, im Ringtheater, das wenige Wochen darauf, am 8. Dezember, das Opfer der grausigen Brandkatastrophe werden sollte. Das lärmmachende Erscheinen der Pariser „dame aux sensations" veranlaßte allerlei geschmacklose Vergleiche zwischen der einheimischen Kunst und der fremdländischen, die der Wolter-Enthusiasmus selbstverständlich nur bis zu einem gewissen Grade gelten lassen wollte.

Nun sollte Sarah Bernhardt auch die „Phädra" spielen, und da geriet der, als Präsident der Wiener „Konkordia" jüngst verstorbene Edgar v. Spiegl, ein wahrhafter Virtuose der Wohltätigkeitsveranstaltungen, auf den Einfall, welch zündendes Interesse es haben müßte, jetzt die „Phädra" erst von der Wolter spielen zu lassen. Richtig ließ sich auch die Künstlerin, wohl selbst von diesem Turnierspiel gereizt, bereit finden; die Vorstellung ging unter demonstrativen Ovationen vor sich, worauf sofort die „Phädra" aus dem Gastspielrepertoire der Bernhardt gestrichen wurde. Speidel aber griff die Wolter in scharfer Weise an, nicht mit künstlerischer Kritik die Leistung selbst, sondern wegen des Verstoßes gegen das Schicklichkeitsgebot der Gastfreundschaft, einer gastierenden Kollegin eine Rolle wegzuspielen und sie überbieten zu wollen. Dies nahm die Wolter als unverdiente Beleidigung, und die gesamte Kollegenschaft des Burgtheaters erklärte: nie mehr bei derlei Wohltätigkeits-

vorstellungen mitzutun. Erst vielen diplomatischen Bemühungen gelang es, die Dinge wieder ins Gleis zu bringen und den Gemeinsäckel der Hilfsbedürftigkeit im Gleichgewichte zu erhalten.

Diesen und nur einige wenige andere Zwischenfälle ausgenommen, hatte die Wolter der Wiener Kritik nur das beste Wohlverhaltungszeugnis auszustellen, und, wie gesagt, der einzige Kritiker, der ihr nichts nachsah, war ihr Gatte, dessen Eintritt in ihr Leben für sie die klärendste und reifendste künstlerische Entwicklung bedeutete. Graf O'Sullivan, der sich auch in der Musik und mit Griffel und Pinsel betätigte, brachte das dunkel gärende Können dieser Elementargewalt zur Selbsterkenntnis. Auf sich selbst angewiesen, war sie, sozusagen, dem Ungefähr des Gelingens preisgegeben, was sie selbst einmal, ehrlich genug, mit dem Geständnis ausdrückte: „Durchs Nachdenken komme ich zu nichts, entweder ich treff's — oder nicht.“ Merkwürdigerweise hatte Laube selbst auf sie nicht den Einfluß geübt, durch den er sich so viel andere nach Absicht und Willen herangezogen hatte; sie war unter ihm wenig anders geworden, als sie zu ihm gekommen war, das Nichtvorbereitete, Überraschende war in all den Jahren immer das beste Teil ihrer Leistungen gewesen. Einen Charakter mit Bewußtheit und glanzvoll anlegen, ihn mit strategischer Berechnung und Sicherheit die gedeckten Wege führen, bis er ins offene Feld hinaus mündete und seine Form entfaltete, das war in dieser anfänglichen Epoche nicht ihre Art. Ein dramatischer Schriftsteller, der den Einakter als Spezialität pflegte, wurde einmal an einem der berühmten Nachmittage im Salon Laube von der Hausfrau, Frau Iduna, interpelliert: „Warum schreiben Sie nichts für die Wolter?“ Aufs Geratewohl antwortete er: „Weil sie nicht einaktig ist.“ Worauf aber die feinverständige Dame ihn über Gebühr weiterkommentierte: „Sie haben damit ein treffendes Urteil gegeben; denn die ersten Akte läßt ja die Wolter gewöhnlich fallen, erst im zweiten Akte findet sie sich und fängt zu spielen an.“ Laube überließ sie gerne ihrem Ingenium, dem er zutraute, schon von selbst die richtigen Wege zu finden — und auf sich selbst angewiesen, fand sie auch zumeist das Richtige. Ein Bei-

spiel: Franz Nissel, der Wiener Poet, der mit seiner „Agnes von Meran“ den Schillerpreis errang, hatte einen „Perseus von Macedonien“ geschrieben, eine großzügig angelegte, nur allzu schwerblütig gewobene Tragödie, das Trauerspiel eines zu allen Mitteln der Tyrannei greifenden Zwangsbefreiers des Vaterlandes. Darin die Gestalt einer Römerin mit der Aufgabe, den Feind Roms zu umgarnen und sich selbst in dem meuchlerischen Liebesspiel umgarnend. Das Stück imponierte einigermaßen Laube, obwohl ihm die Art des Dichters zu „steifbeinig“ erschien und er überhaupt nicht die rechte Fühlung für „die Stuck' mit die nackete Füß'“ hatte — wie Laubes oberster Chef, der Oberstkämmerer Graf Lanckowski die römischen und griechischen Trauerspiele in seinem Geistesdialekt zu bezeichnen pflegte. Nissels Stück wurde also zur Aufführung bestimmt und die Rolle der Römerin der Wolter zugewiesen, für die Römisch und Griechisch damals so ziemlich „spanisch“ war. Laube aber fiel es durchaus nicht ein, ihr einen Leitfaden der Geschichte an die Hand zu geben, sondern er gab ihr kurzweg das Stück zu lesen. Nach ein paar Tagen brachte sie es ihm ratlos zurück: ‚sie wisse nichts damit anzufangen.‘ „Dann lesen Sie es noch einmal,“ beschied er sie. Gefügig trug sie das Manuskript wieder mit sich, las es noch ein mal, aber mit keinem besseren Resultate. Laube indes ließ nicht locker, tat aber auch seinerseits nichts, ihr durch Anleitung zu besserem Verständnisse zu verhelfen. Sie mußte es zum dritten Male lesen, und dann — spielte sie in Gottes Namen, ohne sich darüber viel klarer geworden zu sein als bei dem ersten Lesen. Sie spielte „hell drauf los“ — und gab eine mächtige Leistung, als wäre sie durchdrungen gewesen von dem Geiste Alt-Roms.

Eine Art Sturm- und Drangperiode war diese erste Burgtheaterzeit für sie, und sie schleuderte mit starker Wurfkraft ihr Können ins Publikum hinein, gemodelt und geformt nur durch das eigene instinktive Schönheitsgefühl — die Zeit des berühmten „Wolterschreies“ war das, in dem ihre Kraftausbrüche zum Höhepunkt emporschlugen, gleich dem „hohen C“ der Explosivtenöre. Mit diesem „hohen C“ wurde der Schrei auch gerne verglichen, den

sie zum ersten Male in einem auf den Knalleffekt zugerichteten Salondrama „Eglantine“ von Eduard Mautner produzierte und der sofort von Josefine Gallmeyer, der, ihr an Elementargewalt ebenbürtigen, genialen Parodistin, mit der Zerrspiegelfigur „Die elegante Tini“ reproduziert wurde. Der Lärmerfolg dieser einen Rolle, der „Eglantine“, schien eine Zeitlang sogar bedrohlich und hemmend für ihre Weiterentwickelung zu werden, sie an eine Leistungsschablone zu bannen als die „Tragödin des hohen C“, wie etwa der damalige Tenorspezialist dieses Stimmsuperlativs, Theodor Wachtel, durch die Einzigkeit des einzigen Tones und die Virtuosität des auf dem Kutschbock erlernten Peitschenknallens zeitlebens der „Postillon von Lonjumeau“ blieb. Das sind die gefährlichen Virtuosenstückchen, „auf die gereist wird“ und in denen die Kunst zur Gleichförmigkeit erstarrt, wie ein mit konservierendem Email überzogenes Frauengesicht. Charlotte Wolter „reiste“ nicht auf die Eglantine — sie war keine Wandernatur, und sie gefiel sich in der vornehmen Seßhaftigkeit des alten Burgtheaters; aber in Wien selbst verlangte man von ihr nunmehr Eglantine-Varianten. Das Ungestüm des Temperamentes, das Meeresbrausen der Blutwellen in ihr, das wollten die Wiener als den Höchstausdruck der Bedeutung der Wolter erkannt haben, darin schwelgte ihr Enthusiasmus für sie.

Die Verbindung mit dem Grafen O'Sullivan war die ethische und ästhetische Metamorphose der Wolter und ihrer Kunst. Selten hat ein Mann in dem Maße bildenden Einfluß auf eine Frau geübt, die nichts weniger als eine untergebene und fügsame Natur war, die ganz und gar nicht das Zeug in sich hatte, das „Geschöpf“ eines Mannes zu sein, sondern einen starken Drang der Unabhängigkeit in sich trug und von den Männern gewöhnt worden war, ihnen die „Herrin“ zu zeigen. Sie war nicht geradezu ein widerspenstiges Käthchen, das die zähmende Hand eines Petrucchio brauchte — ein solcher war aber auch er nicht, dieser sachte, zart konstruierte Mann mit dem geräuschlosen Wesen, mit dem stillen, aber darum nicht minder festen Tritt — sie gab sich in überzeugter Willigkeit seiner Leitung hin, sie ließ sich vor allem ein Gebot von ihm auferlegen: das der

Reserve. Und auch der Wohnungsstil, den unverkennbar der Hausherr bestimmt hatte, war der gleiche der stillen, künstlerischen Vornehmheit, besonders in der letzten Wohnstätte des Paares, der Villa in Hietzing, deren Einrichtung und Zusammenklang an und für sich ein Kunstwerk war. In diesen Räumen, dieser Umgebung, das empfand und verstand man, mußte schöne Kunst reifen, und hier reifte auch wirklich die Kunst der Wolter bis zur edelsten Formschönheit, zur klassischen Schönheitswürde der Iphigenie und der Antigone. Um den Abstand der zwei Wolterphasen, der schon gegen die Mitte der siebziger Jahre in volle Sicht trat, nach Gebühr zu würdigen, brauchte man nur ihre damals sensationellste Rolle, die Messalina in Wilbrandts „Arria und Messalina", die Hans Makart auch in einem berühmten Bilde festgehalten hat, mit jener verschollenen „Eglantine" zusammenzuhalten. Denn diese Messalina besteht ja doch eigentlich aus einer ganzen Reihenfolge von „hohen C" — aber die Gestalt wurde von der Wolter in solchem Adel gemessener Hoheit, bei allen Ausbrüchen der Sinnesleidenschaften dargestellt, als wenn unter der Purpurdecke, über die sie hinschritt, nicht der Sumpf sich berge, sondern ein Marmorestrich. Die charakteristischste Anerkennung dafür bot ihr Gastspiel am Berliner Residenztheater als „Messalina". Emil Claar, der damals das Residenztheater leitete, hatte sie eingeladen, die Rolle dort zu spielen, aber es tauchten Bedenken auf, ob die Figur in Berlin überhaupt, nach dem zurzeit herrschenden Geschmack möglich sei, so daß die Künstlerin zögerte, das Wagnis zu riskieren. Emil Claar aber beruhigte sie: „In der Weise, wie Sie die Messalina spielen, wird sie in Berlin keinen Anstoß erregen, ich übernehme die Bürgschaft für den Erfolg." Und der Bürge trug wahrhaftig keinen Schaden.

❀ ❀ ❀

In einem nur konnte Graf O'Sullivan aus seiner Reserve heraustreten und, im Gegenteil, den angeborenen Heftigkeiten seiner Frau folgen: das war, wenn er für sie eintreten zu müssen glaubte, wenn er meinte, daß ihr unrecht geschehe. Denn da ließ auch sie sich keine Zurückhaltung gebieten, hörte auf keine Mahnung zur Mäßigung,

weil sie sie buchstäblich nicht hörte, mit dem leiblichen Ohre nicht. Toben konnte sie und die Unduldsamkeit gegen aufstrebende — oder vermeintlich aufstrebende — Rivalinnen bis zur lächerlichen Kinderei treiben. Wenn sie dann ruhig wurde, mochte sie sich freilich über sich selbst lustig machen. So wurde ihr einmal eine, für Nebenröllchen engagierte Anfängerin vorgestellt, und der Begleiter der Kleinen, ein Intimus des Theaters, bemerkte ihr lächelnd: „Keine Rivalin, sie reflektiert nicht auf die Eboli." Worauf die gleichfalls lächelnde Antwort kam: „Das kann man nie wissen. Heute vielleicht denkt sie noch nicht daran, aber morgen kann sie mir doch schon die Eboli wegspielen — man fängt nie früh genug zu fürchten an."

Dabei war das Eigentümliche, daß sie sich für solch ein aufstrebendes Talent, auch wenn es über die Anfängerschaft schon hinaus war, sehr warm interessieren, sich auf die Protektorin aufspielen konnte, um dann jäh, wenn der Schützling ihr nur mit einem Schritte in die Quere zu kommen drohte, zur unversöhnlichen Gegnerin zu werden. Das führte einmal zu einem, den Burgtheaterleuten unvergeßlich gebliebenen Eklat, auf offener Szene beinahe. In Laubes neugegründetem „Stadttheater" hatte sich eine junge, schöne „tragische Liebhaberin", aber mit der Gestalt und dem verhaltenen Wohlklang der Heroine, in der Tat rasch genug zur Vollheroine entwickelt: Kathi Frank. Als nun Laubes zu weit ausgreifende Unternehmung an der Ungunst der Wiener Verhältnisse, unter den Folgen des großen Krachs von 1873 scheiterte, wurde Kathi Frank durch die Intervention wohlmeinender, aber fehlblickender Freunde ins Burgtheater hineinbefördert und von der Wolter selbst mit wirklicher, lebhafter Sympathie begrüßt. Das schlimme Mißverständnis aber, von dem alle bei diesem Engagement befangen gewesen, sollte sich alsbald rächen. Man hatte keine Nachstreberin der Bognar, sondern der Wolter engagiert, keine Sentimentale, sondern eine Heroine. Nach übler Publikumssitte bildeten sich sofort Parteien, die Anhängerschaft der neuen Hofburgschauspielerin vom Stadttheater gefiel sich in ungeschickten Beifallsdemonstrationen, deren Tendenz alsbald die Reizbarkeit der „ersten Tra-

gödien" aufstacheln mußte, und bei der Aufführung von „Kabale und Liebe" mit der Wolter als „Lady Milford" und der Frank als „Luise" kam es zur Entladung des in den Kulissenlüften steckenden Gewitters. In der großen Szene zwischen Luise und der Milford stürmten die „Frankaner" derart, daß Lady Milford eine Pause machen mußte, ehe sie sich wieder hörbar machen konnte. Das war der Wolter in diesem Hause noch nicht passiert; bisher hatte man ihrer Rede stets spannungsvoll entgegengelauscht, jetzt wurde sie am Reden behindert durch das Beifallsrauschen, das einer anderen, einer Neuen galt. Ein Weinkrampf faßte sie, und hinter den Kulissen entwickelte sich eine katastrophale Szene. Der gräfliche Gemahl kam vom Parkett auf die Bühne gestürzt, fand seine Frau sich in Krämpfen windend und erklärte, aus aller sonstigen Fassung geratend, in lodernder Erregtheit: „Du betrittst dieses Theater nicht mehr, solange die Dame hier engagiert bleibt — entweder sie geht, oder du gehst." Ein „Entweder-Oder", dessen Endentscheidung nicht zweifelhaft sein konnte. Kathi Frank wurde nicht „gegangen" — man mußte doch den Schein meiden, dem Machtgebot einer Schauspielerin, mochte es die erste und größte sein, gar so unbedingt Folge zu geben — aber sie fand es selbst geraten, freiwillig zu gehen.

Trotzdem stand Charlotte Wolter, wenige Ausnahmen abgerechnet, mit der Kollegenschaft ganz gut, denn sie konnte, sobald nicht ihr Dominium angetastet schien, eine prächtige Kameradin sein. Wohl bekam man auch, wo es Gelegenheit gab, ihren scharfen Witz, ihr behend treffendes Wort zu fühlen, — aber man lachte gerne mit, auch auf die eigenen Kosten.

Von einer Kollegin, deren besonderer Mangel an Leibesfülle fast sprichwörtlich geworden, wird ihr hinterbracht, diese habe über eine Rolle geäußert: „Das hätte mit mehr Seele gespielt werden müssen, als wie's die Wolter gespielt hat." Worauf sie lachend meint: „Ich möchte auch wissen, wie es die mit Körper spielen könnte."

Als sie zum ersten Male die Isabella in der „Braut von Messina" spielen sollte, war ihr ein Don Manuel beigegeben, der seiner Deklamation gerne einen schwermütigen

Klang gab. Im Privatleben war der Künstler durch seinen Hang zur Sparsamkeit bekannt. Auf der Probe nun, in der Szene mit dem Chor, dem er seine Weisungen wegen der Besorgung der Brautgeschenke gibt, verfällt Manuel wiederum in den schwergetragenen Ton, worauf die Wolter ihm durch einen Theaterarbeiter ein Billett sendet, mit der Frage darin: „Warum gar so melancholisch, Liebster? Vielleicht wegen der hohen Preise? ..."

So wußte sie nicht bloß mit dem tragischen Speer, sondern auch mit den Scherzespfeilen umzugehen.

In der Entwicklungsgeschichte der tragischen Bühnenkunst stand Charlotte Wolter am Ausgange einer Epoche, die mit ihr einen, wenigstens vorläufigen Abschluß fand. Sie durfte als die letzte deutsche „Tragödin des Blutes" gelten, vor dem Eintritt der Ära, in der die „Tragödinnen der Nerven" auf den Plan getreten sind.

Herbsttrost.

Menschen, welche wissend sterben müssen,
Sind wie Blumen, die im Herbst erblühn,
Die vieltausendfarbig leuchtend glühn
In des Sommers letzten Abschiedsküssen.

Denn sie wollen, eh ins Grab sie sinken,
Einmal noch in voller Schönheit stehn,
Einmal noch die Erde leuchten sehn,
Und noch einmal Glut des Lebens trinken.

Dann wird ihnen, die in fernen Räumen
Ihre wundersamen Pfade ziehn,
Neues Leben, neues Licht verliehn,
Wenn zur Erde sie zurück sich träumen.

Hans Caspar von Starken.

Der Tag der Perpetua.
Erzählung von Ernst Zahn.

Der Tag tat langsam die leuchtenden Augen auf, von deren Blick die Welt hell werden sollte. Sie waren noch trübe. Es wohnte noch der Traum der Nacht darin, und Glanz und Frische fehlten ihnen; so fiel auch über das Land erst ein mattes Licht, aber man sah doch schon, daß es ein Tag feierlich und klar wie ein Sonntag werden wollte, obschon er mitten in der Woche lag und kein Glockengeläute, sondern nur das Dengeln der Sensen rings in den Bergen ihn begrüßte. Und es war, als täte das ganze gesegnete Bergland dem wolkenlosen Morgen entgegen einen weiten frohen Atemzug, mit dem es sein erstes Licht, seine reine Kühle einsog. Die mächtigen Wälder schienen sich in diesem Atemzuge einmal gleich einem wehenden Fächer zu biegen, das hohe schnittreife Gras an den weiten, hügeligen Hängen sich rieselnd zu neigen. Hoch über den Wäldern und Matten aber und über den Dörfern, die als kleine zusammengedrängte Häuserhaufen je mit einem freundlichen Kirchlein auf den Matten standen, liefen Rosenlichter über vielzackige Felsburgen und über weißen Firn.

Du wundersam heiliger Morgen! Alles war noch still; denn selbst das Sensendengeln verlor sich in der großen Ruhe, und ebenso verschlang dieses Frühmorgenschweigen die paar Worte, welche frühaufstehende Menschen, um ihre Hütten geschäftig, sprachen.

„Sakerment, das wird ein Heutag," sagte zum Beispiel Johann Schmid, der Bauer, der eben aus seinem großen, hellen Hause kam und nach dem danebenliegenden Stalle sich begab, zu seiner Tochter Perpetua. Die Worte hallten wie in einem weiten Saale; denn der Bauer hatte trotz

seiner schmalen, dem dürren, langen Körper entsprechenden Brust eine tiefe, klangvolle Stimme. Aber doch waren sie verhallt, kaum daß sie laut geworden, aufgetrunken vom Schweigen der Natur.

„Dabei sind keine Heuer aufzutreiben, nicht um schweres Geld," bemerkte Schmid nach ein paar weiteren Schritten über die holperigen Pflastersteine. Ehe er durch eine der niederen Stalltüren eintrat, wandte er dann noch einmal das braune, hagere Gesicht nach der Tochter um und sagte: „Halte ein Auge auf die Straße, und wenn du eine oder einen abfangen kannst, die mitheuen helfen könnten, sei es nun ein Bettelweib, ein Handwerksbursche oder meinetwegen ein Mausfallenhändler sogar, so heiße sie herauf. Sie sollen beim Hagel einen guten Taglohn haben."

Das Mädchen nickte und tat ein paar Schritte weiter, am Stalle vorüber, bis wo die Mauer des Vorplatzes ein Ende hatte. Das tat sie gedankenlos, nicht um schon ihre Wacht an der Straße anzutreten. Sie hatte einen fremden Ausdruck in den großen, grauen, unter schwarzen Brauen mit tiefem Glanz hervorzündenden Augen. Wenn sie sprach und wenn sie arbeitete, immer sagte etwas in ihrem Blick, daß sie nur halb bei der Sache war; so zwar, daß Hände oder Mund an ihrer Stelle rechtschaffen ihre Pflicht taten, die Gedanken aber inzwischen in irgendeiner blauen Ferne auf einem sonnenbeschienenen Erdenfleck einen stillen Reigen tanzten. Auch jetzt suchte zwar ihr Blick die Straße, aber so versonnen, daß es zweifelhaft blieb, ob sie es gesehen haben würde, wenn in dieser Herrgottsfrühe wirklich schon Wanderer darauf aufgetaucht wären.

Des Mädchens äußere Erscheinung hatte nichts mit ihrem sinnenden Wesen gemeinsam. Ihre Gestalt war nicht zart noch traumhaft, sondern von ziemlich hohem Wuchs, fast knorrig, eher hager, die nackten Arme waren schlank und weiß, das Gesicht bleich, aber von starken Zügen. Sie setzte den einen Fuß auf die niedere Mauer und stemmte die Ellbogen aufs Knie. So vornüber gebeugt, schaute sie in ruhiger Haltung ins Leere hinaus. Das wachsende Morgenlicht zeichnete scharf die Linien ihrer Gestalt. Wie aus Stein geschlagen stand sie eine Weile da; es rührte



Bildnis.

Miniature eines unbekannten Meisters aus dem Anfang des XIX. Jahrhunderts.

sich nichts an ihr, nicht einmal, daß der Morgenwind an den Schläfen das lose Haar bewegte, das sonst glatt, glänzend und dunkel in dünnen Zöpfen um den Kopf gesteckt war.

Erst als vom jenseitigen Ende des Pflasterplatzes das Klatschen eines Holzschuhs hörbar wurde, sah Perpetua mit einer gemächlich sicheren Bewegung sich um. Ein gleichgültiges Lächeln ging über ihr Gesicht, die Augen glitten dabei über den hinaus, auf den sie gefallen waren.

„Tag," sagte sie.

„Tag," grüßte gleichzeitig Peter Huonder.

Er trug die Sense über der Schulter, und sie gab mit der weit ausgeschwungenen Linie ihres Messers seiner hohen, hageren Erscheinung ebenfalls etwas Schwunghaftes. Breitspurig, die dünnen Beine etwas sichelförmig, stand er auf seinen Schuhen. Sein Gesicht trug eine scharfe Familienähnlichkeit mit dem seines Vetters, des Johann Schmid, und war, obwohl er jünger war als jener, früh faltig und braun, hatte sonderbar kurzhaarige, schwarze Brauen und einen ebenso kurzen Schnurrbart, der aussah, als ob er mit den starken braunen Zähnen Haar für Haar an der Spitze abgebissen hätte.

„Das gibt einen Heutag," meinte auch er jetzt und sperrte dabei den großen Mund lachend auf. Man sah ihm die helle Freude an dem Wetterglück und der heute zu leistenden schweren Arbeit an.

„Hat der Vater Mäder gefunden?" frug er dann die Perpetua. Er sagte ‚der Vater' und nicht ‚der Vetter' und meinte dabei seinen zukünftigen Vater, nicht nur den des Mädchens, denn es war eine ausgemachte Sache, daß er und Perpetua über Winter, wenn die Arbeit geringer und das Wärmen not wurde, einander heiraten würden.

Warum hätte die Perpetua ‚nein' sagen sollen! Huonder war einige fünfzehn Jahre älter, aber ein hablicher Mann, ehrenwert, was ehrenwert sein kann, und da sie weiter keine Liebschaft gehabt und er ihr gerade nicht zuwider war, gab sie Vater und Mutter ganz recht, die ihr zuredeten, den Bewerber nicht fahren zu lassen. Die Menschen da oben machen nicht viel Umstände, nehmen das Leben

und das Heiraten wie es kommt. Wenn man nur zu essen hat! Nur zärtlich konnte die Perpetua mit dem Peter nicht sein, obschon etwas Zärtliches heimlich in ihrer Art war. Das war nun recht eigen: Mit Kindern, mit ganz kleinen besonders, kam es aus ihr heraus. Wenn sie eines in seinem Korbwagen liegend oder auf einem Tuche sitzend in einer der Matten fand, dann hatte sie eine sonderbar weiche, kluge Hand, es zu streicheln, zu besorgen. Wenn es lachen konnte, lachte es sie sicher an. Aus ihrem Herzen strömte eine Wärme auf und ergoß sich in ihr ganzes Wesen, in ihren Blick und ihre Finger, daß es aus jenem wie eine heiße Güte auf die Kinder niedersah und diese gar nicht mehr bäurisch und ungelenk, sondern fein und geschickt waren. Mit dem Peter Huonder war es anders. Wenn der einmal in seiner verlegenen Art sein Bräutigamsrecht beanspruchen wollte, legte es sich wie ein spröder Glasguß um die ganze Perpetua. Sie ließ ihn nicht mit Worten merken, daß seine Berührung ihr lästig war. Es ging nur wie ein Zucken und Steifwerden durch ihre Glieder, und Peter wagte nachher irgendwie nicht mehr, ihr nahe zu kommen.

Auch jetzt hielt ihn etwas von ihr fern. Vielleicht der nachdenkliche und zerstreute Ausdruck ihres Gesichtes. Sie wechselten noch ein paar Bemerkungen. Dann kam Schmid aus dem Stalle, und zwei Knechte wurden sichtbar. Man bot sich den guten Tag und richtete sich zum Auszug auf die zu mähenden Matten, während Perpetua ins Haus zurückging.

Der Tag wurde heller. Tiefen kamen in den Himmel. Im Westen legte sich strahlendes Gold auf einige Bergspitzen. Ein dünnes Glockenstimmlein tönte von der Kirche, die hoch unter einem Walde lag, und es war gerade, als ob ein Mensch aus diesem hervorgebrochen wäre und ein eintöniges ‚Komm, komm‘ über alle die grünen Hänge hinabriefe.

⌘ ⌘ ⌘

Die Perpetua hatte den Dienst im Hause. Alle anderen waren zum Heuen ausgezogen. Es gab in Stube und Küche so viel zu tun, daß die Wacht über der Straße, die

der Vater ihr angeraten hatte, nur eine oberflächliche sein konnte. Dutzende von Menschen konnten in den ersten Morgenstunden vorbeigezogen sein, ohne daß das Mädchen sie gewahrt hätte. Sie tat freilich, wo sie an einem Fenster vorüberging, jedesmal einen Blick auf die Straße hinab. Zweimal war sie auch schon vor das Haustor hinunter gelaufen und hatte gemeint, es des väterlichen Auftrages wegen zu tun, aber es geschah vielmehr, weil die Unruhe sie heute wieder einmal besaß, diese sonderbare Eigenschaft, die so schlecht in den Bauernkittel paßte. War sie ein weiter Verstand, dem die Alltäglichkeit eines Bauerntagwerkes zu eng war, oder eine Denkfaulheit, die nicht einmal die engen Pflichten dieses Tagwerkes klar sah, oder war sie endlich eine poetische Veranlagung, die sich manchmal recht sonderbare Wohnungen aussucht, die Phantasie, die weit über die Enge der Heimat und der Erde fliegt, vielleicht ohne daß der Eigner es weiß?

Als das Mädchen um die neunte Morgenstunde zum drittenmal auf den Hausvorplatz hinunter kam, sah es auf der mehlig überstaubten Straße, dort, wo sie talzu in einem Walde verschwand, einen Menschen auftauchen, der ihr von der Art zu sein schien, wie der Vater sie ihr bezeichnet. Die Stimme dieses Menschen kam ihm voraufgesprungen. Sie hatte etwas Helles, Glockenhaftes und schien von der Perpetua angezogen zu werden. Denn in einem Liedchen klingend, kam sie über die Matten herauf wie ein fröhlich hüpfendes Kind und umtanzte gleichsam mit Jodeln und Jauchzen das Mädchen. Es war etwas Ungewöhnliches in der Stimme und dem Gesang. Die Perpetua wurde aufmerksam. Sie konnte erkennen, daß der frohmütige Wanderer jung und rüstig ausschritt und etwas wie ein Felleisen umgehängt trug. Abgesehen davon, daß ihr der väterliche Auftrag wieder einfiel, zwang die Neugier allein sie schon, sich den Fremden näher anzusehen, und sie schlenderte daher wie zufällig auf einem kleinen Fußpfad, der sich durch die Wiese hinab nach der Straße schlängelte, bergnieder. Auf der Mauer, welche die letzte Matte abschloß, und die neben der Straße aufragte, ließ sie sich geruhsam nieder und wartete des Kommenden. Bald sah

sie einen Jüngling in einiger Entfernung auftauchen, von dem sie nicht verwundert war, daß er ebenso heiter und kräftig aussah, wie seine Stimme es hatte erwarten lassen. Dabei lehrte sie schon der erste Blick, daß sie es mit keinem Landeskinde zu tun, sondern einen der vielen über Berg nach Welschland ziehenden deutschen Handwerksburschen vor sich hatte, freilich keinen von der gewöhnlichen Sorte, sondern einen recht eigenartigen. Er war nicht sehr groß, aber von kräftiger und gelenkiger Statur, hatte braunes, leicht gewelltes, ungemein dichtes Haupthaar und an jeder Ecke des freundlichen und weichen Mundes ein paar spärliche Schnurrbarthaare, die ihm ein halb drolliges, halb gemütliches Aussehen gaben. Der Kopf war unbedeckt, und es hatte überhaupt den Anschein, als ob der braune, frische Gesell gern barhaupt durch Wind und Wetter laufe. In der Hand trug er einen derben Stock, am Gürtel ein Bündel mit wenigen Habseligkeiten, und an einem um den Oberkörper geschlungenen Band hing ihm am Rücken eine Laute. Wenn die Perpetua nun die Geschichte vergangener Jahre gewußt hätte, so möchte sie geglaubt haben, in dem Burschen einen fahrenden Sänger aus dem Mittelalter zu sehen; denn auch seine Kleidung hatte trotz modernen Zuschnittes vielleicht unter Einwirkung der Landstraße einen romantischen Anstrich bekommen.

„Guten Tag, Mädchen," grüßte der Wanderer keck, als er bis auf ein paar Schritte herangekommen war. Dabei sprang ihm ein heiteres und aller Falschheit ungewohntes Licht aus den braunen Augen, und der Mund hatte ein so einnehmendes, Grübchen in die Wangen grabendes Lachen, daß Perpetua immer erstaunter die eigenen großen Augen auftat.

„Seid Ihr eilig?" fragte sie aber ohne Scheu, ihres Auftrages eingedenk.

Der Fremde hatte vorüber gehen wollen, blieb jedoch nun in der Straße stehen und wollte wissen, weshalb sie frage.

„Wir brauchen Heuer," sagte Perpetua.

Der andere sah sich um, als müsse er sich überzeugen, ob ihm die Gegend passe, und wendete sich dann wieder

dem Mädchen zu. „Drei haben mich unterwegs schon abfangen wollen,“ lachte er, „ich bin meiner Lebtag noch kein so begehrter Herr gewesen.“

Etwas in seinem Tone ärgerte das Mädchen. Die Handwerksburschen waren für die Tochter des hablichen Bauern nicht eben ein Gegenstand besonderer Hochachtung. „Wenn du nicht willst, laß es sein,“ murmelte sie in sich hinein und wollte sich abwenden.

Da sagte der Bursche: „Am Ende — zu versäumen habe ich nichts. Es kann mir ganz recht sein, einmal mitzutun.“

Perpetua tat gnädig. „So kommt!“ sagte sie.

Er schwang sich geschickt auf die Mauer. „Mähen kann ich nicht,“ meinte er, als er hinter ihr den kleinen Fußpfad hinan schritt.

Sie antwortete, daß das schon die andern täten, und während sie, hie und da still stehend, über die Wiese hinaufstiegen, klärten sie einander, soviel ihnen nötig schien, über ihre Persönlichkeiten und Lebensumstände auf. Der Wanderer hieß Wolfgang Händler und war seines Zeichens ein Schreinergesell. Er kam aus einer Gegend am Rhein, wo ein munteres, leichtlebiges Volk sitzt, das den Fasching zum Hauptfest des Jahres und sein Leben zum Fasching macht. Eine frische, sprudelnde Freude war in seinen Blicken und seinen Worten, ganz wie sie vorher in seinem Gesang geklungen hatte. Seine lachende, bewegliche Art nahm sich hier im Bergland, wo ein langsames und bedächtiges Volk saß, so ungewöhnlich aus, daß Perpetuas Staunen und Interesse immer mehr wuchsen. Dabei fand sie bald Gefallen an diesem Ungewöhnlichen, ging selbst in ungewohnter Lebhaftigkeit auf das Wesen des andern ein und hatte, noch ehe sie miteinander das Haus erreichten, das unbewußte Empfinden, daß ihr da etwas Merkwürdiges begegnete.

✠ ✠ ✠

Nachdem sie ihm einen Morgentrunk geboten, führte Perpetua den geworbenen Heuer in die wogenden Wiesen hinaus und dem Vater zu. Johann Schmid betrachtete den Ankömmling mit dem Mißtrauen des Bergbauern,

gab dann unumwunden der Meinung Ausdruck, eine große Hilfe werde mit ihm nicht gewonnen sein, marktete aber doch mit ihm um den Lohn, und Wolfgang Händler wurde für den strahlenden Heutag als Arbeiter eingestellt. Die Perpetua ging indessen langsam nach Hause zurück. Zum erstenmal wäre sie lieber unter den Heuern geblieben. Sie lief an diesem Vormittag mehrmals aus der Küche, wo sie zu tun hatte, in die Wohnstube, wo die einzige Uhr im Hause tickte, und die Zeit verging ihr schneckenhaft, bis die Stunde da war, zu der sie das zweite Frühstück den andern in die Matte hinaus zu tragen hatte. Leichtfüßig machte sie sich dann auf den Weg, den steinernen Weinkrug in der einen, den Korb mit Eßzeug in der andern Hand. Der Tag leuchtete wohlgefällig auf sie nieder und warf ihr einen goldenen Sonnenmantel über die schlanken Schultern. Das rote Tuch, das sie zum Schutze gegen die Hitze im Zipfel über den Kopf gelegt, schimmerte weithin über die Wiesen.

Johann Schmid trat mit Frau und Leuten von der Arbeit ab, als die Perpetua sie erreichte. Am obern Saum seines Wiesenlandes, wo dichte Eschen ihre Schatten breit und kühl auf den geschorenen Boden legten, ließen sich die Leute zur Rast nieder. Da saßen die behäbige und stramme Mutter der Perpetua neben ihrem zähen Mann, ein paar alte Weiber, die Magd des Hauses, endlich Peter Huonder, der Bräutigam, mit Knechten und Taglöhnern. Mitten unter ihnen hatte der fremde Handwerksbursche seinen Platz. Die Perpetua packte den Korb aus und verteilte das Brot und den harten Käse. Der Krug ging von Hand zu Hand, und jedes tat einen tiefen Zug daraus. Anfänglich hatten die Bergler das Wort. Schmid, der Bauer, machte einen Scherz, und Peter sagte etwas Kurzes dazwischen, die Bäuerin lachte, und dann und wann erzählte der etwas und jener etwas. Auf einmal aber und ohne daß jemand wußte oder danach fragte, wie es kam, sprach der Rheinländer allein noch. Hatte es seine Heiterkeit, der helle Wohllaut seiner Stimme oder nur sein einnehmendes Gesicht den andern angetan, sie saßen, mitten im Vespern begriffen, um ihn und hörten ihn an, wie er redete. Mit

der Erzählung einer Schnurre hatte er angefangen, mit allerlei Erlebnissen, die er auf seiner Fußreise gehabt, fuhr er fort. Dann kam er auf die Heimat zu sprechen und dann lachte er über sich selbst, wie er, der Landfremde, plötzlich hier unter ihnen sitze. Er hatte eine wunderbare, natürliche Gabe zu sprechen.

„Schade, daß ich meine Gitarre drüben im Hause gelassen habe," meinte er nach einer Weile. „Sonst hätten wir jetzt eins singen können."

Die Perpetua sagte, sie würde das Instrument mitbringen, wenn sie zu Mittag trage. Das Mädchen sprach am wenigsten von allen. Sie hing mit ihren Augen an dem beweglichen Fremdling, und manchmal sprang etwas wie ein Blitz der Freude durch ihren Blick. Es war etwas Neues an ihr und brach aus dem bisherigen Gleichmut ihres Lebens als ein Flämmlein auf, das gleichsam ihre ganze Gestalt bis in jedes Glied erwärmte und besonders auf ihre Wangen eine Röte und in ihre Augen den Ausdruck einer Lust und eines Interesses trug, die sie bisher an nichts gefunden hatte.

Nach ihrem Weggang, während die Heuer auf den Wiesen ihre Arbeit fortsetzten, machte Wolfgang, der Schreiner, sich die Bauern immer mehr zu Freunden. Sie taten ihm das zwar nicht zu wissen, gerieten aber selbst in eine aufgeräumte und behagliche Stimmung, in welcher sie zuweilen heimlich mit gutmütigem oder überlegen ruhigem Lachen einander zunickten und den Rheinländer einen Teufelskerl nannten. Perpetua traf, als sie nach einigen Stunden mit dem Mittagsbrot kam, die ganze Gesellschaft in munterer Laune an. Über die Laute, welche das Mädchen sich umgehängt hatte, wurden allerlei Witze laut. Daß einer, der sich mit solchem Firlefanz in der Welt herumschleppe, zur Arbeit nicht geschickt, sei nicht zu verwundern und dergleichen mehr! Wolfgang lachte dazu und wollte wetten, wenn er einmal ein paar Tage nichts zu essen habe, lulle ihm sein Instrument den knurrenden Magen ein. Nach der Mittagsmahlzeit griff er dann zu diesem, stimmte es und begann leise zu singen.

Die Heuer schauten ihm neugierig zu und lauschten

dann, die einen sichtlich aufmerksam, andere Gesichter schneidend, aus denen zu lesen war, daß sie für Musik kein Verständnis hatten. Einige kümmerten sich nicht um den Wolfgang, streckten sich im Gras aus und hielten den Mittagsschlaf, der an der Zeit war.

Des Burschen Stimme klang jetzt, da sie nicht in den Tag hinaus schmetterte, weich und wohllautend. Wie die Gabe des Erzählens hatte er die des Vortrags; und er wußte, was seinen Zuhörern behagte, sang heitere Weisen, witzige Liedchen, daß die Weiber kicherten und die Knechte einander anstießen. Einmal, als Wolfsgangs Blick den der Perpetua kreuzte, stimmte er ein kleines Volkslied an.

Wie ein Bächlein sind zu schauen,
Valleri, Vallerei,
Deine Augen, deine grauen,
Valleri, Vallerei.

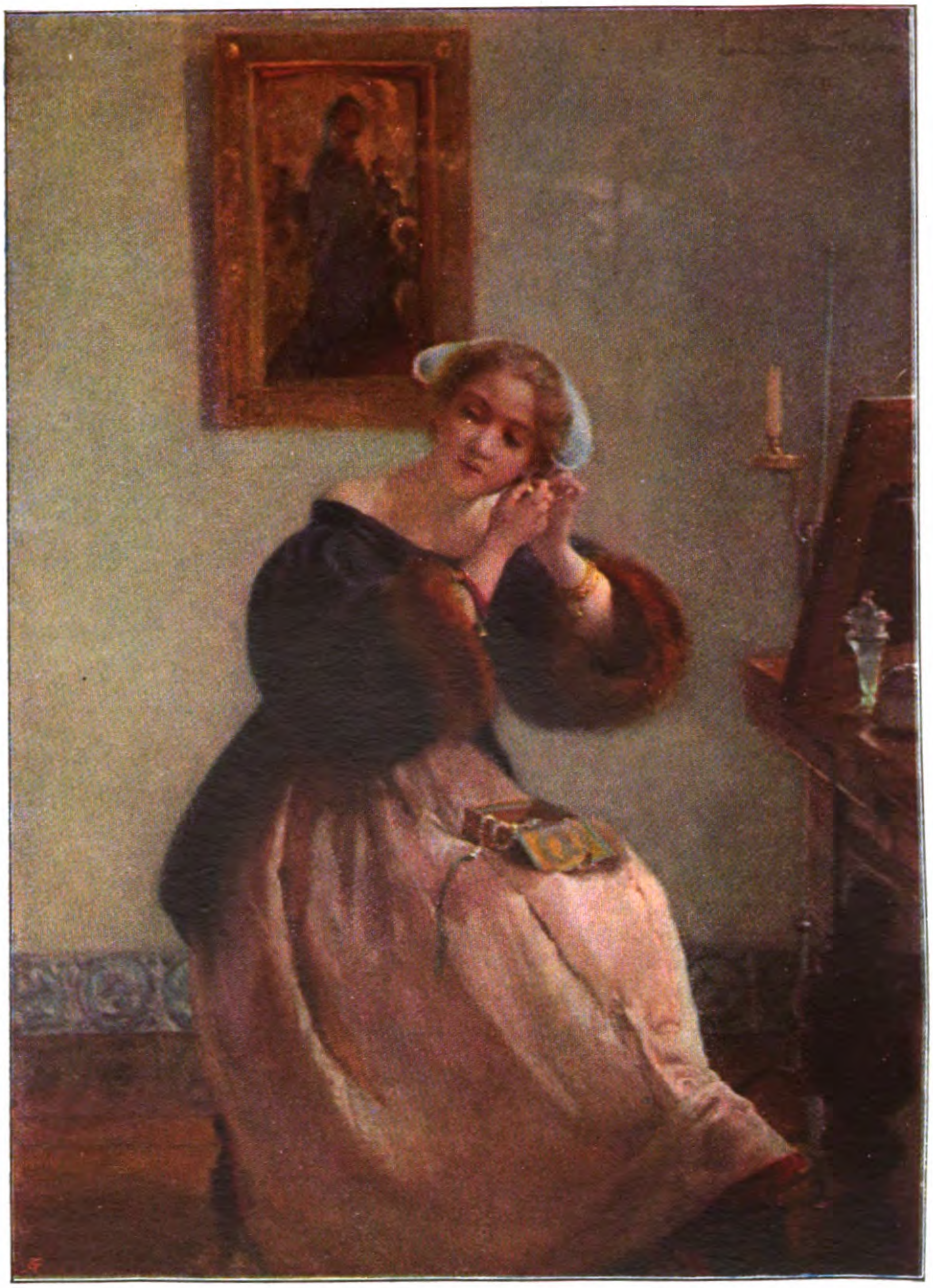
Doch wie fremd ist mir geschehen,
Valleri, Vallerei,
Als ich still hinein gesehen.
Valleri, Vallerei.

Wie von Tiefen aufgetrunken,
Valleri, Vallerei,
Ist mein Blick darin versunken.
Valleri, Vallerei.

Und zu spät hab' ich gesehen,
Daß das Bächlein grundlos sei,
Mußte selbst drin untergehen,
Valleri, Vallerei.

Die Perpetua war ein Bild zu sehen. Ihr Gesicht war bleich und seltsam lebendig, so als zuckte jeder Nerv unter der glatten Haut. Ihre Augen hatten einen verklärten Ausdruck. Sie vergaß ihre ganze Umgebung, sprach mit niemandem ein Wort, sah nur immer den Musikanten an.

Die Heuer bekamen lange vor dem Mädchen das Musizieren satt.



Die erſten Ohrringe.
Gemälde von Laura T. Alma-Tadema.

„Es tut es jetzt," sagte Johann Schmid, als Wolfgang abermals ein Lied anstimmen wollte.

Ein paar Knechte hatten ein Kartenspiel hervorgekramt und begannen im Gras zu trumpfen.

Wolfgang Händler erhob sich, nahm seine Laute und schlenderte, vor sich hin summend, von ihnen hinweg. Einmal sah er über die Schulter zurück und lachte; es fiel ihm ein, unter was für ein schwerfälliges, trockenes Volk er geraten. Bei diesem Umsehen gewahrte er die Perpetua, die hinter ihm her kam.

„Sing doch noch, du," sagte sie, als sie ihn erreichte. Sie gab ihm ganz unbewußt das landesübliche „Du"; es war ihr, als kenne sie ihn schon jahrelang.

„Damit sie besser schnarchen können?" fragte er mit Lachen entgegen und zuckte mit der Schulter nach den im Grase liegenden Männern.

„Ich könnte noch lange zuhören," fuhr sie fort und wies dann nach einem andern Schattenplatze der Wiese, entfernt vom Lager der Bauern. „Komm dorthin und sing mir allein noch eines," sagte sie in meisterhaftem Ton.

Der Bursche sah sie erstaunt an. Er hatte ihr bisher keine besondere Aufmerksamkeit geschenkt, sich nur unbewußt über das gewundert, was sie von den übrigen unterschied.

Einen Augenblick wollte ihr Wesen ihn lächern. Dann sah er näher zu. Die Art paßte zu ihrer schlanken, ernsten Erscheinung. „Meinetwegen," sagte er und klomm der Stelle zu, die sie ihm bezeichnet hatte.

Sie ging schweigend neben ihm. Dann ließen sie sich nebeneinander ins Gras nieder. Ihr Platz lag höher als derjenige der andern. Auch ihn schatteten grüne Büsche, aber zwei schlanke, weißstämmige Birken hoben sich über das übrige Gesträuch hinaus und trugen auf jedem Blatt den heißen Glanz des Tages. Weil diese Blätter in einer steten Unruhe zitterten und sich drehten, war zu Häupten der beiden Dasitzenden ein unablässiges Blitzen und Zucken, als ob kleine goldene Vögel durch die Bäume huschten.

„Was soll ich singen?" fragte Wolfgang ein wenig unwirsch, als ob ihm das Spielen selbst verleidet sei. Die

Laute hielt er im Schoß, beugte sich ein wenig darüber und sah nach der Perpetua. Seine Augen trafen in die ihren, aber ganz tief hinab. Sapperment waren der ihre Augen schön! Die Wimpern umstanden sie lang und schwarz, und sie leuchteten daraus mit einem tiefen, verständigen Ernst hervor! Es krabbelte ihm etwas im Herzen. Er fand es auf einmal ganz vergnüglich, neben der Perpetua zu sitzen. Seine Finger glitten halb unbewußt über die Saiten der Laute, und er begann wieder zu singen, aber leiser, mit einer ungemachten Innigkeit.

„Jetzt das noch einmal, was du drüben zuletzt gesungen hast," sagte das Mädchen, als er eine Weile musiziert hatte.

Auch den Willen tat er ihr und begann:

„Wie ein Bächlein sind zu schauen,
Valleri, Vallerei!"

Sie wußte es schon halb auswendig. Leise summte sie die wiegende, trauliche Melodie mit. Aber noch waren sie nicht zu Ende damit, als ein mehrstimmiges Jauchzen sie unterbrach. Die Heuer unten hatten sich von ihren Ruheplätzen erhoben und schickten sich an, wieder an die Arbeit zu gehen. Sie riefen nach den beiden Ausreißern. Man sah, daß sie Witze rissen. Auch Peter Huonder, der Bräutigam, tat mit. Er stand, hager und lang, ein Stücklein ab von den andern und blickte ruhig herauf. Im Gefühl sicheren Besitzes schien er sich durch keinerlei Unruhe oder Eifersucht in seiner Behaglichkeit stören zu lassen.

„Wir müssen," sagte die Perpetua zu ihrem Gesellschafter.

„Trägst du um vier Uhr das Abendbrot?" fragte er

Sie bejahte und wollte dann wissen, ob er heute noch weiter wolle.

„Nach Feierabend," antwortete er.

Als sie sich aber dabei in die Augen sahen, wußten sie, daß er es nicht eilig haben würde.

„Wir setzen uns dann noch ein wenig zusammen," sagte die Perpetua. „Ich höre fürs Leben gern Musik. Und wer weiß, wann ich wieder solche höre."

„Das können wir," bestätigte er.

Und dann — unwillkürlich, ohne daß Ursache war, da sie doch den gleichen Weg hatten, gaben sie sich die Hand. Es geschah zögernd, und zögernd ließen die Hände sich wieder los. Beide wurden dabei verlegen, und sahen sich doch mit Blicken an, die schon allerlei redeten, was sie selber noch nicht wußten.

Darnach stiegen sie zu den andern hinunter.

⌘ ⌘ ⌘

Am Nachmittage geschah das Ungewöhnliche, daß die Perpetua in einem Hui die Hausarbeit beendet hatte und kam, um beim Heuen mitzuhelfen. Von den andern mochte der und jener darüber erstaunt sein, aber sie sparten alle die Worte zu sehr, als daß sie sich lange besonnen und davon gesprochen hätten.

Perpetua schob sich während der Arbeit unbemerkt in die Nähe des Wolfgang. Manchmal tönte ihr klangvolles ruhiges Lachen über die Matte, und mit langsamen Bewegungen ihres schlanken Körpers handhabte sie den Rechen. Händlers Wohlgefallen an ihr wuchs. Er begann sich auf den Abend zu freuen, der ihm eine Stunde des Alleinseins mit dem Mädchen zu bringen versprach.

Dieser Abend kam. Er schien keinen Atem zu haben; denn auf der ganzen warmen Landschaft lag bewegungslose Ruhe, während die Sonne die Taltiefen verließ und ihr Gold mit lautlosem Fließen höher und höher auf die Berge zurückebbte. Am Himmel, der noch immer klar und blau war, stand nur im Westen eine Reihe der Form nach ganz gleicher Wolken. Eine war immer kleiner als die andere, und sie bildeten einen gegen das Ende sich zuspitzenden Streifen, der, durchbrochen von schmalen blauen Linien, aussah, wie ein mächtiger Wurm mit drachenähnlichen Gliedern. Diese Wolken waren anfangs weiß und durchsichtig. Ihre Farbe vertiefte sich aber. Jetzt war sie grau, jetzt braun, und jetzt begannen die Wölklein wie aus sich selber zu glühen, daß sie gleich nebeneinander gebundenen Rosen auf dem blauen Himmelsteppich lagen.

„Ihr habt hier ein schönes Land," sagte Wolfgang

Händler zur Perpetua, mit der er aus dem Hause trat, nachdem er den Blick durch den Abend hatte gehen lassen. Der Bauer hatte seinen Taglöhner ausbezahlt, die Mutter der Perpetua das Regiment im Hause wieder übernommen. Noch saßen die Heuer oben in der kühlen Stube beim Abendbrot. Wolfgang hatte sich verabschiedet, und Perpetua war ohne weitere Erklärung mit ihm gegangen.

„Sieh nur die Wolken," fuhr der Bursche fort, und sie blickten gemeinsam nach dem Himmel.

„Jetzt wird es immer schöner," sagte das Mädchen. „Und jetzt bleibst du noch ein wenig da, nicht wahr?" fügte sie hinzu. Sie sah heute Dinge in ihrer Umgebung, die sie nie gesehen hatte. Nun mahnte sie den andern, auf die feierliche Stille des Abends zu achten und auf das Leuchten der Berge. Dann forderte sie ihn auf, mit ihr zu kommen. Sie wisse einen Platz am Strom, der das Tal durchzog, wo sie noch eine Weile plaudern könnten.

Wolfgang zögerte nicht. Das Mädchen machte ihm warm. Eine Stunde mit der, — so übel war das nicht!

Sie stiegen über die Wiesen in die Tiefe. Unterwegs besprachen sie die befremdliche Tatsache, daß er mit dem Weiterwandern zögere. Wenn er überhaupt fürbaß wolle, sollte er den Rest des Tages noch nutzen! Und auf einmal waren sie mitten im Erklären, daß es so eilig nicht sei. Weiter wollte Wolfgang wohl, allein, meinte er, es gehe sich besser zur kühlen Nachtzeit als in der Hitze des Tages, und, fügte die Perpetua hinzu, der Mond komme früh und stehe voll am Himmel, da finde der Weg sich leicht.

Als sie sich dem stürzenden Strome näherten, wurden sie stiller. Ein kleiner Wald stand dort am flachen Flußufer, moosiger Grund, einige dreißig Tannen, am Waldeingang ein weißes, altes Kapellchen mit brusthoher Schutzmauer auf der Stromseite. Das alles lag im Abendschatten, während auf den Bergen noch der Widerschein der Sonne brannte und der Wolkenstreif immer tiefer erglühte.

Die beiden setzten sich auf die Mauer. Die Perpetua hieß Wolfgang singen. So nahm er die Laute. So schlichte Menschen sie waren, die seltsame Stimmung der Stunde nahm sie gefangen. Des Wolfgang Stimme zitterte, und

die Perpetua rückte dicht an ihn und stützte die Hand auf seine Schulter. Auf einmal schwieg er, drehte sich um und legte seine Rechte auf die ihre. Da schlug sie den Blick zu Boden und summte gedankenlos:

„Wie ein Bächlein sind zu schauen
Valleri, Vallerei!“

Dann wurde es ganz still. Sie rückten dichter aneinander und küßten sich. Es war aber, als ob der wundersame Abend ihnen Zurückhaltung auferlegte. Selbst Wolfgang, der doch kaum mehr empfand als den Reiz des Abenteuerlichen und eine Aufwallung verfliegender Freude, zeigte keinerlei Leidenschaft. Sie nahmen sich in die Arme und fühlten die Nähe ihrer jungen Körper mit einem Empfinden versonnenen Glückes. Der Wald regte sich nicht. Leise vertieften sich die Schatten unter den Tannen und an der Kapelle. Nur ein Berg flammte noch, der höchste im Lande. Ganz oben am Gipfel trug er den heißen roten Schein. Nun erlosch auch der.

Da verstrickten sich die Arme der beiden fester.

„Wenn uns jemand sähe,“ flüsterte die Perpetua und zog Wolfgang unter die Tannen. Sie traten hinein, und — war es das Dunkel oder das Schweigen — dann kam die Begierde. Aber wenn der Bursche zu stürmisch wurde, wehrte Perpetua ihm, tat das unbewußt, aber aus derselben Freude heraus, die sie ihm zugeführt hatte, und mit dem unbestimmten Empfinden, daß nichts Unrechtes den wundersamen Tag beschließen dürfe.

Es wurde beinahe Nacht unter ihren Zärtlichkeiten.

„Jetzt muß ich aber wirklich,“ sagte Wolfgang zum zwanzigsten Male.

Diesmal machte er ernst, und die Perpetua wehrte ihm nicht mehr. Hand in Hand schritten sie durch das Wäldchen. An seinem Rande kam ein kleiner Bach vom Berge nieder und warf sich mit sprudelnder Wildheit ein Stück weiter unten in den Strom. Händler hielt an und umfing das Mädchen noch einmal. Dann setzte er mit einem Sprunge über den Bach.

Die Perpetua stand einen Augenblick, hing mit den

Augen an ihm wie ein Hungernder am Brot. Plötzlich, ehe, er sich's versah, sprang sie ihm nach und warf ihm die Arme um den Hals. Und wiederum, ehe er es sich versah, hatte sie ihn losgelassen und war über den Bach zurück nach dem Walde geeilt.

Da hob er an, bergan zu schreiten. Das Herz war ihm nicht eben schwer, aber noch unter dem Eindruck dessen, was geschehen war, und dem Bedürfnis, das Mädchen, das er zurückließ, zu grüßen, sang er laut das Lied, das ihr gefallen hatte.

„Valleri, Vallerei!!"

Es tönte noch lange bergnieder, während er stieg. Ferner und ferner!

Der Singende konnte nicht wissen, daß die Perpetua noch unter den Tannen stand, die Hände vor die Brust gelegt, und lauschte und — schluchzte.

⌘ ⌘ ⌘

Die Perpetua hat den Peter Huonder nicht geheiratet. Zum Erstaunen Huonders und ihrer eigenen Leute erklärte sie, bald nach jenem Tage, daß sie ihn nicht nehme. Sie möge nicht, und damit fertig.

Die Bergleute sind gewohnt, ein Nein oder ein Ja ohne Begründung hinzunehmen, denn sie sind alle starrsinnig und nicht imstande, zu sagen, warum sie es sind. So brummten Johann Schmid und Peter Huonder wohl eine Weile, dann fügten sie sich mit Gleichmut. Um ein Weibervolk kamen sie denn doch nicht aus dem Gleichgewicht, beim Eid! An den fremden Handwerksburschen und daß der die Ursache von Perpetuas Sinnesänderung sein könnte, dachten sie nicht.

So blieb das Mädchen ledig, bleibt es wohl bis ans Ende; denn jetzt ist sie schon eine steinalte, hagere Jungfer, vor der jedermann Respekt hat, weil sie ein arbeitsamer, vernünftiger, andern hilfsbereiter Mensch, aber auch zeitweilig bärbeißig ist. Mancher sieht nun aber freilich auch mit heimlichem Lächeln auf sie. Vor Jahren nämlich ist die Perpetua ins Tal gegangen, hat sich eine Laute gekauft und sich von einem Schulmeister in einem der Nachbar-

dörfer im Spielen unterweisen lassen. Seitdem spielt sie und singt dazu, aber nur, wenn sie die Laune hat. Sie hat auch das Lesen angefangen und verschlingt seit Jahren alle Bücher, die sie auftreiben kann, gute und schlechte, geringwertige und gehaltvolle, denn sie weiß ihren Wert nicht einzuschätzen. Sie ist in ihrem Alltagsleben um kein Jota anders als ihre Talgenossen, nur wenn sie spielt oder liest, löst sich etwas von ihr, was nicht in ihren Körper paßt, und wandelt auf Sonntagswegen weit, weit fort. Und nachher kann sie lange sitzen und sinnen. Ein Tag steigt vor ihrer Erinnerung auf, an dem ein fremder Mensch in ihr Leben getreten, einer, der etwas von dem an sich hatte, was sie selbst von ihren Mitbürgern unterscheidet. Der Tag ist der Reichtum der Perpetua. Er hat für sie einen solchen Glanz, daß dieser hinreicht, ihr ganzes Leben bis an seine letzte Stunde zu erhellen. Einmal vor Jahren ist ihr der Gedanke aufgetaucht: Warum hast du jenen, den Wolfgang, nicht festgehalten? Und sie hat sich ganz ruhig gesagt, daß er vielleicht nicht geblieben wäre. Öfters, ebenfalls vor Jahren, hat sie gewartet: Ob er nicht einmal wiederkommt! Aber sie hat sich auch über sein Ausbleiben nicht gewundert. Es ist ihr alles gut, wie es ist.

So lebt die Perpetua hin, jetzt im trockenen Alltag, wo die Hände tun, was Landessitte ist, jetzt im Sonntag, wo die Freude im Herzen hüpft und drängt, und wo ein Sinn hinaus lauscht, immer hinaus. Und fern, fern aus der Jugend kommt ein Ton, leise, verträumt:

Wie ein Bächlein sind zu schauen,
Valleri, Vallerei!
Deine Augen, deine grauen.
Valleri, Vallerei!